EMIL LUDWIG

Genie und Charakter

ZWANZIG MÄNNLICHE BILDNISSE

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/genieundcharakte0000emil

GENIE
UND CHARAKTER

ZWANZIG MÄNNLICHE BILDNISSE

VON

EMIL LUDWIG

1 9 2 7

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN

Das Bild Friedrichs II. von Menzel wurde mit Genehmigung von F. Bruckmann A.G. München veröffentlicht

Die Bilder: Stein, Bismarck, Lenin, Lionardo, Shakespeare, Voltaire und Lassalle entstammen dem „Corpus Imaginum" der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg

35.—42. Auflage

Copyright 1924 by Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

W. A. IMPERATORI
ZUGEEIGNET

HEIDELBERG SOMMER 1923

„Bei mir sind, wie Sie wissen, die großen Männer die ersten, die Kriegshelden die letzten. Groß nenne ich Männer, die sich im Nützlichen oder im Erbaulichen hervorgetan haben; die andern, die Provinzen verheeren und erobern, sind bloß Helden."

Voltaire

INHALT

Seite

Vorrede: Über historische Gestaltung 9

I. TEIL

Friedrich II. 19
Stein 29
Bismarck 47

Stanley 59
Peters 73
Rhodes 81

Lenin 93
Wilson 111
Rathenau 135

II. TEIL

Lionardo 147
Shakespeare 173
Rembrandt 181

Voltaire 189
Byron und Lassalle 203
Goethe und Schiller 229

Dehmel 261
Bang 271
Bildnis eines Offiziers 279

ÜBER HISTORISCHE GESTALTUNG

Der modernste unter allen Porträtisten ist jetzt grade achtzehnhundert Jahre tot, er hieß Plutarch und war, paradox genug, ein Böotier. Aber in Wahrheit war er Athener an Kultur, Franzose an psychologischer Verve, Engländer an Puritanismus, an Gründlichkeit ein Deutscher. Zur Zeit Trajans hat er die Grundsätze ausgesprochen und selbst erfüllt, denen wir heut wieder zu genügen trachten:

„Nicht Geschichte schreibe ich nieder, sondern Lebensschicksale; nicht in berühmten Taten liegt allein der Beweis von Tugend oder Schlechtigkeit; oft zeigt vielmehr ein kleiner Umstand, ein Wort, ein Scherz den Charakter besser als große Schlachten und Belagerungen. Wie der Maler vor allem nach Gesicht und Zügen die Ähnlichkeit bestimmt, worin sich der Charakter kundgibt, so gestatte man auch mir, mich an die Anzeichen des Geistes zu halten und durch sie dem Porträt seine Form zu geben, Großtaten aber und Kämpfe anderen zu überlassen."

Zu allen Zeiten haben große Männer den Plutarch geliebt, hier fand der Kenner des Menschen seine eigenen Motive, Fähigkeiten, Dunkelheiten wieder. Napoleon führte ihn durch 20 Jahre mit sich, er las am Abend mancher Schlacht in seinem Zelte das Leben Cäsars, und zugleich schrieb sein Todfeind, der Freiherr vom Stein, wie häufig „große Männer in der Jugend durch Lesen der Geschichte sich zu edlen Taten angefeuert, in reiferen Jahren deren Lehren benutzt, im Alter durch Rückblick auf ihr eigenes Schauspiel sich über das Erlittene beruhigt und gestärkt haben."

Nach einer Zeit, die den Menschen aus Abstammung und Erziehung zu bestimmen suchte, ist uns, der darwinistischen Welt Entfremdeten, die Persönlichkeit als solche, zeitlos beinahe, wieder Studium geworden: Maße, Spannung und Lähmung ihrer

Lebenskräfte, Trieb zur Tat und Hemmung durch Gedanken, das wechselnde Fluidum ihrer Stimmungen. Während unsere Väter fragten, wie der einzelne mit der Welt harmonierte, fragen wir zuerst: harmoniert er in sich selber? Siege und Verantwortungen sind aus dem Milieu in die Seele des einzelnen zurückverlegt worden, so daß die Darstellung ins Innere zu dringen sucht, die früher der Sphäre gewidmet war. Auch das erneute Interesse an Memoiren ist ein biologisches, der Porträtist von heute, vor allem Psychologe, steht vielleicht dem Biologen näher als dem Geschichtsschreiber.

Um so freier ist er in seinen Formen. Er kann die dramatische Form benötigen oder den kurzen Essay, die mehrbändige Lebensbeschreibung oder den Leitartikel; alle diese Formen sollten ihm vertraut sein und je nach Objekt und Zweck der Darstellung von ihm ausgewählt werden; wie sein Bruder, der stumme Porträtist, Öl, Stift oder Kohle, Radiernadel oder Wasserfarben wechselweise benutzt.

In allen Fällen ist seine Aufgabe die gleiche, es ist die Entdeckung einer Menschenseele. Freilich baut der Porträtist auf dem rein wissenschaftlichen Biographen auf und bleibt immer sein Schuldner. Mit einer gewissen zynischen Naivität reißt er ihm mühsam erforschte Wahrheiten weg, um sie auf seine Art zu benutzen; ein Künstler, der die Beete einer Gärtnerei durchstöbert und, ist er fort, einen beraubten Garten dem grollenden Gärtner zurückläßt, doch in den Händen glüht ihm der schönste Strauß.

Denn wenn der Philolog mit seinem Studium beginnt, aus dem sich ihm allmählich das Bild des Menschen enthüllt, so hat der Porträtist mit der Vision seiner Gestalt begonnen und sucht aus den Akten im Grunde nur Bestätigungen seines inneren Vorgefühls. Wehe ihm aber, wenn er dabei zu phantasieren anfängt, wenn er Daten auch nur um Nuancen verschiebt, sich also dem Romancier annähert!

Denn der historische Roman ist immer ein unhistorischer Roman und darum das Schreckbild des echten Porträtisten. Wer schweift und erfindet, während er seine Gestalten mit historischen Namen schmückt, versündigt sich nicht bloß an der Gestalt, er verliert obendrein auch die Partie; denn Gott ist immer weise

und überdies phantastischer als der Dichter und hat dem Lebenslaufe seiner Wesen stets eine tiefere Logik mitgegeben, als sie der feinste Konstrukteur erdichten kann. Wer nicht mit Anbetung vor der Notwendigkeit aller Lebensdaten des Menschen steht, sollte nie wagen, einen historischen Menschen nachzubilden; er mag nur immer in seinen Träumen schweifen!

Darum tut der Porträtist vor allem gut, nur den Menschen darzustellen, der tot und also, wie die Sprache sagt, vollendet ist, denn Zeitpunkt, Art und Umstände des Todes geben oft erst den Schlüssel zu allem Vorangegangenen; das Porträt eines Lebenden bleibt immer nur unter Vorbehalten richtig, wie ja auch unter den gemalten Bildnissen eines Menschen das letzte — die Maske des Toten — immer das wahrste bleiben wird, wenn auch keineswegs immer das schönste.

Überhaupt geht vom Bildnis des Menschen meist die Vision seines Wesens aus, und die großen Porträtisten mit Pinsel oder Feder sind sämtlich große Physiognomen gewesen. Bildnisse, diese stummen Verräter, sind darum für den Biographen Materialien von demselben Werte wie Briefe, Memoiren, Reden, Gespräche, soweit sie der wissenschaftliche Vorgänger für echt erkannt hat, oder wie die Handschrift. Darum ist eine Biographie ohne voranstehendes Bildnis unmöglich.

So geht es auch mit den Gewohnheiten des Menschen: sie wurden früher wie Kuriosa eingefügt, kleine Bonbons für den Gaumen des Lesers; vollends die Anekdote wurde nur mit Fragezeichen, verschämt und gleichsam bei verdunkelter Forscherwürde überliefert. Uns anderen weist die kleinste Gewohnheit zuweilen die Richtung, um auf bestimmte Züge des Charakters zu stoßen, und die verbürgte Anekdote wird zum Epigramm.

Noch heute schließen wissenschaftliche Biographien zuweilen mit einem Kapitel, das den Helden „als Menschen" schildern soll; ein Anhang, wie die Tafel einer Schlacht oder das Faksimile eines Notenblattes. Was aber soll denn der Porträtist darstellen als eben sein Objekt als Menschen? Und welche andere Aufgabe ist ihm gestellt, als alle Taten und Gedanken, Wünsche und Motive dieses Menschen zurückzuführen auf nicht mehr teilbare Elemente der Seele?

Dies zu erfüllen, muß er freilich mehr als ein Kenner der Epoche, Kenner des Menschen muß er sein, Psycholog und Analytiker. Die Deutung einer Seele aus den Symptomen des Handelnden muß ihm geläufig sein, aus Intuition wie aus Erfahrung. Sicher sind in großen Diplomaten große Biographen versteckt; sicher könnten diese im Kreise der Diplomatie fruchtbar werden.

Doch auch Kenner des Genius muß der Darsteller sein, und eben hierin liegt die größte Schwierigkeit begründet. Dichterische Kraft ist Bedingung zur Erkenntnis und Darstellung eines Dichters, weltliches Leben zur Darstellung eines Weltmannes, politische Einsicht zur Darstellung des politischen, Kenntnis der Frauen zur Darstellung des erotischen Menschen; ein verwandtes Fühlen, mit einem Worte, ist Bedingung zur Darstellung genialischer Naturen. „Ich finde Gefallen in dem Gedanken — schrieb Vauvenargues — daß, wer so große Taten versteht, nicht außerstande gewesen wäre, sie auszuführen, und mir erscheint das Schicksal ungerecht, das ihn darauf beschränkt hat, sie niederzuschreiben."

Wer seine Aufgabe in so großem Sinne faßt und entschlossen ist, in der Erzählung eines Lebenslaufes zugleich ein Exempel für das Wesen des Genies zu geben, wem sein Held nur immer eine Art von Beispiel bedeutet, um die Grenzen der Menschheit zu bezeichnen, der ist im vorhinein jeder Gefahr der Parteinahme überhoben; er kann weder national noch sonst verblendet sein, parteilos steht er vor seinen Helden und ist, wie Shakespeare und Balzac, die Menschenschöpfer, durch keine sogenannte Weltanschauung begrenzt.

Hier liegt ein neues Problem: muß der Biograph kalt sein wie der Richter oder leidenschaftlich Stellung nehmen wie der Advokat? Uns scheint die rein platonische Darstellung salzlos und langweilig; doch auch die Forderung ist einseitig, man müsse seinen Helden von Grund aus lieben.

Auch hierin ist Plutarch Vorbild und Meister. Indem er immer einen Griechen in Parallele mit einem Römer stellt, kann er die Kunst des Wägens und jede Freiheit von Vorurteilen erweisen. Immer erkennt er den Genius und bleibt vor ihm unbestechlich. Mit der Intuition des Dichters durchdringt er die Motive seines

Helden, erspürt die Leidenschaft und wiederum die Freiheit als Motiv. Durch beinah unsichtbare Anzeichen, wenn sie nur schlagend sind, läßt er sich leiten, durch die sichtbarsten Daten läßt er sich nicht blenden. Den Charakter entwickelt er ohne Rücksicht auf das Genie, doch unversehens entfaltet sich dieses mühelos aus dem Charakter.

In dieser Kunst sind die Franzosen groß; unter den Deutschen ist sie vielleicht nur Goethe in seiner Psychographie Winckelmanns gelungen, die sich der Skizze eines Dramatikers nähert.

Dies sind die Vorbilder der folgenden Versuche. Man wird darin tätige und betrachtende, handelnde und bildende Menschen finden, alle genialisch, alle problematisch. Auf den Schnittpunkt dieser Eigenschaften kommt es an. Auch dort, wo sie im Politischen wirken und noch aus unseren Tagen stammen, wird der Versuch gemacht, sie von oben zu sehen, wie denn diese zwanzig Bildnisse, die sechs Jahrhunderten und neun Nationen angehören, nur durch ihre Seelenzustände, doch eben durch diese stark verbunden sind.

Aus Skizzen solcher Art können sich Vorbilder des Menschlichen entwickeln. Und eben dies ist hier der Sinn und Zweck. Dem Leser jeder Sphäre, besonders aber der Jugend darzustellen, wie große Männer keine Götter sind, wie sie von denselben allzumenschlichen Passionen, Hemmungen und Lastern geschüttelt wurden, die jeden andern Sterblichen beunruhigen, und wie sie dennoch sich zu ihren Zielen durchkämpfen: das ist unsere erzieherische Absicht. Auf diese Art spornt man den Menschen an, sich selbst, trotz allem, das Höchste abzufordern.

Eine andere Schule der Darstellung, mit der man auf Universitäten das Genie in seinem Werke aufzulösen strebt, während wir das Werk in der Persönlichkeit aufgehen lassen, bringt dem Leser den Vorteil eines Systems, das uns durchaus fehlt; sie hat dafür den Nachteil, nie als lebendiges Vorbild zu wirken. Was sich daneben in psychiatrischem Hochmute tummelt, wird nie einen vollen Menschen, stets nur seine verdunkelte Provinz beschreiben.

Wozu aber überhaupt Geschöpfe nachbilden, wenn nicht ein Vorbild, vielleicht auch eine Warnung daraus entsteht! Dies war zu allen Zeiten Sinn des Dramas; es sollte dem Porträtisten auch

dann das hohe Ziel bedeuten, wenn er sich biographischer Formen bedient.

Doch dazu ist berufen nur, wer die Rhapsodie seines eigenen Lebens immer wie eine fremde vernimmt, wer in seinem Schicksal, auch wenn es unbewegt erscheint, ein Gleichnis noch des bewegtesten erfühlt: nur wer sich immer in der Menschheit spiegelt, ist geschaffen, Menschen nachzuschaffen. Er allein, der sein Leben als ein Gleichnis erlebt, ist reif, das Gleichnis anderer Menschen zu erfassen.

Denn wie er selbst Notwendigkeit in seinen Tagen spürt, so wird er mit Ehrfurcht in fremden Geschicken nichts anderes als Notwendigkeit erkennen und mit behutsamer Hand das, was geschah, aus dem verschlungenen Gewebe der Charaktere deuten, in denen Gottes Finger winkt.

I. TEIL

FRIEDRICH II.

„Die Kugel die mich treffen soll,
kommt von oben."

Im Gleichgewicht beginnen manche Naturen ihre Bahn, dann werden sie von den Ereignissen beunruhigt und enden ohne Harmonie. Manche tragen von Anbeginn den Geist des Widerspruchs in sich, so tief, daß auch die glücklichste Entwicklung sie nicht heilen kann. Wenige sind es, die treten ein voll Unruh, Dunkelheit und innerer Spaltung, dann aber werden sie in ihrem Lauf von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewisser, werden klarer, bis sie am Ende ihrer Bahn zu jener Harmonie gelangen, für die sie die Natur vorausbestimmt.

Zu diesen zählt Friedrich.

Zwei Neigungen gefährdeten ihn: sein Hang zur Philosophie und zur Lebensform des Weltmannes.

Zwei Ereignisse reiften ihn: der Zorn des Vaters und die Folgen seiner Ruhmsucht.

Mit 16 Jahren war Friedrich nur ein zarter, hübscher Junge, die langen Locken wohlgekräuselt, mit einem Hang zu den Künsten der Frauen. Mit Recht schilt ihn der Vater effeminiert, denn auf preußische Throne gehört kein van Dyckischer Prinz. Nun kommt er an den Dresdener Hof, der Rausch, die Feste überfluten ihn. Früh sinnlich, schmachtend, weiblich, wie er ist, beginnt er mit einem Raffinement: sterblich verliebt er sich in ein älteres rassiges, heiteres Mädchen, die schöne Gräfin Orzelska, die man in Männerkleidern kaum erkannte. Doch als ihm dann auf einem Maskenfest eine andere Schöne, wenig verhüllt, hinter einem Vorhang gezeigt und angeboten wird, verläßt er die Gräfin. Von nun ab tanzt er leidenschaftlich.

Wieder in Berlin, wird er schwermütig und dichtet die ersten Liebesoden. Dies ist der Auftakt einer höchst unpreußischen

Prinzenbahn. Mutig von Natur ist er keineswegs. Sein Vater schilt ihn, daß er sich so schmählich behandeln lasse, doch als er ihm anträgt, auf die Krone zu verzichten, um dafür seinen Neigungen zu leben, lehnt Friedrich entschieden ab. Es folgen zwei Versuche zur Flucht. Beide scheitern. War ihm zu wünschen, daß sie glückten? Was wäre aus ihm in England geworden, aus diesem haltlosen jungen Herrn? Sofern er zur Harmonie in reiferen Zeiten ausersehen war: hier mußte der Unruhige straucheln und Strafe leiden.

Er schwört, nie werde er nachgeben. Zwei Monate später, in der Küstriner Zelle, schwört er: alles zu tun, was der Vater verlange, dem König wie ein Knecht zu gehorchen. Vor seinem Fenster wird der geliebte Freund, wird Katte hingerichtet. Er sieht's und zittert nur für sein eigenes Leben, mißtraut dem Prediger, der ihm beruhigendes Wasser reicht, mißtraut noch seinem Zuspruch, den er für letzte Tröstung vor dem Tode nimmt.

Männlicher in jedem Betracht, kehrt er in Freiheit und Stellung zurück. Hier beginnt Friedrichs Verschlossenheit, sein Rationalismus. Auch Verlöbnis und Ehe nimmt er, bei allem Abscheu vor der Ausgewählten, gern an als Mittel zu größerer Freiheit. Da diesen geistigen, anomalen, den eigenen Vätern fremden Mann nie der Gedanke der Generationen erfaßte, blieb er recht froh ohne Kinder und hat den Wunsch nach solchen, auch nach illegitimen, nie geäußert oder verwirklicht. Seine Unruhe hat andere Quellen.

Kredo des 20jährigen: „Ich bin all mein Lebtag unglücklich gewesen; vielleicht daß ein plötzliches Glück auf all den Verdruß mich zu stolz gemacht hätte. Es steht mir noch immer eine Zuflucht offen: ein Pistolenschuß kann mich von diesem Leben und Leiden befreien. Ich fühle, wenn man jeden Zwang so haßt wie ich, dann treibt einen das heiße Blut immer zum Extreme hin."

Die Jahre von Rheinsberg gelten für Friedrichs glücklichste Zeit. Es war nur seine ruhigste: ein 25jähriger nahm vorweg, was zwei Jahrzehnte später in Sanssouci dieselbe Lebensform zur Reife brachte. Ein junger Mensch, ganz unerprobt, sehr tatenlustig, nicht in der Lage abzusehn, wann er zum Handeln berufen

würde, läßt sich von Knobelsdorff auf das Portal seines Landhauses meißeln: Federico tranquillitatem colenti. Lustschiffe auf dem See, er selbst als Liebhaber den Philoktet, den Mithridates spielend, spielerische Gründungen von Ritterorden, die den altfranzösischen Ritterstil erweckten, frühreife Aperçus bei Tische, Prachtausgabe der Henriade, Herbeiholung der neusten Schriften des Herrn von Voltaire aus Paris, von Friedrich „mein Goldenes Vließ" genannt, Abfassung schlechter Verse im Geschmack der Zeit: das ist alles.

Doch es sind Züge der Entsagung: aus Glücksbestreben sich zum Platoniker zu stempeln, da man vom Handeln ausgeschlossen ist. „Ich gehöre zur Klasse der betrachtenden Menschen, was sicher das Angenehmste ist." Man spürt die herrische Verschlossenheit. Das Angenehmste? Warum dann nennt er Verse und Weltweisheit nur „Trost" in schlimmen Tagen, nur „Berauschung im Glück"? Gehört zur Klasse der Betrachtenden, wer aus der gesamten Philosophie sich immer nur für praktische Ethik interessierte, die der Lebendige sich noch am meisten fruchtbar machen kann? Die Metaphysiker verachtet er und setzt sie mit gewissen chinesischen Geheimniskrämern in Vergleich, und als man ihm Wolfs Metaphysik übertragen hatte, nahm ihm einer jener exotischen Sonderlinge, die er in den Zimmern hielt, nahm ihm ein Affe die Arbeit ab und steckte das Werk unaufgefordert in den brennenden Kamin.

Macchiavellis Buch vom Fürsten hat er ganz falsch verstanden, es war allein für jene Zeit geschrieben: ein italisches Vademecum um 1500, das niemand nach 200 Jahren im kalten Preußen widerlegen mußte. Doch nicht zuerst aus ethischer Leidenschaft: aus Tatenlosigkeit, kronprinzlicher Langeweile ist der „Anti-Macchiavell" geschrieben, wie sein Verfasser später Voltaire gesteht. Man ist geneigt, seine Leidenschaft für dies pathetisch-zynische Genie als Signum seines Inneren zu überschätzen. Voltaire war für Friedrich nur die Blüte eines Geistes, einer Sprache, in die sich notwendig versenken mußte, wer um 1740 Geist besaß.

Den Prinzen schützte vor Überwucherung des Literarischen sein Temperament, auf der Lauer.

Kredo des 27jährigen: „Ich fange endlich an, die Morgenröte

eines Tages aufdämmern zu sehen, der meinem Auge noch nicht voll leuchtet.“ Ein andermal: „Es soll doch eine Lust sein, ganz allein in Preußen König zu sein!“

Mit 17 ein durch Zwang dämonischer, mit 27 ein durch Zwang platonischer Mensch. Die Synthese war ein König.

Nun endlich, frei von jeder Nötigung, brach Leidenschaft sich Bahn. Ins Erotische konnte sie sich nicht wenden: „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber meine Liebe zu ihm ist eine sehr flüchtige. Ich suche nur den Genuß, und hernach veracht' ich es.“ Sie wurde Ehrgeiz, wurde Ruhmsucht. Dieser Mann wird von der Gloire erfaßt und hingerissen.

Wenige Monate ist er König: und schon benutzt er den ersten Anlaß, Karls VI. Tod, um alte Forderungen auf Schlesien zu erheben. Kaum ahnt er, was er tut, — was ganz Europa toll nennt: „Ich denke meinen Schlag am 8. Dezember auszuführen und damit die kühnste, durchschlagendste und größte Unternehmung zu beginnen, deren sich jemals ein Fürst meines Hauses unterfing.“ An den Freund Jordan: „Mein Alter, das Feuer meiner Leidenschaft, die Sucht nach Ruhm, ja Neugier selbst, um Dir nichts zu verschweigen, kurz, ein geheimer Instinkt hat mich aus der süßen Ruhe gerissen, und die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und dann im Buche der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“ Dies ist Friedrich, der von sich sagte, er könne sich einer Sache nicht halb ergeben, „ich muß immer kopfüber hinein“.

Auf dem Kampfplatz erschrickt er vor dem, was er gewagt. Vor seiner ersten Schlacht, bei Mollwitz, ist er geflohn und erst nach 16 Stunden wieder erschienen, als alles vorbei und gewonnen war, er war noch kein Feldherr. Ein Schlachtenheld, einer, der die Schlacht als Steigerung liebte wie Napoleon, ist Friedrich nie geworden. Er haßte die Jagd und liebte den Tanz. Zu jener Zeit war er so wild, wie ein Kalender ihn darstellt, der ihn dem Rasenden Roland verglich. Alles sprengte durch. Die Macht, die endlich seine Faust umspannte, war er gesonnen, gründlich zu genießen.

Am Tage, in der Stunde der Thronbesteigung hatte er sich bereits als Autokrat erwiesen; der alte Dessauer fuhr zusammen. Friedrich war tolerant, doch haßte er die Menge. Kanaille, das war das Wort, das der aufgeklärte König gern gebrauchte. Eine

MIT GENEHMIGUNG VON F. BRUCKMANN A.G. MÜNCHEN.

Federico

burleske Leutseligkeit machte ihn spät populär. Er liebte nur seine Soldaten und seine Hunde.

Zwei überstürzten Kriegen folgte ein Jahrzehnt der Ruhe. In Sanssouci wurde Friedrich zum Fürsten. „Wenn Sie hierherkommen," schrieb er Voltaire, „so sollen Sie an der Spitze meiner Titel stehen: Friedrich, König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire." Besitzer? Dies ist symbolisch, doch sicher nicht schön. Er sammelte Philosophen um sich, wie einst sein Vater lange Kerle gesammelt hatte: als Liebhaber, doch nicht als Philosoph. Das war so auffallend nicht. Gab es damals nicht Philosophen, die Gesandte waren, und Fürsten, die über die Freiheit des Willens schrieben? „Ein Mensch, der die Wissenschaften pflegt und ohne Freundschaften lebt, ist ein gelehrter Werwolf. Nach meiner Ansicht ist die Freundschaft zu unserem Glück unerläßlich." Niemand lebte geselliger als er, — als „Philosoph von Sanssouci" hätte er einsam leben müssen.

Freilich glich dieser Hof durchaus nicht dem in Rheinsberg. Nun war Friedrich der König, nun hatte er Macht vor sich, Ruhm hinter sich, nun hatte er Freiheit und Geld, nun war er — Herr, hochgebildet, genial — gerüstet, einen Fürsten großen Stils darzustellen. Alles, was nicht den Staat betraf, betrieb er als Liebhaber mit den anderen im geselligen Stil des Rokoko: Briefe, Memoiren, Essays, das Flötenblasen selbst, das ihn zuweilen, wie er berichtet, zu neuen Gedanken angeregt, indem er es promenierend übte.

Dieser Autor lief sich selber nach: schon 1746 schrieb er die Geschichte seines zweiten Krieges, der 45 geendet hatte. Doch da er allmählich ein größerer Feldherr wurde als ein Skribent, kam seine Feder nicht mit. Als Weltmann schrieb er Französisch, jedoch so unorthographisch wie Deutsch, und nicht nur die Rechtschreibung mußten Sekretäre ihm verbessern. Seine berühmten Worte sind fast durchweg deutsch gesprochen worden. Die deutschen Marginalien enthalten eine sehr ungewollt preußische Philosophie.

Doch Zeichen wunderbarer Reife sammeln sich allenthalben. Er errichtet eine Gruft für sich, überbaut sie mit einem schlanken Sockel, auf dem eine marmorne Flora ruht. Zu diesem Wahrzeichen von Tod und Leben blickt er täglich vom Fenster hinüber.

Kredo des 35jährigen Märkers: „Ich liebe den Krieg um des

Ruhmes willen, aber wenn ich nicht Fürst wäre, würde ich nur Philosoph sein. Schließlich muß in dieser Welt jeder sein Handwerk treiben."

Erst die schweren Folgen seiner ersten leichtsinnigen Unternehmung reiften den König. Nun erst, in dem Krieg von sieben Jahren, gewannen seine Gaben ihre höchste Form. Die großen Gefahren steigen auf, die tiefen Depressionen, die ihn klärten. Gleich im ersten Kriegsjahre hat er mehr Verse in 3 Monaten geschrieben als je im ganzen Jahr; so viel Entlastung brauchte seine Seele. Er gab sich auf (nach Kunersdorf), Thron und Leben gab er verloren und redete schon den Neffen als König an. Im Getümmel der Schlacht hatte er gerufen: „Gibt es keine verwünschte Kugel für mich!" Und nach Kolin, der einzigen Schlacht, in der Friedrich den Degen gezogen, sagte er zum jungen Grafen von Anhalt: „Wissen Sie nicht, daß jeder Mensch seine Schicksalsschläge haben muß?"

Berlin, Potsdam, Sanssouci fällt in die Hand der Feinde, der König konnte nicht wissen, wie klug sich diese dort verhalten würden. Dies waren, trotz aller Strenge der Jugend, zum ersten Male Schläge eines Geschickes, das der eigene Dämon herbeigerufen. Da sich lawinenartig nun vergrößert, was er einst selber ins Rollen gebracht, wird Friedrich immer strenger, pflichtbewußter. Seines Vaters einst gehaßte Züge werden in seiner Seele sichtbar. Sollte er gefangen werden, so verbietet er, irgend welche Entschädigung für ihn zu zahlen. Er fürchtet nicht den Tod, nur den Schmerz: „Der Schmerz ein Säkulum, der Tod ein Augenblick." Nun wird es ihm mit einem Male klar, daß er nicht zur „Klasse der Betrachtenden" gehöre: „Es scheint," schreibt er 50jährig an d'Argens, „daß wir viel mehr zum Handeln als zum Denken geschaffen sind." Es scheint.

Ermüdet kehrt der Siegreiche heim.

Kredo des 55jährigen: „Ruhm ist eitel. Verdienten Menschen je eine Lobrede? Man hat sie nur gerühmt, weil sie Lärm gemacht haben."

Im kleinen Hause sitzt der große Mann. Zwanzig Jahre segnet dieser nun erst wunderbar geklärte Sinn seine Länder. Nun gab

es keinen Voltaire mehr, keine Tafelrunde. Die meisten Franzosen hat er davongejagt. Die Schwester ist tot: der einzige Mensch, den er je liebte; ihrem Gedächtnis baut er einen Tempel. Zeitlebens hat er Freunde gesucht, kaum einer hat ihm Treue gehalten. Die Generale, die er liebte, waren dennoch seine Freunde nicht. Fouqué und Lord Keith sind da und altern neben ihm. Ihnen schickt er hundertjährigen Wein, ersinnt Instrumente, da sie die Sprache, Rollstühle, da sie das Gehen verlernen. Ganz klein hat Menzel es gezeichnet: wie Friedrich neben dem Rollstuhl des Freundes die Terrasse abschreitet, er selber noch rüstig. Dann sterben sie, sterben auch die Entfernten, mit denen er korrespondierte: Voltaire, d'Alembert. Die Flöte blies der König nun nicht mehr.

Der Alte Fritz arbeitet. Am Morgen nach der Heimkehr aus dem endlosen Kriege, buchstäblich am andern Morgen, beginnt dieser König die innere Arbeit des Landes systematisch, wie einer, der bereut. Verwüstungen waren in dem neuen Lande: er löscht sie aus. Er trocknet Moore, pflanzt Wälder neu, schafft Wege und unzählige Gebäude. Nach einem weiten Leben voll Leidenschaft und Betrachtung, voll Wildheit und Kühle, voll europäischer Pläne und Weltwirkung gleicht seine reifste Weisheit der des letzten Voltaire.

Kredo des 70jährigen: „Wer seine Ländereien verbessert, unbebautes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der gewinnt der Barbarei Eroberungen ab."

Er ist einsam, verschlossen. Auch den Neffen, den er noch am meisten liebt, verliert er; nur die Tiere sind noch um ihn. Die Windhunde liegen auf seinen Sesseln, in seinem Bett. Wenn sie sterben, begräbt sie der König unter Marmortafeln, neben den Bildsäulen römischer Kaiser. Condé, der Schimmel, läuft frei umher und auf den Herrn zu, der ihm Früchte gibt.

Sein letzter Besucher heißt Mirabeau. Es ist Fortinbras.

Friedrich ist, auf einem Wege, unendlich verschieden von Goethes, zuletzt zu einer Entsagung gelangt wie dieser. Seine letzten Worte waren:

„La montagne est passée, nous irons mieux."

STEIN

„Ich habe nur Ein Vaterland, und das heißt Deutschland."

Auf dem Gerüst eines wuchtigen Körpers sitzt ein quadratischer Schädel mit rein gewölbter Stirn und schmalen, verschwiegenen Lippen; doch herrschend streben aus dem Kopf hervor zwei klare, blaue Blicke und eine riesige Nase: Zeugen des Glaubens und der Energie. Das sind die Grundzüge in der Seele dieses gewaltig einfachen Mannes.

Kein deutscher Staatsmann ist von der Verschmelzung dieser beiden Eigenschaften in so reiner Stärke bestimmt worden. Während aber in dieser kristallenen Tatennatur nichts problematisch bleibt, während sich Reinheit der Intuition und Wucht des Willens nie stören, wird seinen Resultaten dieser lebenslange Wettkampf von Glauben und Handeln Verhängnis: er nimmt ihm die Möglichkeit der letzten Lösungen. Weil keine Enttäuschung unter den Menschen, die er im einzelnen aufs strengste beurteilte, ihn zur Menschenverachtung, zu jenem Zynismus verleiten konnte, ohne den Bismarck nichts erreicht hätte, erreichte er im entscheidenden Punkte nichts Positives: zu gläubig war er für so gesunden Weltsinn, zu tatkräftig für so tiefen Menschenglauben. Dafür war sein Ideal eines deutschen Reiches auch reiner als das jenes Nachfolgers, der nur einen Teil verwirklicht hat.

So brannte das Herz des Freiherrn vom Stein ein Leben lang als einsame Fackel durch den Dunst deutscher Fürsten- und Diplomaten-Politik, brannte und losch einsam, jedoch entschwindend das zukünftige Licht mit seinem Licht verbindend.

Dieser ständige Kampf gegen die Trägheit der Herzen entwickelte ihn, wie jeden tätigen Idealisten, zum Choleriker. Da er aber die Gefahr der Leidenschaft für die Auswirkung seiner

Ideen erkannte, zwang er sich Quietive auf, ersann sich Rezepte der Stetigkeit. Unermüdlich von Natur, dazu durch echten inneren Standesstolz getrieben, ein Muster des Adels zu werden, gedrängt vom rapiden Tempo der Zeit, gestärkt vom Hasse gegen den feindlichen Eroberer, beschwingt von den Möglichkeiten formloser Augenblicke des Staates, die sich von einem Jahrfünft zum andern steigerten: so kämpfte er immer heißer für seine Idee, für dies Vaterland, an dessen Einigung er mit Inbrunst glaubte.

Er kämpfte gegen das Vaterland. Was erreicht wurde, die Befreiung, war nur zum Teil sein Werk und schließlich eine Frage der Bündnisse und Waffen, die zu schließen oder zu schaffen nicht seine direkte Aufgabe war. Was mißglückte, die Einigung, war seine eigene Grundidee, die große Leidenschaft, der Motor seiner Tatkraft. Zwar war der Erste Napoleon in viel tiefer erlebtem Sinne sein Feind, als es der Dritte jemals Bismarck werden konnte; beiden aber war der Kampf mit dem Franzosen nur das Mittel, durch Krieg und Sieg nach außen den inneren Zusammenschluß zu ertrotzen.

Weil aber Stein, wahrhaft ein Volksmann, die deutschen Stämme zusammenfassen wollte, weil er die Dynastien verachtete und von 36 Fürsten höchstens 6 duldete, zerrieb er sich in seiner höfefremden Gradheit zwischen den Intrigen und Launen der übrigen 30 und sah am Ende seiner Bahn vor sich eine Zerrissenheit, schlimmer als bei Beginn. Bismarck, volksfremd und dynastisch, erreichte das in Deutschland Mögliche so ganz, daß es noch über den Sturz der Fürstenhäuser standhielt, erstaunlicher, als er es in Form der Gegenprobe auch nur gewünscht hätte.

Es scheint, als siege vor konstruktiven Aufgaben bei gleicher Tatkraft ein amoralischer Wille eher als ein offenes Herz.

Denn Stein war gläubig. Immer der Vorsehung hingegeben, immer sich selbst als Werkzeug fühlend in höheren Händen, Gott verantwortlich, doch immer zugleich den Menschen: durchaus ein Protestant. Volle Ergebenheit in den Willen des Himmels machte ihn keinen Augenblick zum passiven Fatalisten, und nie hat er diesen unlösbaren Zwiespalt zwischen Ergebung und

Aktivität kräftiger gefaßt als in den Tagen, da sich das Fatum seines Todfeindes wandte. Er saß in Petersburg und lud die Freunde zum Weine, um Napoleons Flucht und Moskau zu feiern: da, in einer Art seelischer Trunkenheit, die dieses klare Leben selten duldete, erhob er sein Glas und rief den Gästen die herrlichen Worte zu: „Schon oft im Leben habe ich mein Gepäck hinter mich geworfen. Stoßt an! Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein!"

Er war's. 70 Jahre lang war er's, und mehr als mancher Feldherr. Zivilcourage war die Form, in der sich Steins Tatkraft moralisch darstellte. Er fürchtete niemand, und weil er zugleich niemand zu gehorchen brauchte, war er der Freiesten einer. Der einzige, dem er sich freiwillig unterworfen, dieser König von Preußen, war sein Herr nur als Friedrichs Erbe geworden.

Denn Stein berührt noch den Stärksten und schon den Schwächsten in unserer Königsreihe. Er ist es, der zuerst von „Friedrich dem Einzigen" spricht, um seinetwillen tritt er in preußische Dienste, und von dem Vogelauge des Uralten wird er in seinem Talent noch erkannt und erfolgreich benutzt. Und er ist es wiederum, der nachher die Charakterlosigkeit des Großneffen ertragen mußte: ihn lernte er rasch verachten.

Mit der naiven Frische, die ein edles Herz und ein starkes Hirn ihm unermüdlich speisten, mit der Unerschrockenheit seines ritterlichen Wesens hat er auch über andere, später zu Größen erhobene Figuren Wahrheiten nicht bloß vertraulich gesagt, auch vor der Welt in seinen Schriften ausgebreitet: gefallsüchtig und schwach nennt er die Königin Luise, falsch und oberflächlich Hardenberg, unerträglich deutschtümelnd den Turnvater Jahn, den zu empfangen er stets abgelehnt hat; nur über den König hat er öffentlich geschwiegen.

Und doch: anstatt, wie Bismarck, einen Preußenkönig zu finden, der sich leiten und der ihn niemals fallen ließ, fand Stein einen Hohenzollern, beschränkt und trotzig, feig und herrisch, der nach zwei knappen Jahren ihn aus dem Amte jagte, und als er ein Jahr darauf den Unersetzlichen zurückholen ließ, nicht einmal den Anstand hatte, ihm ein versöhnendes Wort vorweg zu schreiben oder zu sagen.

Seit sieben Jahrhunderten saßen die Reichsfreiherren vom Stein auf ihrer Burg in Nassau an der Lahn, doch erst in diesem Letzten des Geschlechtes wurde der Name zum Symbol. Denn wirklich war er wie ein Felsblock mächtig, frei und Herr. Nimmt man dazu, daß dies Geschlecht reichsunmittelbar gewesen, bis gerade diesem Sprossen das Schicksal der Mediatisierung drohte, so fühlt man stärker das Gleichnis seiner Abkunft. Denn dieser Freiherr stand buchstäblich unmittelbar beim Reiche, ihn kümmerte kein Fürst, er war es selbst, sein eigenes Erbe sollte nach seinen Plänen samt all den andern im Reiche aufgehen — und nur der Kaiser bedeutete seinem durch Geschlecht und Kenntnis der Geschichte gleich stark bestimmten konservatorischen Wesen die übergeordnete Macht.

Doch eben weil er von seinem begünstigten Stande so viel fordert, wird er zum stärksten Kritiker dieses Standes, seiner Genossen. Wer hat aus diesen Kreisen vor oder nachher zu deutschen Fürsten zu sprechen sich erkühnt wie er! Als ihm 1804 der Herzog von Nassau zwei Dörfer stiehlt, weil ja die reichsunmittelbare Ritterschaft nun durch Napoleon aufgehoben sei, erwidert Stein, wenn diese Strecken einer der beiden deutschen Großmächte zufielen, das nützte dem Reich und das hoffte er noch zu erleben. Wo aber wären die kleinen Fürsten, die heut alles rauben, in den letzten Kriegen geblieben? „Sie entzogen sich aller Teilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderungen, Unterhandeln und Bestechung der französischen Heerführer.“ Und plötzlich bricht er einen noch böseren Gedanken ab, mitten in einem Satze, und endet: „— doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine rächende Gottheit. Ehrfurchtsvoll verbleibe ich Euer — — Stein.“ So wörtlich, mit den Gedankenstrichen.

Aus seinen Denkschriften, geschrieben und übergeben an Könige und Fürsten, strahlen Sätze, wie sie kein um 1750 geborener Europäer wagte, er wäre denn Revolutionär: „15 Millionen Deutsche sind der Willkür von 36 kleinen Despoten preisgegeben, . . . der Laune kleiner Sultane und Vesire. . . . Die Selbstherrscher sollten nicht vergessen, daß auch die Völker von Gottes Gnaden frei sind!“

Als in Petersburg nach Napoleons Rückzug die alte Kaiserin-Witwe, geborene Württemberg, nach der Tafel die Worte affektiert: „Entkommt aber jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen, so würde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein", da erhebt sich der Freiherr, roten Kopfes bis in den Nacken, verneigt sich, sagt: „Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen über ein so großes treues, tapferes Volk, dem anzugehören Sie das Glück haben! Sie hätten sagen sollen, nicht des Volkes, sondern meiner Brüder und Vettern schäme ich mich, der deutschen Fürsten! Denn hätten Die in den neunziger Jahren ihre Pflicht getan, so wäre kein Franzose über Elbe und Oder, geschweige denn über den Dnjestr gekommen!"

Diese Verachtung der Fürsten, entspringend aus der Reinheit seines Pflichtgefühls als Fürst, der stets nach Ehre, nie nach Ehren strebte, war Steins erstes und tiefstes Erlebnis, sie hat seine Vision der neuen Reichsgestaltung, hat sein ganzes soziales Weltbild begründet. Weil er sie mit den Franzosen schachern und für den Verrat am gemeinsamen Vaterlande Provinzen und Titel annehmen sah, erschien ihm die Begründung einer Einheit durch so kompromittierte Faktoren nicht mehr denkbar, die Schleifung von fünf Sechsteln nötig. Nicht nach Ständen, nach Stämmen wollte er Reich und Verfassung aufbauen.

Denn auch der nächste Stand, dem er mitangehörte: der Adel hatte, was etwa noch fehlte, getan, um Stein die Vorurteile seiner Genossen vorzuführen und ihn zum ersten Demokraten der deutschen Wappenträger zu machen:

„Nicht durch Hunde, Pferde, Tabakspfeifen, starres Vornehmtun wird der Adel den angesprochenen ersten Platz im Staate halten, sondern durch Bildung, Teilnahme an allem Großen und Edlen . . . Nicht durch Steuerfreiheit und Ausschließung von der Gesellschaft derjenigen, die keinen Stammbaum vorzuweisen haben . . . Die schönen Zeiten unseres Volkes wissen nichts vom Stammbaum: Erzbischof Willigis von Mainz war der Sohn einer armen Frau, Herzog Billung von Sachsen der Sohn eines Besitzers von sieben Hufen." Und in einer geheimen Sitzung vor Beginn des vernichtenden Krieges hat Stein den Generalen

ernsthaft vorgeschlagen, der König solle den Adel aufheben und nach dem Kriege nur die anerkennen, die sich hervorgetan hätten!

Freilich war Stein Gegner der Revolution, doch eben wie Goethe aus Demokratie und mit fast wörtlich der gleichen Begründung: „Das sicherste Mittel gegen das Fortschreiten des revolutionären Geistes ist Befriedigung gerechter Forderungen der Völker." Aus diesem Volksgefühl, das sich aus Menschenliebe und aktiver Pflicht ernährte, ist der gesamte Aufbau seiner Reformen bedingt.

Ein mächtiger Unterbau schwer erworbener Erfahrungen hat ihn getragen. Mit 24 Oberbergrat, von 27 bis 40 an der Spitze des Hüttenwesens an der Ruhr, dann bis 47 Oberpräsident in Westfalen: da hört ein großes Herz das Herz des Volkes schlagen, da lernt ein ernster Geist Menschlichkeit und Mittel zur Besserung. Das Nest, in dem er viele Jahre dieser Zeit verbringt, heißt denn auch Wetter.

Dies ist Steins glücklichste Zeit gewesen, die einzige glückliche, hier hat er sein aufbrausendes Wesen durch präzise Arbeit beruhigt, hier rühmt er „Ruhe, Einsamkeit, bestimmte Beschäftigung". Selten überkommen ihn nach dem 40ten Jahre noch Anfälle wie der, als er dem Kanzleidiener, der Tinte statt Sand auf die Unterschrift streute, den nassen Bogen ins Gesicht wischte. Wie andern Tags der Diener wieder eintritt, steht Stein rasch auf, drückt ihm ein Papier in die Hand, darin zwei Goldstücke. Zeit zu verlieren kann er freilich nicht vertragen, „schneidend bestimmt in seinen Meinungen, heftig, für weiche, nachgiebige Gemüter abschreckend" nennt ihn ein Mitarbeiter.

Aber in Sorgen für Menschen und Werke, in der Arbeit an Verbesserungen gewinnt er Stetigkeit, und, nach einer kurzen Mission für den alten Fritzen, lehnt er den Nachfolgern jeden Dienst an Höfen und Diplomaten ab, — die nennt er „eine frivole, wichtigtuende, gehaltlose, müßige Menschengattung" — und bleibt befriedigter im engen, weiten Kreise seiner Gruben, Fabriken, Kanäle, Chausseen; zuweilen schießt er dem Staate bis zu zehntausend Talern aus eigener Tasche vor.

Nur einen Fehler zeitigt diese Epoche gewaltsamer Mäßigung.

Nachdem er sie mehrere Jahre recht kritisch beobachtet, entschließt er sich, eine Komtesse zur Frau zu nehmen „wegen Reinlichkeit des Charakters und Richtigkeit des Verstandes ... Um das Harte, Heftige und Übereilte, das in meinem Charakter liegt, durch den Anblick dieses wohlwollenden und sanften Geschöpfes und die Äußerungen ihres richtigen Verstandes zu mildern." Aber die 21jährige, die fast seine Tochter sein könnte, sucht Sammlung weniger als Geselligkeit, bald nach der Hochzeit geht sie zu ihrer Schwester, vereinsamt schreibt ihr Mann, der eigentlich mit Frauen nie recht gelebt hat, einer älteren Freundin, wie sehr er eine mitfühlende Seele vermißt. Auch bleibt sie ihm den Sohn schuldig, den er zum Erben des Geschlechtes wünschen muß.

Erst spät haben sich die Gatten, im Anblick dreier Töchter, freundwillig aufeinander eingerichtet.

In solche Bitterkeiten mischen sich die großen Kämpfe. Im 48. Lebensjahr — wie Bismarck — wird er Minister, wie dieser von einem skeptischen Könige fast wider Willen berufen. Doch Stein sind kaum drei Jahre gegönnt, die Masse der Ideen zu verwirklichen, von denen nach zwanzig praktischen Jahren dieser Kopf wirbelt. Dem wachsenden Drucke von außen — wir schreiben 1804 bis 6 — sucht er eine neue innere Konsistenz des Landes entgegen zu bauen, indem er Korruption und Verschwendung, Bureaukratie und Bevormundung bekämpft, und mit Erfolg. Wirklich, er ist auf dem Wege, die Stände auszugleichen.

Nur der Eine Stand, dessen Symbol er sich zum Herrn erkoren, nur der absolute König von Preußen, der in Wahrheit ein sehr relativer war, bleibt unüberwindlich; an dieser unzerstörbaren Mauer scheitert Steins große Attacke. Das erste Mal, daß dieser so humane wie mutige Ritter sich großen Stiles an der Wirklichkeit versucht, in deren kleineren Kreisen er Alleinherrscher und darum Sieger gewesen, wird ihm die Lanze zersplittert. „Ich kann" — so schreibt er in protestantischer Loyalität über den König — „dem, dem die Natur diese Kraft versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein, — ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung."

Doch fast zugleich mit diesem entsagenden Satze versucht er's auf seine getroste Art noch einmal: er stellt dem König in einem grotesken Schreiben, das er der Königin zur Weitergabe sendet, ungeniert wie ein Hofnarr dar, wer seine wirklichen Vertrauten sind, diese „Kabinettsräte", die alle Kraft der Minister brechen und faktisch regieren.

Nach grundsätzlicher Darlegung, warum man heut nicht mehr auf solche Art regieren könne, entwirft er dem Könige von seinen drei Räten und Freunden dies Bild: „Die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau ist ihm nachteilig, seine Verbindung mit der Familie (des zweiten Rates) untergräbt seine Sittenreinheit ... (Dieser) ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeistereien ein, die ernsthaften Wissenschaften haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt." Dann der Dritte: „In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Abkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Hinfälligkeit verbindet, der Seichtheit in den Gedanken mit leeren Menschen am Spieltisch vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Geschichte nicht ihresgleichen hat."

Den Außenminister nennt er schließlich „gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräters ... eines abgestumpften Wollüstlings". Daraus folge „das Mißvergnügen der Bewohner dieses Staates über die gegenwärtige Regierung und die Notwendigkeit einer Veränderung ... Sollte Seine Kgl. Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat sich entweder auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe der Untertanen ganz verschwinde."

Geschrieben: sechs Monate vor der Schlacht bei Jena, vom Minister des Innern an den König durch Vermittlung der Königin. Diese hat die letzte Warnung den Augen ihres Gatten sorgfältig entzogen.

Zusammenbruch, Flucht, Memel.

Als nun der ratlose König das Außenministerium dem Freiherrn

anbietet, macht dieser, gichtkrank, wie er ist, die Annahme von der Entlassung nur eines jener Kabinettsräte abhängig. Da gerät der König außer sich:

„Jetzt sehe ich . . ., daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft, aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt . . ., daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine Rechnung auf Ihren ferneren Dienst machen kann. Königsberg, 8. Januar 1807."

Acht Monate später, als ihn der König in voller Verzweiflung wieder beruft, liegt Stein fieberkrank in seinem Schlosse, aber er schreibt wie ein Preuße: „E. M. Allerhöchste Befehle wegen des Wiedereintritts in Dero Ministerium . . . befolge ich unbedingt und überlasse E. M. die Bestimmung jedes Verhältnisses." Halb geheilt reist er dann von Nassau über Kopenhagen nach Tilsit. (So sieht damals die Karte von Deutschland aus.)

Doch nun ist es, als fühlte er die Kürze der Zeit voraus, die ihm noch einmal zu regieren bestimmt ist; es wird kaum ein Jahr sein. Mit beiden Händen greift er in diesen halb aufgelösten Staat, um ihn nach seinen Plänen zu kneten. Auf einem einzigen Bogen Papier durchstreicht er die Leibeigenschaft der preußischen Bauern, auf einem zweiten gibt er allen Städten Selbstverwaltung, auf einem dritten dehnt er die Wehrpflicht von den unteren Ständen auf alle, auch den Adel, aus, auf einem vierten wird der Stockprügel abgeschafft und jedem gemeinen Soldaten die Offiziersbahn eröffnet, ein fünfter streicht die Kabinettsregierung aus, ein sechster macht Ost- und Westpreußens Domänenbauern zu freien Eigentümern, ein siebenter streicht alle höheren Gehälter im Staate einschließlich des des Königs auf die Hälfte zusammen: alles durchdacht in 25 einsamen Jahren, durchgeführt im Exil in ein paar Monaten, ermöglicht durch das Unglück der Nation.

Schon plant er Verwirklichung seines Herzensgedankens: Errichtung eines preußischen Reichstages mit Wahlrecht für jedermann, — da findet er eines Morgens in Berlin den neuesten

Moniteur aus Paris und darin einen verteufelt offenherzigen Brief von sich selber mit drohenden Glossen abgedruckt, den auf dem Wege zu einem vertrauten Adressaten die Franzosen gefaßt, beschlagnahmt und nun als Beweis der Insurrektion vor aller Welt ausgebreitet haben. Bald folgt ihm ein Steckbrief gegen den „nommé Stein", unterschrieben: Napoleon, Madrid.

Stein muß zugleich mit seinem Amt nach dreißigjährigem Dienst das Vaterland verlassen, nach 700jährigem Herrenrecht seines Hauses, lebt zunächst vom Verkauf seines Silbers, bleibt agitierend, ratend, schreibend in Böhmen, bis ihn beim Beginn des russischen Krieges der Zar Alexander in warmem Schreiben auffordert, zu ihm zu stoßen.

Der deutsche Reichsfreiherr, der die deutschen Fürsten bis nach Berlin und Wien verachtete, Franzosen haßte, Hannoveranern mißtraute, findet im Kaiser von Rußland die Fürstentugenden, die er seit 30 Jahren träumt: Idealismus, Tatkraft, Gradheit, Fleiß, Takt, Tapferkeit. Als sein Berater im Lager und in der Hauptstadt, dann bis Paris, ohne bestimmte Stellung, hat Stein diese letzten, aufregendsten Jahre seines öffentlichen Wirkens in russischem Solde durchfochten. Dem Zaren allein reicht er den Lorbeer, ihn immer wieder erklärt er für den Befreier, hier endlich glaubt der strenge, noble Mann seinen wahlverwandten Herrn gefunden. Eine Weile hielt er tatsächlich den Zaren für einen Engel, der den Teufel Bonaparte zu vernichten kam.

1813: Stein fiebert: Unablässig, zwischen den Schlachten, die diesen echten Staatsmann nur als Mittel interessieren, feuert er seine Entwürfe, Denkschriften, Briefe an die verbündeten Könige und ihre Minister, alle nur dem einen Ziel der Einheit zu. Kurz, klar, naiv ist der Stil dieser Entwürfe, nur in den Briefen an Freunde dröhnt das Pathos seines Glaubens an die große Sache leise wider.

Seit Napoleons Niederlagen seine Hoffnungen beflügeln, ist er, nach den Jahren der Verbannung mit ihren Stunden der Depression, zu einer letzten, kurzen Jugend erwacht. Plötzlich ein Brief von fünf Zeilen an Gneisenau: „Was machen Sie in England, wenn Russen und Franzosen sich in Deutschland herumtummeln. Ich bitte Sie dringend, kommen Sie! Leben Sie wohl und kommen Sie! Stein."

So ist jetzt die Weltstimmung dieses Kämpfers. Als er Frau von Staël trifft, überstürzen sich diese beiden cholerischen Naturen in ihrem freudigen Hasse gegen Napoleon so sehr, daß sie der zuschauende Arndt „an Tischen und auf Diwanen in ihren lebendigen Bewegungen gegeneinanderstoßen und karambulieren“ sieht.

Furchtbarer Rückschlag! Wie, wenn alles Hoffen, alle Siegesfreude, wenn diese im Jahrhundert nie wiederkehrende Gelegenheit für Deutschland verloren ginge! Wenn die Einigkeit in Abwehr und Vertreibung des Eroberers gleich nach dem Siege sich aufs neue in Neid und Mißgunst, Kabale und Intrige auflöste und jeder dieser Fürsten nur wieder an Zuwachs seiner Hausmacht dächte, nicht an die Nation! Beim ersten Betreten von Paris setzt Stein noch auf seinen Zaren.

Zitternd wie einer, der dicht vor der Erfüllung steht, bringt er im Sommer zu Papier, was er im Herbste dem Kongresse vorzulegen denkt. Nach einem Menschenalter des Erwägens findet sich doch keine bessere Formel für Deutschland als die Zweiteilung, die er mühsam auszugleichen sucht. Um Österreich gegen die zentrifugale Kraft seiner fremden Völker ans Reich zu fesseln, setzt er ihm die Kaiserwürde aus, gibt ihm ein Veto gegen jeden Beschluß des geplanten Reichstages; Kriegführung aber sollte dem Kaiser nur mit einem dreiköpfigen Fürstenrate, worunter Preußen, zustehen.

Doch nun kommt Wien! Salons und Feste, Schlösser und Antichambres, die Politik des Alkovens, der Sekretäre, der Lakaien, Vettern und Rücksichten. Sind alle Höfe verwandt untereinander, wie will man dann dem guten Bourbon wehe tun, Land nehmen? Sollen die deutschen Mittelstaaten sich unterordnen? Ist Metternich selbst mit einem lockeren Verbande als Nachbar nicht mehr gedient als mit einem Bundesstaat samt Kaiserwürde, den dieser wunderliche Freiherr nun seit Jahrzehnten predigt? Stein, zwar persönlich geehrt, doch ohne amtlichen Auftrag, erscheint allmählich nur als sachliches Hemmnis, denn weit mehr als für ein deutsches Reich interessiert man sich hier für die Erhaltung alter und namentlich neuer Mächte.

Und Alexander? Ist auch er einer, der beim Friedensschlusse nur an das Nächste denkt? Mit Schrecken sieht ihn sein Berater und Verehrer auf Englands Seite treten, das Deutschland nicht gestärkt sehen möchte, gegen jede Abtretung französischen Bodens, dagegen für Unterwerfung Polens an Rußland eifern, und während von innen und außen niemand mehr das Reich zu gründen Laune hat, entschwinden vor den Blicken Eckharts die Wirklichkeiten wieder, die einst Träume waren, und werden wieder Träume. Er schreibt: „Zerstreuung, Mangel an Tiefe des einen (Alexander), Stumpfheit und Kälte des Alters beim andern (Hardenberg), Schwachsinn, Gemeinheit des dritten (Nesselrode), Frivolität aller war Ursache, daß keine edle, große Idee im Zusammenhang und im ganzen ins Leben gebracht werden konnte.“ Das ist die zweite, die größere Enttäuschung seines Lebens.

Stein nimmt seinen Hut und kehrt zurück auf die Burg seiner Väter.

Doch in denselben Sommerwochen von 1815, als er zum ersten Male wieder mit langer Sicht und ohne Gefahr auf seinem Schlosse sitzt, erfährt er eines Abends, unten in Nassau sei der Minister von Goethe abgestiegen, und obwohl er ihm nie begegnet ist, steigt er hinunter zum „Löwen“ und bringt den Widerstrebenden aufs Schloß. Andern Tages fahren sie zusammen nach Köln. Stein ist 58, Goethe 8 Jahre älter. Seit einem Menschenalter haben sie einander strebend gesehen, Stein, hochgebildet, verehrt den Dichter, der seinen Todfeind immer bewundert und an die deutsche Freiheit nie geglaubt hat. Goethe, dem Steins Treiben im einzelnen fremd, seine Person ehrwürdig schien, ist eben jetzt in eine neue, deutschere Epoche eingetreten, entdeckt sich Dürer und die Seinen, fühlt sich den lieblichen Tälern und Strömen seiner Jugend aufs neue und inniger verbunden.

Da stehen sie im Kölner Dom beisammen, Stein sagt leise zu Arndt: „Still, stört ihn nicht. Im Politischen können wir ihn freilich nicht loben. Laßt ihn aber, er ist zu groß.“

Mit so rein geistiger Entsagung steht dieser Feuerkopf vor dem Genius, dem er aufs tiefste grollt, weil er ihn als „Weltbürger“ kennt, und eben das hat Stein als Hemmung nationalen Strebens vor Philosophen und Gelehrten immer in Wut versetzt. Und nun

atmet mit solchem Takt und solchem Schweigen sein feuriges Herz an der Seite dieses Mannes, den gerade jetzt des Irrtums zu überführen so leicht wäre. „Nimmer“ — schreibt Arndt — „habe ich Steins Rede in Gesellschaft stiller tönen gehört.“

Noch 16, meist gesunde Jahre hat der Freiherr vor sich: Deutschland aber braucht ihn nicht mehr. Alles Verheißene, die Verfassung vor allem, versinkt in den Blättern der Geschichte, die Freiheit bleicht dahin, Reformen modern, Pläne welken: 60 Jahre wird es dauern, bis Steins Entwürfe gegen die Bureaukratie durchgesetzt werden, 90, bis der preußische Adel den Bauern erlauben wird, sich selbst zu verwalten. Und in denselben Wochen, da der alte Stein mit vernichteten Hoffnungen sich in sein rheinisches Schloß verriegelt, wird auf einem märkischen der Mann geboren, der nach zwei Menschenaltern Steins Traum —, und sei es nur zur Hälfte, auf seine Art verwirklichen soll.

Zwar, jetzt bietet man dem Sonderling Präsidium oder preußische Vertretung beim Bunde an, aber er scheut die Abhängigkeit von seinem noch immer regierenden Gegner Hardenberg, „der mich bei irgendeinem Anlaß aufopfern würde“. Das Nächste, Natürlichste: Stein an die Spitze Preußens zu rufen, das kommt dem Könige nicht in den Sinn; selbst bei den Dotationen, die den Generalen blühen, wird ihm nur wenig zugeworfen. Mit einem eiskalten Briefe von sechs Zeilen schickt ihm der König den Schwarzen Adler, und als Stein mit 70 einmal durch Berlin reist, ernennt er ihn gar zum Mitglied des Staatsrates.

Nur das Volk, in und ohne Waffen, fühlt, was er geleistet hat. Im Freiheitskriege ist eine Abordnung von Offizieren der verbündeten Heere zu einem Professor des Staatsrechts nach Frankfurt gekommen, mit der ernsten Frage: ob man nach den Reichsgesetzen Stein zum deutschen Kaiser ausrufen könnte. Der Professor hat es, das Volk hätte es vielleicht, der Genius der Geschichte sicherlich bejaht. Nur die Fürsten hätten es lächelnd verneint, mit ihnen in seltener Übereinstimmung der Freiherr vom Stein.

Der gibt indessen seiner jüngsten Tochter Unterricht in der

Geschichte und kommt dabei auf den Gedanken, die Quellen der deutschen Geschichte zu sammeln. Wie er, auf einem Auge starblind, bemerkt, das ginge über seine Kräfte, setzt er mit alter Tatkraft das Unternehmen in Gang, stiftet Geld, unterstützt Gelehrte, ruft Geistliche auf und Bibliotheken, beaufsichtigt die Arbeit, aus der sich dann die Sammlung der Deutschen Monumente entwickelt. Zugleich tut er auf seinen eigenen Dörfern im kleinen für die Freiheit der Bauern, was ihm im großen durchzuführen versagt blieb.

Als ihm die Frau stirbt, die er um ein Jahrzehnt überlebt, schreibt er am gleichen Tag den Abriß ihres Lebens, worin er von ihrem Gemahl wie von einem Fremden spricht und die Gründe früheren Zwistes mit leiser Hand allein auf die Unruhe seines Wesens und seiner Laufbahn schiebt. Später quälen ihn neue „Mißverhältnisse im Innern meiner Familie, die in einzelnen Fällen höchst peinlich und tief mich erschütterten, im täglichen Leben aber häufig unerfreulich wirkten".

So wendet er sich entschlossen vom Irdischen weg, seine Briefe zitieren nun häufiger die Bibel. Politische Gespräche, die bei stellenlos gewordenen Staatsmännern sonst wachsen, nehmen ab. Doch als er in seinem Speisesaal eine Wand ausmalen läßt, wählt er dazu die Trauer des deutschen Heeres, als Barbarossa in Kleinasien aus dem Fluß gezogen wurde, in dem er ertrank. Dem Heer, so schreibt er für den Maler auf, soll man ansehen, daß es nun, nahe der Eroberung des gelobten Landes, seinen Helden verliert, „dessen Tapferkeit ihm in Schlachten und Stürmen vorglänzte, und nun steht es verwaist und umgeben von grimmigen Feinden und verräterischen Freunden in der Mitte eines fremden Weltteiles". Tiefe Enthüllung einer enttäuschten, beängstigten Seele.

Ein Jahr vor dem Tode wird er von seinem dankbaren Könige, da man ihn braucht, beinahe gezwungen, 78jährig dem Landtag in Westfalen zu präsidieren. Er ist krank, doch, über alle Kränkungen hinweg, macht er sich auf, heute wie einst, und braucht nun freilich keine Glocke: wenn er eintritt mit seinem Krückstock, schweigt der ganze Saal.

Mit Heftigkeit lehnt er sich zuletzt auf gegen die Revolutionen

in Paris, Brüssel, Madrid. Aber die griechische Befreiung, eine nationale Revolution, läßt die alten Augen noch einmal leuchten, und man fragt sich: war nicht doch ein Stück von diesem Herzen revolutionär? Hat diese leidenschaftliche Natur vielleicht nur Selbsterziehung zur Ordnung gerufen? Oder war es uraltes Stammesgefühl? Auf dem Grabstein steht bei seinem Namen: „Der Letzte seines, über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechtes."

Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.

BISMARCK

Bismarck

„Das irdische Imponierende . . steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig."

Mächtige Gestalt! Wieviel hast du dem Körperbau zu danken, der du doch beinah nie zur Tat mit Faust und Arm gelangtest! Wie ist dein Leib mit deiner Leistung einig: der Wille eines Hünen, durchzuckt von dem elektrischen Strome magnetischer Nerven. Wie ganz gleicht deine Natur der jener Doggen, die du darum liebtest: stark und nervös, wuchtig und dunkel, furchtbar und unversöhnlich gegen den Beleidiger, nur einem einzigen getreu, dem Herrn, doch diesem hingegeben bis in den Tod. So mächtig, nervös und gefährlich wie sein Hund war Bismarck.

Einmal hat er, wie jeder starke Mann, sich selbst das Leben gerettet: dem Attentäter Unter den Linden griff er nach dem ersten Schusse die Rechte weg, die eben einen zweiten, nahen, den Todesschuß, abfeuern wollte, und schlug die Waffe nieder. Ein anderes Mal, als Jüngling, sprang er dem Ertrinkenden nach und ehrte zeitlebens unter den Ordenssternen, die „zur Garderobe eines Ministers gehören", nur die Medaille, die diese Rettung krönte. Ein drittes Mal hat er sein Vaterland gerettet, Preußen, dessen König vor dem Volke zurückweichen und abdanken wollte, indem er ihn beim Portepee nahm, und riß ihn in den Mut der Gegenwehr.

Keiner dieser drei gleich wichtigen Erfolge war möglich ohne die mächtige Gestalt, mit der er fassen oder wirken konnte. Und so hat er, an Wuchs immer der Größte, den schon als Zwanzigjährigen sein erster Herr beim Hofball angestaunt hat, den Kaisern der Franzosen und Russen, so hat er Königen, Fürsten und Fürstinnen imponiert, wenn er nur eintrat und sich an der Schwelle verneigte, um gleich darauf nur mächtiger dazustehen. Selbst Generale und Parlamentarier, aus sehr verschiedenen

Gründen meist ihm Feind, setzte der Wuchs in Spannung, manchmal in Schrecken.

Und doch haben Vertraute, zuweilen sogar Beamte, den Riesen zusammenbrechen gesehen, von Weinkrämpfen geschüttelt, von Herzschmerzen gejagt, hingestreckt im Kampfe, die Züge von Zuckungen entstellt. Dies ist der andere Bismarck, dem die Deutschen gern vorüberschleichen und ohne den die volkstümliche Hälfte des Mannes sein Werk doch niemals hätte schaffen können.

Denn als der Geist der Geschichte daran verzweifelte, die deutschen Stämme aus tausendjähriger Zwietracht zu erlösen, ersann er diesen Mann mit solcher Zwietracht der Triebe, daß nur ihm gegeben war, jene andere Zwietracht zu schlichten. Den Kampf der eigenen Seele, dies ruhelose Widerspiel von Pathos und Kritik, von Pflichtgefühl und Machtgefühl, von Weltflucht und Aktivität, von Treue und Rache, sah er draußen in der Seele Deutschlands und nahm aus dieser fast mystischen und doch natürlichen Verwandtschaft den Mut zur Einung der Zerrissenheit. Aus dem strömenden Gefühle, das unter allen Kalkulationen des Politikers rauschte, ihm selbst nicht stets bewußt, aus einer Vision, einer Art von Traum, formte er sein Werk und konnte es nur mit feuerflüssiger Seele tun; schnell, in kaum acht Jahren, hat Bismarck, der Preuße, Deutschland gemacht.

Denn Deutschland konnte nur von einem Manne des Gefühles überwältigt werden, der seine Glut vereisen konnte wie der Künstler. In Wahrheit wurde das Land der Musik von einem Künstler zum Staate geformt.

Zugleich von einem Realisten, da es denn auch ein Volk von Realisten nährt, die ihren Traum, die ihre stete Frage an die inneren Zusammenhänge durch Tatkraft und durch einen Anspruch an die äußeren ins Gleichgewicht zu setzen suchen, der, vielleicht aus Furcht, bis ins Verschlagene abirrt. Auch Bismarck war real und hart, immer ein Mann der Tatsachen, fast nie der Grundsätze, und hat in drei Jahrzehnten steigender Macht, obwohl zuletzt Diktator, beinah mit allen Parteien und allen Ideen, beinah gegen alle Parteien und alle Ideen regiert, um nur zu seinen Zielen zu gelangen. Er haßte leidenschaftlich, bis in die schlaf-

losen Nächte hinein, tags blitzte er seine Gegner nieder; sobald er sie aber brauchte, machte er kehrt und suchte sie zu gewinnen. Wie weit ein solches Tun für die Sache, wie weit zur Erhaltung eigener Macht bestimmt ist: Torenfrage vor einem Monomanen, der seine Sache will und fühlt, daß nur er selber sie machen kann!

Trotzdem ist Wille zur Macht Bismarcks Grundmotiv nicht gewesen, noch weniger Ehrgeiz: eine lange, müßig taube Jugend, die nirgends zuzufassen sich gedrungen fühlt, beweist es. Mit 35, als Bismarck der Standesherr seine ersten politischen Schritte tat, war Napoleon, der Emporkömmling, schon Kaiser. Nicht aus dem Wunsch nach Diktatur, auch nicht aus allgemeiner Liebe zu einem Vaterlande, das noch nicht da war, nicht einmal aus Stolz auf seine engere Heimat Preußen hat er so spät sich noch ans Werk gesetzt. Aus dem echten Künstlerwunsche, Chaos zu ordnen, Nebel in Gestalt zu zwingen, verbunden mit einer gesunden und gründlichen Menschenverachtung, die seiner ohnmächtigen Vorgänger spottete, nahm er die Kelle zur Hand und fügte Stein an Stein.

Der deutsche Genius war immer Ideologe oder Künstler; den reinen homo politicus hat dies Volk nie besessen.

Um so heftiger war er Feind aller Ideologen. Er achtete die Philosophie gering, aber er verachtete die Professoren, die es in der Paulskirche verkehrt gemacht hatten. Überhaupt war er geneigt, vom Lande, wie er kam, ein hinterpommerscher Wirt, den städtischen Gehirn- und Berufsmenschen zu unterschätzen. Ganz Autodidakt, politischer Naturmensch, trat er plötzlich in die Arena ohne Bildung und Übung, freilich auch ohne die Vorurteile der Partei. Stammelnd warf er seine Vision von deutscher Einheit in die erstaunten Reihen des Landtages, bis ihn der König erkannte. Was konnte Friedrich Wilhelm, diesen kränklichen Sinnierer, an dem unhöflichen Riesen reizen als jenes dunkle Element, das Überintellektuale, das ihn mit jenem verband? Brachte ihm dieser fremde Herr von seiner Klitsche ein fertiges Programm? Er brachte nur ein allgemeines Bild, nur dumpfen Groll und Mut.

Denn Mut, aus seiner riesigen Gestalt empfangen, ein stolzes

Selbstbewußtsein, lag im Kiele dieses von Widersprüchen geschüttelten Schiffes und gab ihm einzig Gewähr einer sicheren Fahrt. Bismarcks erstes Wort zu einem König war ein Tadel, wie sein letztes: März 48, März 90. Gewaltige Energien, durchkreuzt von steten Zweifeln, von Zynismus und Melancholie, ballten sich in seinem Selbstgefühl zusammen, wenn er den Gegner sah, und wurden Tat und Schicksal. Kampflos war er beinah nur Menschenfeind und Spötter, Kampf steigerte seine aktiven Gaben, und dies um so heftiger, je näher ihm der Gegner stand. Im Innern seines Landes, seiner Ämter kämpfte er mit tieferer Hingabe als draußen gegen den Feind. Bismarck haßte Windthorst und Richter, doch nicht Napoleon.

Denn in tieferem Verstande war Bismarck durchaus Revolutionär. Sein erstes Erscheinen, wie er aus den Eichenwäldern seiner Heimat tritt und mit Grimm sich in die engen Spiele der Parteien mischt; die Haltung, die er vor Königen und Fürsten seines Landes, später vor fremden Königen und Kaisern annimmt; das kühne und naive Nein, das er politischen Maximen seiner Zeit und Heimat zuwirft; der Anspruch auf Alleinherrschaft, die stete Drohung, wieder fortzugehn; die ganze unamtliche, sinnfällige Neuheit seiner herrlichen Diktion; all diese trotzigen Züge einer freiheitsliebenden Seele gehören einem Manne an, der, wäre er unten geboren, die rote Fahne vorantrug.

Dies ist kein Herz wie Goethes, das Ordnung brauchte, um das eigene Chaos zu bändigen; vielmehr ein gänzlich disharmonischer Charakter, der nie zur Ruhe kam noch kommen wollte. Denn nicht Ideen machen den Revolutionär, sondern Gefühle, und wer mit neu aufspringender, Schrecken kündender Leidenschaft für Traditionen kämpft, ist es oft mehr, als wer mit stiller Feder oder im Reigen der vielen die Tradition bekämpft.

In Wahrheit schuf Bismarck eine neue Form der Politik, zumindest in Deutschland, er revolutionierte sie im Kampfe gegen Volkserhebungen, er fand den neuen Stil diplomatischer Verhandlungen, der mit Offenheit schreckte, statt, wie die Schule Metternichs, verschlagen zu schmeicheln. Als er, nach einem Diner in London, erstaunlich offen sein Programm dargelegt,

sagte Disraeli, der ihn mit großem Blick erkannte, zu seinen Gästen: „Take care of that man, he means what he says."

Bei solchen starken Antrieben der Seele, die Kette der Bräuche zu sprengen, bei so viel Mut und Selbstgefühl, Gewaltsamkeit und Verachtung: was hielt ihn an den alten Formen? Was ließ ihn sozial gegen die Zukunft entscheiden? Was fesselte ihn an Dynastien, deren innerer Sinn im Sinken begriffen war?

Sein Blut. Als er in der Jagd unterwiesen wurde, nannte der alte Förster, dessen Urahn zur Zeit des jungen Fritzen schon einem Bismarck diente, den Knaben „Herr Junker". Als er die Unzulänglichkeiten seines Standes, Degeneration und Müßiggang, vererbte Ämter ohne Kraft und Verdienst bei vielen seiner Vettern längst erkannt, als er Verstand, Fleiß und Stolz manches Bürgers über die formvollendete Beschränktheit manches Adligen siegen gesehen hatte, stellte er sich noch immer als Wächter vor diesen Stand und deckte ihn mit dem Rücken, als Genie.

Vor allen deckte er den König. Nicht daß er dessen Geschlecht für besser hielt als das seine; er hat es mehr als einmal den Hohenzollern ins Gesicht gesagt, die Bismarcks säßen länger in der Mark als sie. Aber er sah im König die Spitze einer Pyramide, die, abgestumpft, nur ein barockes, vielleicht ein lächerliches Ansehen gäbe. Weil er das angeborene Vorrecht seines Namens nicht gefährden wollte, weil er, recht wie ein Ritter, recht wie ein Bauer, aus Gedankengründen kein Gut der Erde aufzugeben willens war: weil Bismarck sich von diesem Herrengefühl, das durch die Wucht einer starken Seele sich bestätigt fühlte, niemals zu trennen vermochte, gab er dem König, was des Königs ist.

Denn noch war sein Haus in männlicher Blüte, noch hatte der Nihilismus einer aufsteigenden Zeit der Umwertung es nicht um sein Herrengefühl gebracht, noch war die Tradition lebendig genug, um sich in diesem Sprossen neue Felder der Macht zu erschließen, und es ist, als wäre dieser Junker durch seiner Mutter Leib nur durchgeglitten: so ganz fehlt ihm die Farbe ihres Bürgerblutes. Ein halbes Jahrhundert weiter — und Bismarck wäre nach Temperament und Willen, nach Kühnheit und Neuheit seiner Art ein Führer der neuen Zeit geworden.

So blieb er zeitlebens Royalist und gründete sein Werk auf Dynastien. Er selber nennt seinen Glauben an Gott den einzigen Grund seiner Königstreue; doch dieser Glaube mußte wunderliche Vor- und Rückfälle dulden. Das war ein rechter Protestant, der sich Vernunft und Welt nicht rauben ließ, eine höchst unmystische Natur. Jahrzehntelang, bis zum Todestage, hatte er ein mit weißen Blättern durchschossenes Andachtsbuch auf dem Nachttisch liegen, worin er politische Einfälle skizzierte, die ihm nachts kamen: wahrlich eine durchschossene Andacht.

Gewiß ist, daß er keinen andern Fürsten, die sich doch auch von Gottes Gnaden fühlten, insbesondere keinem deutschen, die leiseste Verehrung ohne persönliche Gründe zollte; vielmehr war er des Spottes voll, häufte auf ihre Häupter Ironien und hat selbst im preußischen Königshause niemand, nicht einmal den Großen Friedrich, geliebt, noch weniger seine eigenen Herren vor und nach dem alten Kaiser. An diesen aber hielt ihn nur ein Lehnsgefühl, uralt ererbt und nur durch Blut erklärlich, gespeist von der Treue des Lehnsherrn, ohne die er die Treue des Lehnsmannes rundweg verweigert hat. So groß war der Freiheitsdrang dieser revolutionären Seele.

Immer blieb das Verhältnis im Grunde gleich zu gleich, und während er die Formen wahrte und sich als ein Ersterbender und Untertänigster unterschrieb, wachte er argwöhnisch über die Haltung des Herrn und biß in die goldene Kette, wenn sie ihn zog.

Zuletzt biß er ihm sogar in die Hand, und nichts zeigt deutlicher Bismarcks revolutionären Halbschlaf, als daß er beim ersten Stachel auch gegen den König erwachte. Nicht daß er ging, sondern wie er ging: dies Schauspiel eines mächtigen Greises, der einem ohnmächtigen Enkel weichen mußte, weil es dem so gefiel, deutet mit allen Einzelheiten auf den unbeugsamen, höchst unsozialen Einzelwillen dieses herrischen Charakters. Dem alten unpersönlichen Adel seines Blutes war es verwehrt, sein Werk in Stämmen zu träumen, statt in Fürsten; den jungen genialischen Adel seines Herzens hinderte nichts, auch nicht der Glaube, von dem er gerne sprach, dem Fürsten von Gottes Gnaden so zu trotzen, wie es dem Leichtfuß gebührte.

Was er als heimlicher Frondeur oder bei verschlossenen Türen direkt, wenn auch in des Lehnsmannes Haltung, zuweilen angedeutet, das wandte er nun, touchiert wie eine Dogge, offen gegen den Herrn, der ihn zu unrecht schlug. Bismarcks Sturz enthüllt seine Triebe auch dort, wo sie ein Menschenalter lang die Überlieferung von Stand und Blut verschleiert hatte. Nur der Mangel eines großen Gegenspielers und nur die Legende, die die Deutschen aus der Fratze einer Versöhnung zogen, haben die Grellheit dieses Ausbruches eine Weile verdunkeln können.

Dennoch scheute er auch jetzt vor offener Empörung zurück. Fehlte dem 75jährigen nur die Jugend? Oder war in ihm die Hemmung des Royalisten unüberwindbar? Auf alle Fälle ließ er es bei furchtbaren Wahrheiten bewenden, die er in letzten Gesprächen seinem König und anderen Fürsten ins Gesicht goß. Dann zog er sich grollend in seine Höhle zurück und warf mit Steinen, daß die morschen Königsschlösser krachten.

Aber das Staatshaus aus Stahl blieb bestehen. 28 Jahre lang hatte Bismarck regiert, 28 Jahre nach seinem Abgang brach das Gebäude der Dynastien zusammen, und Deutschlands Feinde hofften, das Ganze ginge zum Teufel.

Aber es hielt! Kein Stein, außer denen, die der Feind herausbrach, wankte; ja, mitten in dem Erdbeben rückten ein paar geschickte Hände die Pfosten noch fester zusammen. Nun zeigte sich, daß das, was alle Königsanbeter, also die meisten Deutschen, für das Grundgesetz dieses Reiches gehalten, nur eine glänzend entbehrliche Fassade gewesen war.

Mit nichts ist dieser formale Gedanke des Schöpfers als eine bloße Konzession an seinen Stand, an seine Schwäche, möchte man fast sagen, deutlicher zu beweisen als mit dieser Dauer nach dem Zusammenbruch. Denn wie die Dynastien fielen und ruhig trotzte das Reich, so wurde Bismarcks zukunftssicherer Blick hinter den Formen der Überlieferung nachträglich bestätigt. Nach dem Gewitter sah man sich um und fand: der Mann, der dies gemacht, war doch moderner, als er selbst gelten wollte.

Als in Versailles das Reich gegründet wurde, unter dem mittelalterlichen Gebrüll siegreicher Kanonen, gaben die goldenen

Spiegel des Sonnenkönigs nur die Gestalten kriegerischer Fürsten wieder, das fleißige Volk war fern. Als 48 Jahre später im selben Saal dies Reich verurteilt wurde, für seine Niederlage zu büßen und zu zahlen, warfen die goldenen Spiegel keine Fürstengestalt mehr zurück. Verjagt oder vernichtet waren die letzten drei Kaiser Europas, 22 deutsche Dynastien entmachtet, und all das nicht vom Feinde mit Gewalt, kaum von den Bürgern selber: nur zerfressen vom Rost einer Zeit, die nach bedeutenden Leistungen nun doch zum Tode reif war.

Doch was zwei arme Bürger in jener Stunde unterzeichnen mußten, war nicht Vernichtung von Bismarcks Werk; nur die von Wilhelms des Zweiten. Alles, was Deutschland zum Kriege führen mußte, was der Junge gewollt, hatte der Alte bekämpft: Flotte und Kolonien waren grade Symbol und Waffe dessen, was der Begründer nicht wollte. Hatte er wirklich das Reich auf die Spitze eines siegreichen Schwertes gestellt? Hatte er nicht vielmehr das Schwert nur benutzen müssen, um Europas Widerstand gegen die Einigung zu brechen? Hatte er nicht nachher zwanzig Jahre lang allen Verführungen der Weltmacht, allen Lockungen zu kriegerischer Entfaltung getrotzt? War er es nicht gewesen, der in Nikolsburg das erste Vorbild eines modernen Friedens schuf, gegen die Wut des Königs und aller Generale: ohne Abtretung, ohne Entschädigung, nur von dem Wunsch geleitet, morgen wieder Freund des Feindes zu sein? War Bismarck wirklich die alte Zeit?

Grübelnd sitzt er am Ende, trotz lauter Huldigungen, einsam im Exil. Als man den fast 80jährigen auf die Harmonie des Alters zu leiten sucht, fragt er unter umbuschten Brauen zurück: „Warum soll ich denn harmonisch sein?“ Die Frau ist hin, der er durch beinah 50 Jahre alle zurückgedrängte Wärme ins Herz gegossen, die draußen immer erkalten mußte. In dieser Frau lag alles verkörpert, was seine problematische Natur an Weltflucht, an Sehnsucht nach Stille, Wald und Haus in Unruh hielt, wenn ihn der ebenso starke Wunsch nach Wirkung und Aktivität, der Wille zur Gestaltung immer wieder in Bewegung, Staat und Dienst zurückhielt. Je turbulenter sein Seelenleben im Kampfe

wogte, um so gleichmäßiger mußte die Ehe sein, und sie war's.

Aus diesen Epochen auf dem Lande, die Bismarcks Wille in seiner Jugend verträumt, im Alter immer länger erstreckt hat, zog diese Wald- und Jägernatur, dieser Landmann und Antibeamte, dieser in Historie und Dichtung kritisch gern versenkte Geist die Kraft, in den Zimmern eines Ministeriums, den Kabinetten eines Schlosses, den Wandelgängen eines ganz verhaßten Parlamentes überhaupt zu atmen. Diese Antinomie zwischen der Szene seines Werkes und der Landschaft seines Herzens hat nie geendet, denn sie war nur ein Zeichen seiner inneren Schwankungen; und als er endlich die große Muße fand und die Stille des Waldes, sehnte er sich nach dem Getümmel zurück, das er jahrzehntelang verwünscht hatte.

Dies ist sein Menschenlos gewesen. Bismarck war keine glückliche Natur, und er wußte es.

Aber er nahm das Leben wie ein Mann, wirkte im Tüchtigen, sah die Vision seiner dreißiger Jahre als Sechzigjähriger doch erstanden, und ein volles Jahrzehnt lang kann er sich als Arbiter des Erdteiles fühlen. Dennoch verläßt ihn die Sorge nie, dies Ganze könne über Nacht, wenn er selbst fort sei, wieder zusammenbrechen, und in seinen letzten Wochen hat ihn die Tochter laut für die Zukunft des Deutschen Reiches beten gehört.

In langem Mantel, mit großem Hute, wotanhaft dunkel blikkend, konnte man ihn am Ende zwischen den uralten Eichen seines Waldes einsam, langsam einherschreiten sehen, zwischen zwei Doggen.

STANLEY

„Ich hatte Livingstone zu finden, weiter nichts."

Man hat ihn einen Helden genannt, einen Schwindler, einen Abenteurer.

Zum Helden fehlte ihm die innere Flamme, zum Schwindler hätten ihn selbst die grellsten Berichte nicht gemacht, Abenteurer aber, was er am nächsten scheint, war er noch minder: fremd war ihm die Lust am Unbekannten, die Freude an der Überraschung, der Reiz der Unsicherheit. Alles, was er tat, stellte höchstes Zielbewußtsein dar.

Stanley war der erste Amerikaner in Afrika. Schwächen und Fähigkeiten sind ganz amerikanisch.

Eine wilde Jugend hat ihn nachträglich in romantischen Ruf gebracht. Er war ein Bastard, John Rowland, Sohn einer Magd, die sich wenig um ihn bekümmerte, und eines Bauern, der sich im Wirtshaus erschlagen ließ. Acht Kinderjahre schmachtete der Ausgestoßene im Armenhause. Mit 15 wurde er Schafhirt, mit 17 ging er als Schiffsjunge nach Amerika. Dort fand er einen Vater, den Kaufmann Henry Morton Stanley, den er zeitunglesend in seinem Office sitzen sah und den er ansprach: „Brauchen Sie einen Jungen, Herr?"

Sehr kennzeichnend für diese Natur, daß er den glücklich Gefundenen nicht etwa ohne weiteres beerbte, vielmehr wieder in Not fiel, Kriegsdienste nahm und erst durch ein außerordentliches Wagnis sich plötzlich eines Tages selbst zu Amt und Geld gebracht hat. Unter dem Feuer eines Forts schwimmt der kleine Unteroffizier in der Seeschlacht 500 Meter zu einem feindlichen Schiffe, schwimmend befestigt er ein Ankertau am Vorderteile, so daß das Schiff — bei völliger Kopflosigkeit der Mannschaft — sich einfach vom Feinde heranziehen ließ. Am nächsten Tage ist er Offizier mit außerordentlicher Löhnung.

Leistung einer starken Physis, Dokument eines finstern Mutes: dies ist es, was ihn so aus Not und Verborgenheit zieht. Wäre er zum Kondottiere geboren, an diesem Zipfel hätte er das Geschick erfaßt, vielleicht wäre er ein großartiger amerikanischer General geworden. Aber es schlief in ihm noch ein anderer Wille und, um diesem zu genügen, eine Gabe, beide ihm selber noch unbekannt.

Erst ein zweites Abenteuer: Gefangennahme auf einer Vergnügungsreise in Syrien, dann Rückkehr, halbnackt, nach Konstantinopel, führt ihn auf seinen Weg: er schreibt es nieder.

Sein Bericht in einer großen Zeitung fällt auf durch Plastik, Spannung, Frische, man fordert mehr von ihm ein. Jetzt spürt er sich am rechten Punkt getroffen. Sofort nimmt er seinen Abschied als Offizier, sofort wird er Reporter. Der größte Zeitungsmann der Welt, Gordon Bennett, wird aufmerksam auf seine Feder und sendet ihn als Kriegsreporter nach Abessinien.

Von diesem Punkte lief alles weitere folgerichtig ab.

Nach dem Falle von Magdala rennt Stanley als Erster aufs Telegraphenamt und nun, um einen Zeitrekord vor allen andern Blättern zu stabilieren, kabelt er am Schlusse seines Berichtes noch zwanzig Seiten aus der Bibel nach New York, während die Kollegen draußen rasen. So kommt es, daß selbst die englische Regierung den Fall der Festung erst durch den New York Herald erfährt. Stanley wird weltberühmt als amerikanischer Reporter.

Aber niemand darf vergessen, daß zu genialer Berichterstattung noch etwas mehr gehört als Schreiben und Lügen. Schnelligkeit, Mut, Ausdauer, Verschwiegenheit, Geduld, Körperkraft: dies alles hat der Mann aufs höchste bewährt, während er nun zwei Jahrzehnte lang sein eigener Reporter wurde. Denn Stanley war durchaus kein Schriftsteller, er war ein fabelhafter Journalist. Nie hat er irgend etwas durchgedacht; alles hat er berichtet. Warum hat Stanley sich aufgemacht, Livingstone zu suchen? Aus Mitgefühl für einen Forscher, Landsmann, Missionar? Aus Leidenschaft für Afrika, für das Abenteuer, für Nil oder Kongo?

Er ging dieses Unternehmen ein, genau wie Gordon Bennett es ihm übertragen: „Koste es, was es wolle: finden Sie Livingstone!“ Wir Amerikaner kennen keine Schwierigkeit! Wir werden der Welt das unerhörte Kunststück offerieren: Auffindung eines ver-

lorenen Weißen mitten in tausend Quadratmeilen dunkelsten Urwaldes. Ist er tot, so bringen wir seine Gebeine. In jedem Falle finden wir Livingstone. Unsere erstaunlichste Nummer!

Der Auftrag konnte auch lauten: Durchschwimmen Sie die Atlantic! Auf den Rekord kam es an, Stanley war der geborene Mann dafür. Hier hat kein Volk, keine Wissenschaft, keine Kirche besorgte Boten ausgesandt. Der größte Zeitungsmann Amerikas sandte seinen größten Reporter.

Und wirklich geht dieser Mann mit amerikanischer Schnelle hin und findet. „Meine Mission war eigentlich sehr einfach. Ich hatte Livingstone zu finden, weiter nichts. Was ich zu tun hatte, war, aus meinen Gedanken jedes andere Ziel auszuschalten und mich nur auf diesen einzigen Wunsch zu konzentrieren. So sammelte ich mein ganzes Sinnen und Trachten in einen Brennpunkt und zwang mich, an nichts mehr zu denken, was sonst noch vor oder hinter mir lag."

Man sieht, er spielt den patentierten Mystiker. In jedem Falle war er klug genug, nicht zu erwähnen, warum er grade nach Ujiji aufbrach, wo der Gesuchte tatsächlich weilte. Daß Livingstones letzte Nachrichten von dort stammten, verschweigt Stanley, verschweigt, daß ihm in Zanzibar arabische Karawanen melden, Livingstone sei dort.

War dies das Ei des Kolumbus: nun, so hat Kolumbus noch mehr geleistet. Auch Stanley. Die Auffindung des Verschollenen hat ihn, als Rekord und namentlich um des glänzenden Buches willen, berühmter gemacht als irgendeine folgende Reise. Und doch kam seine Leistung erst nachher, die Tat dieses Lebens, das Unvergängliche.

Die Entdeckung des Kongo: weniger dramatisch und unendlich großartiger als der Entsatz Livingstones oder Emin Paschas vor- und nachher, zeigt diesen Amerikaner in seiner höchsten Spannkraft. Und gerade diese Reise hat man der Fahrt des Kolumbus verglichen; man hat sie als Leistung darübergestellt. Was dieser Mann am Kongo in 999 Tagen an Seuchen, Meuterei, Gefahren überwunden, was er in 32 Schlachten gegen die Schwarzen durchgetrotzt, ist einzig. Es lehrt: jede Schwierigkeit ist überwindlich. Hier umrauscht Stanley — nur dieses eine Mal im Leben —

heroischer Wind. Einen Erdteil zu durchqueren, den Strom entlang, bis er endlich doch im Meere mündet! Im Meer! Nicht einen Mann hat Stanley hier gefunden. Sein Höhepunkt: er fand das Meer. War er, wofür er sich hielt: jetzt wäre er gestorben oder weise geworden. Er aber hatte vergessen, zu welchem Außerordentlichen ihn jene große Tat verpflichtet. Starb er nach dieser einen großen Fahrt: er würde weniger gelesen, doch desto mehr erhoben sein.

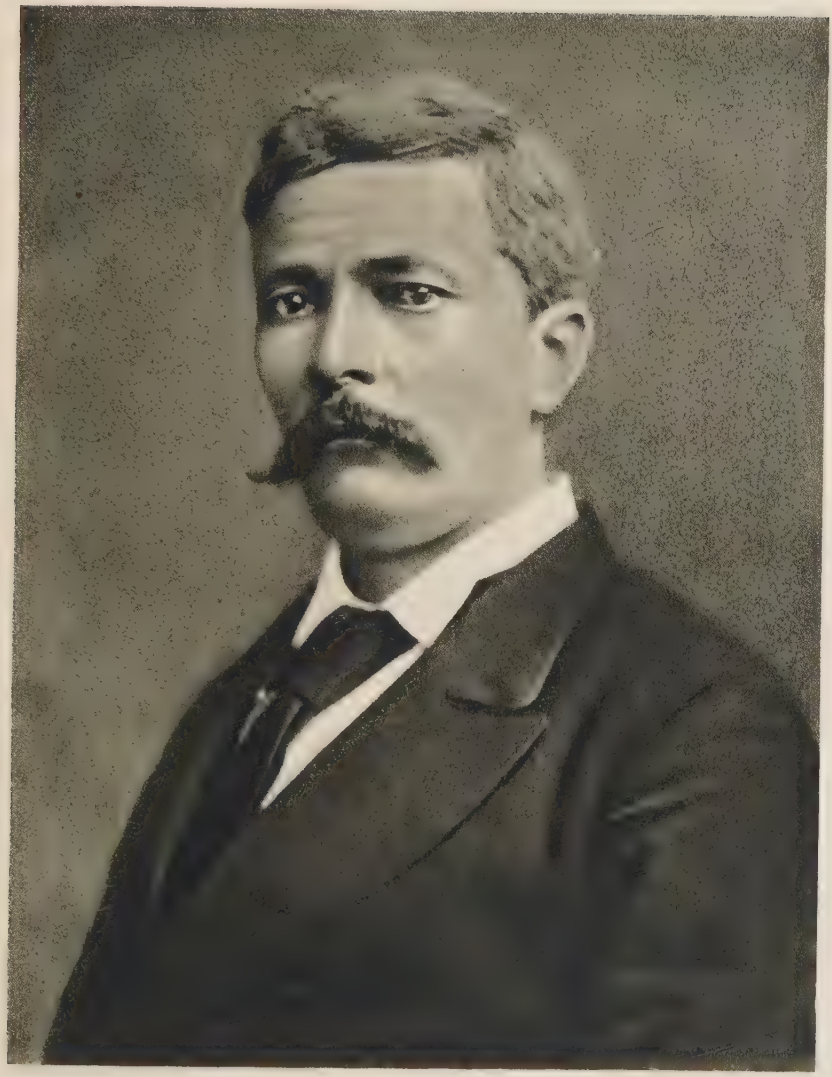
Doch kam nichts mehr in einem langen Leben als zwei große Wiederholungen: eine neue Kongofahrt, eine neue Aufsuchung. Ein Ausbau, politisch, geschäftlich; ohne daß Stanley zum Politiker, zum Geschäftsmann großen Stiles sich entwickelt hätte.

Die englischen Minister, selbst die Kaufleute von Manchester, lachen ihn aus. Nur Leopold, der kluge Aufsichtsrat der Belgier, begreift, was da zu gewinnen, und schickt ihm schon auf der Heimreise, noch ehe er London erreicht, zwei Herren auf den Bahnhof von Marseille, ihn nach Brüssel einzuladen.

Stanley fiel es leicht, in fremde Dienste zu gehen, er war ganz international. Jahrzehntelang spielte dieser geborene Engländer den Amerikaner, im richtigen Augenblick wechselte er das Kostüm. Im Sklavenkriege focht er bei den Südstaaten, nach Gefangennahme und Befreiung ging er zum Feinde, zu den Nordstaaten, über. An der Kongokonferenz nahm dieser Engländer, der sich als solcher längst bekannte, in Belgien als Vertreter von Nordamerika teil.

Bisher war dieser Mann nur seinem journalistischen Elan gefolgt, denn wie war Stanley auf den Kongo verfallen? Genau wie auf Livingstone. „Kurz nach Livingstones Beisetzung schlenderte ich — (hört man den Amerikaner?) — in die Redaktion des ‚Daily Telegraph' und machte die Herausgeber darauf aufmerksam, wie viele ungelöste Aufgaben da im dunkelsten Afrika noch ihrer Lösung harrten." Hierauf Depeschenwechsel mit Amerika, behufs Beteiligung am Reisescheck. Am Nachmittag war die Expedition gesichert.

Jetzt aber, gesandt von einem Könige und Kaufmann, fühlte sich Stanley halb als Kaufmann, halb als König, in summa als



Henry M. Stanley

Kulturträger angetrieben. Wenn Männer der Tat plötzlich das Wort Kultur aussprechen, gibt es meistens ein Unglück. Wirtschaftlich mag ihm vieles gelungen sein, der ganze Gedanke, den Kongo entlang Stationen anzulegen, leuchtet ein. Daß er den Bringer der Kultur und des Heiles spielte, macht ihn lächerlich.

Und doch sind seine Bücher voll davon. Was kümmert diesen eisernen Mann, der innerlich fromm sein mochte, was kümmert den „Bula-Matari", den Felsenzertrümmerer, wie ihn die Wilden nannten, als er Blöcke am Strom durch Schmiedehämmer spalten ließ, — was kümmert Stanley das Seelenheil des Negers! Ist Er es nicht, der mit der Faust des Eroberers, mit der Flinte des Weißen die Neger zu Paaren getrieben, der erste Amerikaner in Afrika, das man bis dahin mit Tränen im Auge zu erforschen pflegte? Was überschwemmt er seine wetterleuchtenden Bücher mit Christentum und Menschenliebe, die er nie gefühlt?

Durchdrungen, jede Schwierigkeit zu überwinden, war dieser Amerikaner nicht gesonnen, sich künstlich solche zu schaffen. (Die Koketterie mit der Mission ist der einzig typisch englische Zug in diesem Sohne Englands: zynische Unschuld.) Im höchst Unheiligen, im Rationalen, schlug der Puls dieses Mannes.

Vor dieser zweiten Kongoreise fragte er in Kapstadt den Missionsvorsteher: ob er das Missionsboot an der Kongomündung chartern könnte. — „Niemals! Einem Mann mit so verruchter Lebensführung ein Werkzeug der Mission?!"

Was tut Stanley, als er dann am Kongo das verlockende Dampfboot sieht? Er chartert es von den Missionaren, die die Weisung ihres Oberen aus Kapstadt noch nicht haben konnten, hält alle verdächtige Post zurück, besteigt das Boot und, als es eben abdampft, läßt er den Herren ihre Briefe geben.

Im Positiven wirkte sein Genius

Eifern die Gelehrten, in manchem Streite wider seine These: wer dort gewesen, müsse es doch besser wissen, — so haben sie recht ad principium, ad rem haben sie unrecht. Vergebens suchen sie seine Leistung zu verkleinern. Er hätte „durch zufällige, von ihm selbst mißdeutete Funde" die Lösung des uralten Nilproblems erreicht. Ein Doktor in Gotha hätte vorher den Kongo-

lauf theoretisch ganz genau beschrieben und Stanley „nur die Probe aufs Exempel gemacht".

Nur? Als Galle in Breslau mit dem Fernrohr den Neptun entdeckte, war seine Leistung zehnmal kleiner als Challis' in Cambridge und Leverriers' in Paris, die ihn vorher auf mathematischem Wege auf eben diesen Punkt berechnet hatten, nur nicht gesehn. Wer aber in Gotha die Frage des Kongo löst, tat nichts, verglichen mit dem Manne, der ihn als Erster quer durch Afrika verfolgte.

Auch jenes Glück, aus dem man Stanley einen Strick drehen wollte, ist nichts anderes als sein Verdienst. War er fürstlich ausgestattet: wer brachte den Verleger, den König dazu, ihn auszustatten? Nie wurde zuvor ein Reisender so gefördert. Eine Viertelmillion, um Livingstone, mehr als eine halbe, um Emin zu finden; zur Kongofahrt 200 Träger mit Tauschwaren für mehr als drei Jahre, und dann zur zweiten Kongoreise eine Ausstattung an Waffen und Waren, an Boten und Wagen, daß sie die Welt als Novum bestaunte. Livingstone nannte ihn einen luxuriösen Reisenden, als er ihn ankommen sah.

Dies alles brauchte Stanley: er liebte ja diesen Urwald, diese Einsamkeit nicht. Bestaunte er sie, so sehnte er sich doch nie zurück und kehrte nicht wieder. Er liebte die Städte, Bewegung und Gegenbewegung vieler Menschen. Er liebte das Berichten. Nie in all den schweren Tagen hat er — nach eigener Aussage — persönlich Not gelitten, nie hat es ihm an Konserven gefehlt, und es ist charmant, von ihm selbst zu hören, daß er sich, auch im sumpfigsten Urwald, jeden Morgen rasiert hat.

Auf seinem letzten Zuge zum Entsatze Emin Paschas hat er das erste Kunststück wiederholt, doch mit geringerem Erfolge. Diese Unternehmung, überreich an Proben des Mutes und der Zähigkeit, zeigt ihn im Sinken. Stanley, zum erstenmal im Leben, machte Fehler.

Damals, als er Livingstone suchte, wußte er nicht sicher, wo er wäre, und fand ihn doch. Jetzt, da er Emin sucht, weiß er genau, wo er ist, macht aber, aus politisch-geschäftlichen Gründen, einen verkehrten Weg, trifft ihn daher sehr spät und bittet, der

Retter den Geretteten, um Hilfe. Dieser Gerettete wünscht aber so wenig wie einst Livingstone, gerettet zu werden, er kehrt vielmehr auf seinen Posten zurück.

Ehedem kam er zu Livingstone wie ein Fürst, umgeben von einer Karawane, die den alten Herrn erstaunen macht. Jetzt tritt er, nach furchtbaren Monaten, mit einem Rest zerlumpter Leute, zum Tode erschöpft endlich vor Emin hin. Der empfängt ihn, umgeben von seinen Soldaten, und reicht ihm die Produkte seines Landes: Mais, Honig, Bananen, Tabak, Kleider aus einheimischer Wolle, Schuhe, im Lande gemacht. Stanley übergibt ihm nur 30 Kisten Patronen. Er kehrt zurück, seine Nachhut aufzusuchen: da findet er die Offiziere erschlagen oder halbtot und über hundert Leute untergegangen. Tippu-Tip, der durchtriebene Araber, hatte die versprochenen Träger nicht geschickt.

So schal es ist, ihm dies als Verbrechen zu vindizieren, es bleibt ein factum negativum seines Lebens, das erste.

Er kehrt zu Emin zurück: den haben indessen seine Soldaten selber gefangen. Sie haben Stanley, den erschöpften Retter, für einen Abenteurer gehalten, der sie, mit Emin gemeinsam, an die Küste schleppen, an England verkaufen wollte. Negerlogik, aber die Logik der Stärkeren.

Folgt, nachdem sich Emin selbst befreit hat, Stanleys größter äußerer Erfolg. In Zanzibar gelandet, empfängt er die Grüße von Kaisern und Königen. Es ist sein stärkster, äußerlichster und letzter Triumph.

Stanley hat stets in wenig Monaten seine mehrbändigen Reisewerke geschrieben. Eine Riesenenergie wurde von dem Wunsch beflügelt, sich schleunig mitzuteilen. Jetzt, nach der Emin-Pascha-Unternehmung, schrieb er sein tausend Seiten langes Werk in 50 Tagen und widerlegte darin lauter Anklagen, die noch niemand erhoben.

Nicht seine Taten, die Bücher haben ihn berühmt gemacht, diese spannenden, glänzenden, unerheblichen Bücher. So antwortete die Welt auf sein innerstes, wenn auch verschleiertes Motiv zur Tat. Hier sind die Schrecknisse des Urwaldes maßlos übertrieben, wie alle Kundigen bestätigen. Hier häufen sich diese

Schrecknisse auch auf jahrtausendalter Karawanenstraße, hier wird mitten in Afrika das Paradies entdeckt, hier ist die Kartographie verspottet, und doch wird eine Fülle von Daten, Zahlen, Namen aufgezählt, Karten werden gezeichnet, die alle Forscher skeptisch nehmen. (Wie anders Schliemann, dem es ähnlich ging.)

Dies mag noch aus besonderem Zuge folgen: als Autodidakt war Stanley Emporkömmling, so sehr wie nur irgendein Amerikaner. Wie ein Emporkömmling hat er die Mutter, deren Namen er nicht mehr trug, als großer Mann nur unter vier Augen empfangen, hat sie und die Stätten großweltlichen Lebens einander wie Kuriositäten vorgestellt. Er hat der Geographischen Gesellschaft, während sie ihm die Goldene Medaille reichte, gründlich den Text gelesen: ein Parvenu in der Stunde der Macht. Im Umgang mit Menschen galt er für unberechenbar: bald freundlich, bald ganz schroff. Er hat den Bänden eines Werkes zwei Bilder vorgesetzt: Stanley vor und nach der Reise, wie auf Reklamen.

Er blieb Reporter; vollends wenn er innerlich wurde. „Frauen, weiße wie schwarze, dünkt mich, stehen hoch über uns Männern. Seit zwanzig Jahren suche ich nach einer Frau, aber ich habe noch keine Zeit gehabt, sie zu finden." Oder: „Auf dieser ersten Expedition fühlte ich so recht, wie ich innerlich reifer wurde."

Oder er malt Livingstone, wie er „brütend auf der Veranda sitzt, die Hand am Kinn, und denkt und wiederholt im Geiste das Gebet: Wie lange, o Herr, suchest du noch deinen Diener heim? — Da plötzlich wird er durch eine Gewehrsalve aufgeschreckt": Stanley erscheint, der Gesandte des Herrn (Gordon Bennett).

Dazwischen Stellen von merkwürdig dichterischem Stammeln. Zum ersten Male sieht er den Tanganjika tiefblau zu seinen Füßen. „Ich bin so glücklich, daß ich glaube, ich bin ganz gelähmt und ganz blind." Oder, im Anblick des Kongo, seines Kongo: „Es ist mir, als sehe ich in das Antlitz eines vielversprechenden Kindes, das einst ein großes Genie, Gesetzgeber, Feldherr, Dichter zu werden berufen ist."

Gerade um dieser Stilmischung willen, die Reportage, Sentiment und dichterische Bilder vereint, haben Stanleys Bücher so

sehr gewirkt. Niemand vor ihm hatte in solchet Art über Afrika geschrieben, Stanley hat Afrika populär gemacht.

Nach jener vierten Reise kehrte er nicht mehr zurück. Bald darauf hat er geheiratet, fast fünfzigjährig; nicht weil er zuvor keine Zeit, nur weil er zuvor die Braut nicht gewonnen hatte. Man hat sie ihm lange verweigert, aber es ist ruchlos zu sagen, daß er sie um Geldes willen wollte; sie war fast mittellos. Unter großem Gepränge läßt er sich in Westminster-Abbey trauen. Die Braut legt ihr Bukett auf Livingstones Grabe nieder. Stanley hat ein napoleonisches Gefühl für die Geste.

Kurze Zeit denkt Stanley an ein neues Feld der Wirkung, er läßt sich ins Parlament wählen. Bald tritt er zurück: vielleicht weil er zu herrisch war, mit andern gemeinsam zu wirken.

Er kauft ein Gut und, weiß geworden, so fängt er's nun im kleinen an: baut Wege, Scheunen, pflanzt, drainiert. Den Bach nennt seine Gattin Kongo, das Gehölz den Aruwimi-Urwald. Er lacht und läßt dies bittere Widerspiel zum alten Faust geschehn.

Neun Jahre später stirbt er, anfangs der Sechziger. Der Bischof läßt nicht zu, daß dieser Mann begraben werde, wohin er einzig gehörte, in Westminster-Abbey. Er ruht auf einem Dorffriedhof. Ein erratischer Block, riesig, deckt ihn zu, darauf steht zu lesen:

Henry Morton Stanley
Bula-Matari. Afrika.

Stanley mit Livingstone zu vergleichen? Man schwankt, wer da gewinnt.

Beide fangen als Autodidakten an, dieser als Baumwollspinner, jener als Hirt, Matrose, Kommis. Jener wird Missionar, dieser Journalist. Aber als sie zu ihren Werken ausziehen, bleibt Stanley, was er ist; Livingstone vergißt die Missionare über seiner Mission.

Sie ziehen nach zwei Strömen aus. Aber jener war monoman, eine misanthropische Leidenschaft zu seinem Nil hatte ihn erfaßt, und noch den Namen liebt er eigensinnig. Stanley wieder fühlte sich getrieben, genau das Ziel zu finden, das auszufinden er sich vorgesteckt.

Jener tastete in mystischem Drange einer rätselhaften Quelle zu, dieser brach sich mit energischer Gebärde zu einer umwohnten

Mündung Bahn. Dieser suchte ein Ziel, jener wollte erstaunen. Ein Gleichnis, wie diese Männer, die die größten Ströme eines Erdteils verfolgten, der eine den Strom bergauf, zum Ursprung, der andere den Strom bergab, zum Abschluß strebend. Livingstone liebte Afrika, er wollte es durchforschen, Stanley liebte die Aufgabe, er wollte es erforscht haben.

Livingstone hat jahrelang keine Nachricht gegeben, er wollte einsam bleiben, zwischen Wilden, die er liebte, weil es Menschen waren. Zwölf Jahre lang, bis sie in der Wildnis starb, reiste mit ihm seine Gattin, dann blieb er allein. Hörte er von der Herankunft Weißer, so zog er sich nur tiefer ins Innere zurück. Köstlich, wie Stanley mit äußerster Vorsicht verheimlichte, daß er zu Livingstone stoßen wollte: damit der Bedrängte ja nicht dem Retter entwische. Stanley atmete auf, jedesmal, wenn er Afrika wieder verließ. Livingstone lehnte leidenschaftlich ab, von Stanley zur Küste, zur Heimat geleitet zu werden.

Stanley gab immer und so rasch als möglich Kunde, er schrieb immer; Livingstone beinahe nie. Er schwieg, er wurde grau und weiß, ohne dies Schweigen in der Wildnis zu brechen. Auch Stanley besaß die große Tugend des Schweigens, doch nur so lange, wie eine Unternehmung dunkel bleiben sollte. Er schwieg aus Klugheit, jener aus Weisheit.

Stanley fuhr mit Waffen und Gewalt dahin, ein Troß von Leuten um ihn; fast immer ist der Schwarze sein Feind. Livingstone „benahm sich wie ein weiser alter Herr, der sich durch böse Worte eines Negers nur beleidigt fühlt und die Stirn runzelt".

Als er ihn endlich findet, nach achtmonatigem Marsche, lautet Stanleys berühmte Aufzeichnung: „Als ich langsam auf ihn zutrat, bemerkte ich, daß er bleich und abgespannt aussah. Gern wäre ich auf ihn zugestürzt, doch ich war in Gegenwart des Haufens zu feige dazu; ich wollte ihn umarmen, nur wußte ich nicht, wie er es aufnehmen würde." Und zieht die Mütze und sagt: „Doctor Livingstone, I suppose?"

„Yes."

„Ich danke Gott, daß es mir vergönnt ist, Sie zu sehen!"

„Ich freue mich, Sie hier begrüßen zu können."

Livingstones Aufzeichnung im Tagebuch lautet: „Es war Henry

Stanley, der Korrespondent des ‚New York Herald', ausgesandt von James Gordon Bennett jr. für den Preis von mehr als 20000 Dollar, um Neuigkeiten über Dr. Livingstone zu erfahren und für den Fall seines Todes seine Knochen zu suchen und nach Europa zu bringen."

Der Suchende: jung, ehrgeizig, optimistisch, am Ziel völlig befriedigt. Der Gesuchte: ein alter Forscher, skeptisch, weise, misanthropisch, gütig, ewig unbefriedigt. Der Bote Gottes, der Bote Amerikas.

Bald darauf starb Livingstone, inmitten der Urwälder Innerafrikas, einsam. Schwarze bringen seine Leiche an die Küste, aber England setzt ihn in Westminster-Abbey bei. Stanley starb anderthalb Jahrzehnte, nachdem er Afrika zuletzt verlassen, bei London, im Wohlstand, zwischen Frau und Kind. Aber England weigert sich, ihn beizusetzen.

Welchem gebührt der Vorrang?

Sollte ich einen dramatisch darstellen, es könnte nur Livingstone sein. Hätte ich die Palme zu vergeben, ich trüge sie dennoch zu jenem erratischen Block, auf dem geschrieben steht: Bula-Matari.

Carl Peters

PETERS

Mut und die Sucht, sich durchzusetzen, Wille zur Macht und das Bewußtsein überlegener Kräfte: das sind die Elemente seines Erfolges. Es ist sinnlos, irgendeinen andern als Carl Peters als Begründer eines deutschen Kolonialreiches anzusprechen.

Aber ihm fehlte die Monomanie des Entdeckers. Er liebte nicht das Land, das vor ihm lag, noch auch das Land, für das er wirkte. Er liebte nur sich selbst und überschätzte sich so sehr, daß er nie eins für das andere glaubte aufgeben zu müssen. Das sind die Elemente seines Mißerfolges.

Beide Geschichten: die Gründung der Kolonie und das Schicksal des Begründers sind unsäglich deutsch. Ein Privatdozent der Philosophie zieht aus und erobert ein Stück Afrika für sein Land, das kaum irgend fremde Erde besitzt. Ein armer deutscher Stellensucher, der über „Willensfreiheit und Weltwille" eine Schopenhauerische Arbeit schreibt, wird plötzlich, 25jährig, in eine Londoner Villa verzaubert, wird „independent gentleman" in der ersten Nation der Welt, reich und elegant. Ein deutscher Pfarrerssohn wird englischer Weltmann, doch im selben Tempo wird er Europäer, lernt England leidenschaftlich lieben, ein Feld in Indien eröffnet sich ihm, aber er kann sich nicht entschließen, die Philosophie aufzugeben.

Als dann der reiche Onkel stirbt, wird er ein halber Kaufmann, bei Realisierung des Vermögens. Die Elemente mischen sich, er steht vor der Formel: Philosoph oder Farmer. Und sein geistlicher Verwandter entsetzt sich, daß er zweifeln kann, ob er in Berlin Erkenntnis-Theorie lesen oder in Illinois mit Schweinen handeln soll.

Er kann nichts aufgeben, immer will er beides. Er geht nach Deutschland zurück, verhandelt mit der Universität, gleichzeitig

versucht er aber, gewisse Londoner Pläne zur Erschließung des Zambesi-Goldes zu verwirklichen. Sein Gedanke war glänzend, nur leider völlig Theorie. Wirklich war im Jahre 83 „der weltgeschichtliche Augenblick, wo Deutschland Afrika für sich nehmen konnte". Es gab kein Britisch-Südafrika, die Buren waren Sieger, es gab kein Rhodesia, keinen Kongostaat, und vom Zambesi aus ließ sich nach Norden und nach Süden der Erdteil „aufrollen"; doch Deutschland hatte keine Flotte.

Aber der junge Peters will etwas leisten, gleichviel was. 28jährig gründet er als erster Deutscher einen Kolonialverein. Leider will er wieder beides machen: handeln und philosophieren. Mit großartiger Umsicht bringt er die Gesellschaft und etwas Kapital zusammen, aber er glaubt sich fähig, zugleich die Schrift zur Privatdozentur zu schreiben: „Inwiefern ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?"

Folge: unmittelbar nach Begründung des kolonialen Gedankens in Berlin muß er fort, um Muße für die Metaphysik zu gewinnen. Inzwischen machen die Herren, was sie wollen, nicht, was er will, nämlich aus einem großen nationalen Projekt eine kleine Landspekulation. Rasch muß er zurück, sich wieder durchzusetzen.

Nun wagt er ein wildes Va-banque. Da Bismarck für überseeische Projekte nicht zu haben ist und seine Räte nur immer sagen lassen: Um Gottes willen, laßt die Hände von Afrika!, verschweigt Peters seinen neuen Plan der Regierung, die ihm den Zambesi verboten, verschweigt ihn seinen Geldgebern und fährt auf eigene Faust plötzlich nach Ostafrika. Unter den schrillen Witzen der gesamten deutschen Presse, die er zur Sicherheit irreführt, muß er auf Umwegen Triest erreichen, und der Schüler Schopenhauers fährt heimlich, im Zwischendeck, nach Zanzibar. Dort liest ihm irgendein Konsul sogleich einen Erlaß der Reichsregierung vor, die inzwischen die Wahrheit erfahren: er hätte weder Anspruch auf Schutz für eine Reichskolonie noch Garantie für sein Leben zu erwarten.

Großartige Tatkraft treibt ihn dennoch vorwärts. Auf Schnelligkeit kam es an. Auch Graf Pfeil war ein tapferer Mann; Nachtigal war durch die Regierung gedeckt. So wie Peters hat kein Deutscher vor oder nach ihm Afrika erobert.

Wer ist dieser Mann, der mit den Sultanen Verträge schließt und die Abtretung eines Landes von der Größe Süddeutschlands erlangt? Weder Soldat noch Jäger, weder Abenteurer noch Aristokrat, ein Mann, der nichts von technischen Dingen verstand, nie über England hinausgekommen, ohne Erfahrung, ohne Schutz, ohne Waffen, von einem einzigen Freund begleitet, fast ohne Geld: so legt er in fünf Wochen gegen die Warnung der Regierung und unter dem Gelächter der Presse als erster Deutscher den Grund zu einem deutschen Kolonialreich. Wie ridikül erscheinen neben solcher Erscheinung die Geheimräte, die ihn später stürzten!

Er kommt zurück, der 90jährige Kaiser übergibt dem 30jährigen Autodidakten den kaiserlichen Schutzbrief für Länder, die Deutschland zuvor nicht einmal dem Namen nach gekannt. Sein Höhepunkt.

Nun fehlt ihm Geld. Fünfzig Millionen, großer Stil: dann ginge alles. Stanley gewann den König der Belgier durch finanziell gesicherte Projekte; Rhodes gründete in Afrika selbst die Kompanie, die dann seine Pläne finanzierte. Aber Peters konnte den „Beigeschmack der nationalen Liebesgabe" nicht loswerden, die er zuerst gebraucht und nun gern mit Kapitalien der Großbanken vertauscht hätte. Er fühlt: nur Bismarck ist auch hier allmächtig, aber er kennt die Abneigung des Alten gegen Übersee.

In seinen Memoiren schreibt Peters das bedeutungsvolle Wort: „Ihn selbst, den Fürsten, mußte ich überzeugen, dann hatte ich gewonnenes Spiel. Doch mir fehlte dazu der Schwung der Seele." Sehr tief sieht man hier in Berge und Täler dieses Charakters. Und als er zwei Jahre später für die neue Gründung Selbstverwaltung braucht, geht er wieder nicht zu Bismarck. „Ich bedaure heute, daß ich mich damals zum zweiten Male nicht entschließen konnte, zum Fürsten zu gehen und ihm offen die Vorteile darzulegen." Die ganze schiefe Entwicklung der nächsten Jahrzehnte hätte er dadurch vielleicht verhindert, statt einer assessoralen wäre eine merkantile Verwaltung, der Haß der Bureaukratie wäre vielleicht in Wegfall gekommen.

Weil Peters nur sich liebte, nicht sein Werk, darum fehlte ihm der Schwung der Seele. Zugleich überhob er sich so sehr, daß er

glaubte, sich nicht der Legitimität einordnen zu müssen, die er nun endlich für sein Werk erlangt. Wär' er ein wüster Mensch gewesen, ein wildes Genie, ein Riese mit Bärenkräften, man würde das Elementare bestaunen; aber er war ein kleiner, nicht eben angenehmer Herr mit Augenglas, Philosoph und Engländer, der sehr gut schrieb und die Konstruktion der großen Maschine genau kannte.

Zwei Jahre nach der Besitzergreifung hatte seine Gruppe, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, ein Land von der Größe Britisch-Indiens in ihrem Besitz. Alles kam nun darauf an, sich klug mit einer Regierung zu stellen, die letzterhand doch zu entscheiden hatte, ob sie dies Land wollte oder nicht. Peters aber reizt die Leute, indem er den Outsider betont, und, nicht Genie genug, um sie, wie Bismarck, dennoch zu überwinden, gerät er unter die Räder dieser Maschine, die bei uns immer irgend ein Geheimrat steuert.

Eine Flut von Intrigen umspült den Grünen Tisch. Die Ressorts tun das ihrige, gegen den unbequemen Neuling anzugehen, den weder ein Assessor- noch ein Offizierspatent für sein Genie entschuldigte. Hätte Peters so verstanden, mit Deutschen zu verhandeln, wie er es mit Farbigen verstand, nie wäre er gestürzt. In schwierigen diplomatischen Momenten machte er einen großartigen Vertrag mit dem Sultan von Zanzibar, wohl wissend, daß das Hauptgewicht auf seinem persönlichen Einfluß bei dem Sultan ruht. Warum nicht bei den Geheimräten?

Nun lehnt man ab, ihn zum Reichskommissar zu ernennen, was er doch brauchte. Darüber werde man sprechen, wenn er „etwas geleistet hätte", vorläufig sollte er sich mit dem Generalkonsul gut stellen. Und unmittelbar nachdem er den entscheidenden Vertrag geschlossen, der den Grund unserer ganzen Stellung in Ostafrika bildete, berufen sie ihn ab. Eine deutsche Geschichte.

„Man hat gesagt, ich habe in diesen Jahren bewiesen, daß ich in das System unseres Bureaukratismus nicht passe. Das ist möglich, aber es ist die Frage, ob dies mehr gegen mich spricht als gegen das System." Und der rückblickende Peters vergißt,

daß an der Spitze dieses Systems ein Mann stand, der, noch viel unbezähmbarer als er, sich dennoch selber zähmte.

Nun ist er entwurzelt, nun macht er Fehler, verliert das Augenmaß. Denn da die Welt ihn nicht genügend schätzt, wird er getrieben, sich zu überschätzen. Seine ganze Haltung in der Emin-Pascha-Expedition ist großartig und zugleich toll. Ihn treibt der Wahnsinn, sich der riesigen Maschine entgegenzuwerfen, doch nicht auf Realitäten gestützt, sondern auf Luft. Vordem hatte er gegen eine Welt von Mächten seine Pläne verwirklicht. Jetzt vergißt er, daß ein ungekrönter König und ein abgesetzter in der Welt verschiedenes bedeuten; vergißt, daß sich die Legitimen rächen werden, weil er sie überflügelt; vergißt, daß Gewalt in Afrika nicht auch Gewalt in Berlin bedeutet.

Nochmals zeigt er großartige Tatkraft. Wirklich macht er im Jahre 90 Deutschland zu einer Nilmacht, begründet die Provinz am oberen Nil, vertraut, da er selbst keine Reichsautorität darstellt, auf die Unterstützung der Truppen Emins, den er sucht: da erfährt er plötzlich in Usoga, daß Emin längst, vor einem Jahr, von Stanley entsetzt und mit ihm abgezogen sei. Nun sucht er zu retten, was möglich. Am 20. Juni erklärt sich dann Emin bereit, Peters' neue Erwerbungen unter den Schutz des Kaisers zu stellen. Zehn Tage darauf wird der deutsch-englische Vertrag geschlossen: jede weitere Aktion wird wesenlos.

Konnte er sich der Reichsgewalt entgegenstellen? Was vermochte Peters mit seinen hundert Flinten, wenn Deutschland und England vor der Einigung standen? Als er von der Küste heraufziehen wollte, als ein englischer Admiral seine Waffen konfiszierte und er gewissermaßen vogelfrei war, sagte ihm Wißmann, er sollte doch das Ganze aufgeben. Darauf erwiderte Peters:

„Würdest du unter diesen Umständen auf die Expedition verzichten?"

Wißmann: „Ganz bestimmt!"

Peters kehrte sich schweigend ab. Dämonische Umnachtung.

In diesem Vertrage wurde zwar nicht, wie es allgemein heißt, Zanzibar gegen Helgoland hergegeben, da Zanzibar nie deutsch

war, aber es kam aus deutschem Einfluß jetzt in englischen. Wenn indessen die deutsche Garantie der Unabhängigkeit von Zanzibar nun im Interesse Englands wieder annulliert und diese Konzession mit Helgoland bezahlt wurde, so war das nur möglich, weil Peters vier Jahre zuvor die deutsche Macht dort etabliert hatte. So machte eine wunderliche Ironie einen Mann, der gar nichts mit der Flotte zu tun hatte und am Äquator wirkte, wider Willen zum Schöpfer einer deutschen Flottenstation: der Anglomane schuf Deutschland ein Bollwerk gegen England.

Ergreifend, wie dieser tief verbitterte Mann am Ende seiner Memoiren die Bedeutung Helgolands für einen Krieg erwägt und schließt: Wenn die Fachleute in der Marine meinten, der Preis von Zanzibar und Uganda wäre nicht zu hoch für die Besitzergreifung Helgolands, „so würde ich mich mit dem Troste bescheiden, daß Jahre voll Mühen, Schmerzen und Gefahren wenigstens meinem Volke dazu verholfen haben, in Europa seine defensive Stellung zur See zu verstärken".

Trotzdem blieb er bis zum Kriege in England. Die deutschen Missionare und die Presse, die es nicht verwinden konnten, daß irgendein diebischer Neger im Schatten des Kilimandjaro aufgehängt wurde, weil er der Nebenbuhler des deutschen Herrn gewesen, haben Peters zu einem Märtyrer gemacht, wozu er ganz und gar nicht taugt. Mitten im Kriege, den er mit zwiespältigen Gefühlen erleben mußte, starb er, verbittert, vorausschauend, da er Englands Unüberwindlichkeit und die deutschen Schwächen in den Kolonien kannte.

Als er kurz vor dem Kriege das erste Mal nach zwanzig Jahren wieder die afrikanische Küste betrat, hat ihn das Reich, für das er sie erobert, nicht begrüßt.

Eine deutsche Geschichte.

C. J. Rhodes

RHODES

„Vergiß nie, daß du ein Römer bist,
hüte dich, weil du ein Kaiser bist."

In seinem Schlafzimmer, das man unverändert erhalten, lag Marc Aurel, und diese Stelle war angezeichnet. Draußen, hinter den großen Fenstern prangte mit ihren römischen Pinien die heroische Landschaft von Kapstadt.

Stanley, den ehrgeizigen Entdecker, reizte immer zuerst der Rekord; Peters, dem kühnen Politiker, fehlte Glauben und Liebe zu seinem Werke. Beide waren national entwurzelt. Rhodes aber war römischer, als je ein Engländer gewesen. Real, pathetisch und amusisch; Kenner des Menschen, Republikaner und Diplomat; unerotisch, gelehrt und religionslos; Romantiker von Distinktion, Genie als Kolonisator, Imperialist bis zum Wahnsinn.

Er war groß und breitschultrig, das Auge graublau, beobachtend. Der Mund war der Revolutionär in diesem ebenmäßigen Antlitz: alle Gedanken und alle Gefühle wurden rasch durch seine Stellung deutlich. Ein Freund berichtet: „Am besten sah der Mund aus, wenn er Willen zeigte, am schlimmsten, wenn Leidenschaften ihn verkrümmten."

Wie Peters war er Pfarrerssohn und gut erzogen. Er war Oxforder Student mit Leidenschaft. Als Lungenkranker kommt er nach Südafrika, sucht Heilung und findet Diamanten. Er kehrt nach Oxford zurück, um auszustudieren, kommt wieder nach Afrika. Mit 32 Jahren war er noch nichts, mit 44 bereits gestürzt, mit 49 tot.

In Kimberley sieht er, wie jeder einzelne sinnlos für sich mit kleinen Mitteln Diamanten abbaut, wie die Grubenwände stürzen, wie die Neger stehlen, wie der Markt beunruhigt wird und gedrückt.

Ihm gelingt, was bisher allen mißlang: alle zu vereinen, hundert in eine einzige Gesellschaft zu konsolidieren.

Als er ein großes Vermögen erworben, geht er in die Politik: nicht aus Eitelkeit wie die „Magnaten", sondern aus Leidenschaft. Er heiratet nicht und jammert nach männlichen Erben, wie jene; er geht an seine Werke und erfüllt sie in einem Jahrzehnt: Grundlage zu einer Bahn durch den Erdteil und Gründung einer Kolonie, gesund und reich, groß wie Deutschland plus dem alten Österreich-Ungarn. Nun trägt sie seinen Namen.

Nie war ein Mann in Afrika ganz Geist wie er. Rhodes hat erwiesen, daß selbst Wilde durch Geist sich bändigen lassen. Er kannte die Sprachen vieler Stämme und überredete sie. Stanley und Peters schrieben vorzüglich. Rhodes sprach.

Wie ein Römer ein Redner, doch in moderner Form: ein Überredner, brachte er jedermann dorthin, wo er ihn brauchte. Nicht durch Verstellung, nur durch Suggestion. „To be fair with you", begann er, wenn er jemand zu gewinnen suchte, und das war die Wahrheit, die niemand erwartete. Er wußte, daß jedermann käuflich ist, es fragt sich nur, für wieviel.

Statt sie zu bekämpfen, überredete er Männer, Gesellschaften, Regierungen. Er war ein Schauspieler und ließ sich mit dramatischem Elan auf seinen Sitz nieder, wenn er in einer Sitzung gesprochen, wie um zu sagen: Was ließe sich dagegen noch einwenden!

Im Aufstand der Matabeles ging er in die steinerne Wüste der Matoppos, mit drei Begleitern, ohne alle Waffen. Er wartete Wochen, bis sie kamen, dann zeigte er ihnen, daß er waffenlos sei. Sie staunten. Er fragte sie, worüber sie zu klagen hätten. Sie faßten Vertrauen und sagten es ihm. Er versprach ihnen Hilfe. Diese Unterhaltung dauerte fünf Stunden. Dann, als sie gingen, sagte er, wie nebenbei: „Wollt ihr nun Frieden oder Krieg?" Da warfen sie die Speere vor ihm nieder. Der Aufstand war aus, sie liebten ihn. Bewaffnete Kaffern, durch Geist gebändigt. Als er zurücktritt, sagt er zu seinem Freunde: „Lohnen solche Szenen nicht das Leben?"

So hat er auch Jameson, den Arzt, bezaubert. Jameson war gesünder, darum kühner. Zuerst war er Rhodes' Arm.

Der Deutsche, an die Enge seiner Umstände gewöhnt, staunt, wenn er hört, wie ein lungenkranker Student aus Oxford und ein praktischer Arzt sich vereinigen, eine ungeheure Kolonie zu begründen, dann hintereinander Premierminister werden, und wie schließlich der Überlebende die Union von vier Staaten vollzieht.

Ein einziger entzog sich seiner Überredung, man muß ihn dafür bewundern, es war der alte Krüger. Hätte er sich gewinnen lassen und Rhodes das Stimmrecht der Eingewanderten eingeräumt, es wäre nie zum Kriege gekommen. Der Alte wehrte sich und wurde Werkzeug einer welthistorischen Notwendigkeit.

Wie ein Römer wußte Rhodes alles, was er brauchte, doch nicht mehr. Afrika, in jeder Art betrachtet, und die kolonialen Werke der Welt stehen in seiner Bibliothek. Natürlich war er Darwinist, zugleich Verächter aller Definitionen; wenn das Gespräch metaphysisch wurde, gähnte er.

Wie einem Römer schien ihm schön, was zweckvoll war, und so entwarf er ganz nach den Zwecken selber die Pläne für ein Bad in Kimberley, für einen Löwentempel in seinem Park, für eine Hochschule in Kapstadt. Wie ein Römer schützte er großzügig die Künste, baute für Dichter ein Haus neben dem seinen, wo auch Kipling lange Monate gelebt. Er ließ das Volk in seine Gärten und flüchtete sich Sonntags oft ins Schlafzimmer. Freigebig half er den Farmern.

Das Leben aller römischen Kaiser steht bei seinen Büchern und daneben lange Reihen von Bänden, in denen römische Autoren römische Kaiser darstellen: sie sind alle aus den nichtübersetzten Originalen eigens für ihn ins Englische übertragen und mit Maschinenschrift in diesen Bänden niedergelegt.

Er liebte die Landkarten. In allen Zimmern von Groote Schur, seinem Landhaus, hängt, an seidenen Schnüren abzurollen, Afrika. Vor dieser Karte fing er an zu erfinden, zu fabulieren. Wenn seine Freunde in Kapstadt sich an Sommerabenden langweilten, gingen sie zu Rhodes und führten ihn vor die Karten. Er sagte: „Die Arbeit bringt Ideen hervor. Kommt ihr an den Zambesi, so seid ihr schon am Tanganjika."

Wie ein Römer kannte er keine Grenze der Welt. Der Gouverneur sagte: „Bis zum Zambesi ist es genug." Rhodes nahm einen

Bleistift und sagte: „Wir wollen auf der Karte messen, wie groß das Stück ist, das die Buren unterwarfen: vom Kap zum Vaal. Dann, was unsere Beamten unterwarfen. Dann, was mir vorschwebt.“ Die ganze Idee der Kap-Kairo-Bahn war reiner Imperialismus. Er nannte sie die Wirbelsäule des Erdteils, er meinte dessen Besitz.

Grenzenlos wie einem Römer erschien ihm die Macht seines Landes. „Friede, Freiheit und Gerechtigkeit sind die höchsten Eigenschaften. Gibt es einen Gott, so muß er diese haben. Die englische Rasse bringt diese Eigenschaften am besten zur Geltung. Wenn ich also Gott diene, so muß ich die englische Rasse in der Welt durchsetzen.“ Dieser Atheist wird sogar religiös für das Imperium.

Pathetisch wie ein Römer fragte er die Ingenieure seiner Bahn zehnmal, ob der Schaum der Viktoriafälle die Gleise besprühen würde.

„Yes, if the wind is north!“ — Er rief: „Delightful!“

— Wenn Leidenschaften seinen Mund verkrümmten, sagt der Freund. Hatte er Leidenschaften? In den letzten Jahren trank er viel, weil er litt. Und sollte er schon vorher nach Afrikanderart getrunken haben: warum nicht? Gelegentlich hatte er mit Frauen zu tun, aber weder lange noch bedeutungsvoll. Im ganzen lebte er so sehr allein, daß von diesem vielgehaßten Manne in ganz Südafrika kaum eine Weibergeschichte kursiert.

Sein Haus ist eines Mannes Haus. Alles ist solid, holzbekleidet, dunkel, nichts ist bunt, leicht, galant. Ein pathetisches Selbstbewußtsein läßt ihn Stuhl und Tisch van Ribbecks in sein Zimmer stellen, des populären alten Gouverneurs, und das Siegel Lobengulas liegt auf seinem Tisch.

Aber er hatte nicht einmal die Leidenschaft des Sammelns. Unter Glas steht der phönizische Falke, der in Rhodesia ausgegraben wurde. Als Holzornament kehrt er überall wieder. Wenige Jagdtrophäen, sonst ist das Haus, reich und bequem, fast schmucklos.

Dieses Haus bestimmte er im Testament zum Sitze des Premierministers einer Union, die noch gar nicht existierte, als er

starb, die er nur zwanzig Jahre lang vorausgesagt. Nun will eine weltgeschichtliche Ironie, daß acht Jahre nach seinem Tode wirklich die Union zustande kommt, daß wirklich der Premier in Rhodes' Hause wohnt, — nur daß es ein Bur ist.

Ja, dieser Römer hatte eine Leidenschaft: Napoleon. Er sprach wenig von ihm, aber hundert Dokumente und Biographien stehen auf seinen Regalen, zerlesen, ohne Empireschrank. Im Schlafzimmer steht eine Statue des Generals Bonaparte, über dem Bett hängt ein Stich: wie sich der Kaiser selber krönt. „Hüte dich, weil du ein Kaiser bist!" sagt Marc Aurel daneben. Zuweilen spricht er napoleonischen Stil. „Innerafrika ist die einzige Stelle der Welt, die wirklich noch wild ist, und es ist ihr Schicksal, daß sie durchbrochen wird. Ich möchte der Agent dieses Schicksals sein."

Frei von Leidenschaften und Rücksichten vergaß er ganz, daß andre solche fühlten. Ein österreichischer Kapitän, der ihn auf besonders gechartertem Schiffe einst hinunterfuhr, erzählte mir einmal, wie Rhodes ihn eines Tages verstimmt auf Deck getroffen.

„What is the matter, captain?"

„Gestern in Mozambique keine Nachricht von meiner Familie!"

Darauf sah ihm Rhodes ins Gesicht und rief, zwischen Spott und Zorn: „Captain, you are a baby!" Captain war über Fünfzig.

Seine Werke: das war seine Leidenschaft, seine beiden Werke. In seinem Haus hängt eine Fahne aus zwei Stücken. Oben der Halbmond von Ägypten, unten der Springbock von Südafrika: quer über beide gestickt der Union-Jack. Das ist die Bahn.

Sein halbes Vermögen gab er dafür hin. Er baute sie bis Salisbury und Victoria-Falls, 1500 Meilen. Bis zum Tanganjika war sie vor dem Kriege schon im Bau. Ihn wird man mit Trajektdampfern passieren. Von Kairo kamen Bahn und Schiff schon bis zum Albertsee herunter; es fehlte nur noch die Strecke vom Albert- zum Tanganjikasee (370 Meilen). Im übrigen kann man schon heute mit Bahn und Schiff, wenn auch mit Schwierigkeiten, vom Kap nach Kairo.

An jener unfertigen Stelle mußte sie ein paar hundert Meilen durch belgisches oder deutsches Gebiet. Das ärgerte Rhodes. Er ging zum Kaiser; in dem berühmten Sommeranzug, den ihm die

Deutschen als Hochmut auslegten. Den Kaiser bat er um jenen Streifen, den er zur Bahn brauchte. Aber was er als Gegenleistung bot, war schlecht; er fiel ab.

Die Kap-Kairo-Bahn mit der sibirischen zu vergleichen, ist ganz verkehrt. Diese durchquert ein Binnenland, jene wird überall Stichbahnen haben, denn Afrika ist eine Insel und noch dazu eine sehr regelmäßige. Auch um zu Lande statt zur See die Strecke zu überwinden, ist sie nicht da, denn man würde zu Lande mindestens die siebzehn Tage brauchen, die heut die englische Mail von Southampton nach Capetown braucht. Sie wird das Innere erschließen und eine Handelsbedeutung ohnegleichen haben. Rhodes schwebte vor: England durchquert Afrika. In kurzem wird sie fertig sein.

Sein zweites Werk, das größere, liebte er so sehr, daß er sogar sein Haus in der Richtung nach dem „Hinterlande" baute. Das Meer sah er von seinen Fenstern in Kapstadt nicht, auf dem Meere hatte er nichts zu suchen.

Freilich verstanden ihn die Magnaten nicht. Der alte Beit sagte in jenem peinlichen Tone: „Der Rhodes will durchaus eine Kolonie? Nu, geben wir sie ihm!"

Für Rhodes führte Jameson die Fünfhundert nach Norden, die auszogen, das heutige Rhodesia zu erobern. Das waren keine Soldaten, das waren Goldsucher, Farmer, Abenteurer. Jameson schloß den ersten Vertrag mit dem Sultan Lobengula. Nun erteilte die britische Regierung Rhodes ein Charter für eine zu gründende Gesellschaft, die man heute kurz die Chartered Company nennt.

In seinem Hause hängt unter Glas das Wappen der Ersten britischen Chartered Company. Ich las darauf:

„Merchant adventurers 1896."

Rhodes' Kompanie, mit 120 Millionen Kapital gegründet, hat niemals Dividende bezahlt, aber sie hat für England ohne dessen Hilfe zwei Aufstände der Eingeborenen niedergeworfen.

Seinen einzigen Rivalen in Kimberley, Barnato, hatte Rhodes in der berühmten Nachtsitzung, in der er die Fusion aller Diamantminen durchsetzte, gezwungen, das Plus der Diamantengesell-

schaft von einem bestimmten Prozent ab der Chartered Company zufließen zu lassen. Wie groß muß seine Macht der Überredung gewesen sein, wenn er dem Eitlen für einen Sitz im Parlament dies Zugeständnis abdrückte, das ihm toll erscheinen mußte. Millionen, die mir gehören, soll ich in ein unbekanntes Land werfen, das keine Dividende zahlt? So ungefähr dachte Barnato.

In jenen Jahren bereitete sich die politische Katastrophe vor. Die Engländer im Transvaal beanspruchten vergeblich Rechte. Alles war burisch, nur das Gold in den Minen nicht. Während niemand den alten Krüger bewegen konnte, den Engländern Bürgerrechte zu gewähren, zog er sie gewaltsam ein, zum Kampf gegen Aufständische. Ein „Reformkomitee" aus Geldleuten schürte in Johannesburg, alle Engländer wollten einen Putsch. Diese Dinge wirkten lebhaft auf das junge Rhodesia zurück.

Rhodes war zugleich Premierminister in der englischen Kapkolonie und Direktor der Rhodesischen Company. Um so mehr verschmolzen die beiden leitenden Stellungen, da er sie mit seiner Persönlichkeit durchdrang. Sie waren die Symbole seiner kaufmännischen und politischen, man könnte sagen: allgemeinen und persönlichen Triebe: seines Nationalismus und seiner Leidenschaft. Diese symbolische Doppelstellung stürzte ihn.

Er wußte von allem. Jene Depeschen, die später dem Unterhause vorlagen, beweisen, daß er mit Chamberlain über den Aufstand einig war. Er riet bei den Beratungen, aber als englischer Minister durfte er offiziell nichts wissen, durfte vor allem nicht selbst dabei sein. Während die Farmer seines Landes sich unter seinem Freunde Jameson sammelten, um Johannesburg zu überrumpeln und so die geforderten Rechte von den Buren zu erzwingen, saß Rhodes, der Geist des Unternehmens, als englischer Minister am Kap, Hunderte von Meilen entfernt.

Das Reformkomitee hatte schlecht gearbeitet, die Johannesburger Engländer hatten keine Waffen, die wenigen, die da waren, blieben unverteilt. Als Jameson mit achthundert Leuten aus Rhodesia, mit Maxims und Kanonen plötzlich vor der Stadt erschien, kam ihm nur ein kleiner Trupp zur Hilfe entgegen. Aber die Buren rollten von Prätoria her Kanonen an. Jameson ergibt sich und wird mit den Führern des Komitees zum Tode

verurteilt, aber in London nur eine Weile eingesperrt. Die Magnaten kaufen sich mit je 2500 Pfund frei!

Jameson nahm ritterlich alle Schuld auf sich, aber Rhodes hatte verloren, denn Chamberlain dachte: Wär' es geglückt, so wär' es auch verziehn!

Merchant adventurers 1896.

Da der Aufstand mißglückte, verlor Rhodes zugleich das Portefeuille des Ministeriums und das Direktorium seiner Kompanie. Die Regierung beschränkte ihre Rechte und setzte Kommissare ein.

Jetzt, nach dem Sturz, wird Rhodes erst groß. Er geht zu seinem Werk zurück, nach Norden. Er mischt sich in den Aufstand der Matabeles und schließt mit ihnen den gedachten Frieden, ohne Waffen, ohne Vollmacht. Jetzt lebt er ein Jahr dort oben, in den Matoppos, im Innersten seiner Kolonie. Als er dann nach England geht, um sich zu rechtfertigen, wird seine Reise nach dem Kap zu einem Triumphzug, den der geschlagene Genius durch Südafrika hält. — Wie Danton tritt er in London vor die Regierung, mit dem Gedanken: Sie werden es nicht wagen!

Noch war der Burenkrieg nicht reif. Aber Rhodes konnte zu Hause als beste Waffe das Telegramm des Deutschen Kaisers an Krüger benutzen: es zeigte die weltpolitische Notwendigkeit.

Während des südafrikanischen Krieges hält er sich ganz zurück, ist nur als Offizier in Kimberley tätig. Wenige Wochen vor dem Frieden stirbt er, noch nicht fünfzigjährig; acht Jahre vor Gründung der Union und sicher weniger als dreißig vor Vollendung der Kap-Kairo-Bahn.

In den Matoppos hoch oben in Rhodesia läßt er sich begraben. Seine Feinde von einst, die Matabeles, bestatten ihn auf ihre Art wie einen Häuptling, schlachten fünfzehn Ochsen, tanzen ihren Grabtanz, ihr Trauergesang durchdringt noch die Nacht.

Ihr Führer sagte: „Unser großer Häuptling Umsiligazi, der Gründer unserer Nation, liegt seit langem hier begraben. Jetzt wird sich der weiße Häuptling mit ihm vereinigen."

In ungeheurer Einsamkeit, in eine Felsenwüste krallt sich sein Grab. Nie sah ich eines, das kaiserlicher wäre.

Nach stundenlanger Autofahrt geht es zu Fuß immer auf der

rauhen Bahn eines Riesenfelsens aufwärts, über eine flache Kuppel hin. Das Felsige vereinfacht sich, das Synkopische mildert sich ab und leitet in ein Maestoso über. Wir schieben uns aufwärts, wegelos, immer über die Felsenkuppel. Ein paar Riesenblöcke liegen auf dem Gipfel der Kuppel, schwarz gegen das Licht wie herabgefallene Gewitterwolken. Indem wir steigen, taucht die Landschaft rings empor, bis ins Unendliche gekuppelt.

Das Wort verstummt. Wüßte ich nicht, wer hier liegt, ich fühlte doch, das darf kein Sonderling, kein bloßer Abenteurer sein. Wer sich in solchen Fels zu betten wagt, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Zuletzt geht es steil, ein Streifen im Gestein deutet den Weg der Seile an, an denen die schwarzen Hände den Sarg des Mannes heraufgeschleppt haben, der in Kapstadt, 1500 Meilen südlich, genau diese Stelle bestimmte, auf dem Gipfel der Kuppel, wo jene Blöcke ruhn, merkwürdig gerundet, auf schmalster Basis Stein auf Stein gerieben.

Umher die Landschaft scheint im afrikanischen Lichte weit wie vom Gipfel des Mont Blanc. Wie riesige Gebirge kreisen rings die Hügel der Matoppos, die in Wahrheit niedrig sind, und immer ruft der unbelaubte Fels Visionen tierischer Gestalten wach. Gleichen jene nicht den Rücken vorweltlicher Wesen? Diese dort lebendigen, unbewegt kauernden? Doch mit einem Male glänzt eine Mondlandschaft mitten im Lichte, Krater und Rücken wölben sich, krümmen sich. Aber dahinter dehnt sich nach allen Seiten der Rose unendlich die Steppe von Afrika.

„Here lie the remains of Cecil John Rhodes."

Die graue Platte bedeckt ein Loch, das in die Kuppelhöhe gesprengt ward. Ich näherte ihr meine Hand und fühlte schon voraus die Kühle, die von dieser Platte, die aus diesem Grabe aufsteigen mußte. Aber sie glühte von afrikanischer Sonne.

Keine Frau, kein Sohn, kein Kranz.

Kein Mensch auf hundert Meilen, kein Baum. Keine Pflanze, kein Wild. Selten überfliegt den Stein der Schatten eines Adlers.

Wie ein Häuptling ruht er hier, der Sohn eines Londoner Pfarrers. So könnte Napoleon ruhen.

LENIN

Kahl und grau, in dumpfer Straßenenge, blickt ein schmales, hohes Arbeiterhaus aus einem Dutzend bleicher Fenster. Unerreichbar fern scheint die Bläue des Zürichsees, mit seinen ruhenden Villen in alten gepflegten Parks, und liegt doch nur ein paar tausend Schritte dahin, um ihn gelagert der Kranz blauer Berge mit weißen Gipfeln, ernst und heiter, besonnt und frei. Wer aus dem Fenster über der Wirtschaft zum „Jakobsbrunnen" blickt, sieht davon nichts, sieht nur das verstörte Antlitz eines gleich düsteren Hauses. In dem einfenstrigen Zimmer, das der Verbannte mit seiner Gefährtin zwei Kriegsjahre lang bewohnte, stehen zwei hölzerne Betten, zwei rohe Tische, Schriften, Bücher, Zeitungen überfallen alles, und der Rauch von Tee und Tabak schwelt durch die Glut des kleinen Eisenofens.

Acht Monate, nachdem er dies Exil verlassen, saß Lenin im Kreml zu Moskau, der Festung, Kirche und Palast in Einem bedeutet, im Mittelpunkt der Hauptstadt jenes Landes, das ihn einst verfolgt, verurteilt hatte, allmächtig, als ein neuer Zar. Säle und Galerien standen ihm offen, rauschende Bäder und glänzende Musiken, von Dienern eine Legion, um ihm den Traum des armen Kesselflickers aus der Komödie zu erfüllen. Aber er wählte, da er hier zu wohnen durch politische Symbolik genötigt war, ein paar Zimmer aus, nach einem der inneren Höfe gelegen, Wohnzimmer mittleren Maßes, um dort mit den Seinigen zu leben, zu essen, zu schlafen. Nie hat einer seiner Todfeinde, nie hat der hundertfältige Bericht haßerfüllter Gegner geleugnet, daß dieser Mann für sich nichts braucht, wünscht oder nimmt außer dem Nötigen.

Hier liegt ein Teil seines Geheimnisses, der erste Schlüssel seines Erfolges: so klar und kalt auf dem Gipfel der Macht zu bleiben, ist nur einem Manne der reinen Idee gegeben, zugleich

einem vollen Realisten, den keine Phantasie verführt. Lenin ist sicher der lauterste, doch zugleich der kälteste Fanatiker unserer Epoche.

52 Jahre war er kerngesund. Vertrieben, versteckt, geflüchtet, verschollen; in der Bienenarbeit des Tages, im Getümmel der Kongresse, wartend, geschlagen, wiederkehrend, aufbrechend, schließlich am Steuer: immer war er gesund, immer in Zuversicht, nervenlos, immer lachte er mit Zähnen und Augen, stets gläubig, völlig ohne Furcht. Das ist ein Mann ohne lähmende Leidenschaften, den deshalb jene einzige Leidenschaft beflügelt, die Idee seiner Sendung. Er jagt und wandert gern, um sich zu erholen, geht freundlich um mit Kindern und mit Tieren, naiv ohne sentimentalische Hemmung, bauernschlau ohne Tücke; völlig gutartig und doch zu jeder Grausamkeit bereit gegen Zerstörer oder Störer seiner Ideen; heiter, bescheiden, ohne Prätention oder Eitelkeit, aber in seiner Sache drakonisch wie nur je ein Diktator.

Wenn er in seinem kahlen Arbeitszimmer im Kreml, das nur ein paar Landkarten beleben, dem Besucher gegenübersitzt, dieser untersetzte Mensch mit dem sommersprossigen, etwas faunischen Gesicht, und er kneift eins von diesen schrägen Tatarenaugen zu, hinter denen Ironie und Kampflust warten, dann scheint das andere an Spähkraft zu gewinnen, und je weniger er wichtig tut, je mehr er hört und lernt, statt zu reden, um so gewisser bekommt er den andern in seine Gewalt. Immer wird er in der Verhandlung der Unermüdlichere bleiben, mit seiner nie erblassenden Gesundheit, mit seiner Fähigkeit, den Schlaf sich abzubefehlen, mit seinem breiten Lachen.

Diese Physis, aktiv und produktiv als Fleiß und Ausdauer, die Freiheit dieses Lachens ist der zweite Schlüssel zu seinem Wesen, zu seinem Sieg.

Der dritte liegt in der Kälte seiner naturforschenden Begabung. Als Kritiker seiner Epoche, seiner Freunde, seiner eigenen Taten ist er von Anbeginn und bleibt bis zu seinem Ende klarer Historiker, er gleicht dem Arzt, der sich mit Interesse Puls, Temperatur

und alle Zeichen der Krisis abhorcht. Ein unermüdlicher Kontrolleur seiner selbst und der Bewegung, mit der er rotiert, wird er vom Feuer des Augenblickes nie, beinahe niemals hingerissen, und wenn in entscheidenden Stunden die Seinen schwärmten oder sich empörten und aus einer Art von hoher Trunkenheit neue Kräfte des Wirkens gewannen, analysierte Lenin nur die Möglichkeiten.

Aus diesem Grundzug seines trockenen Temperamentes steigen zwei Eigenschaften, gefährlich die eine, die andere produktiv. Als klarer Geist glaubt er nur an den Versuch: er wird Experimentator und fragt, um sich und der Welt die Richtigkeit seiner Ziele zu erweisen, nach den geopferten Wesen am Wege so wenig wie der Arzt bei seinem Tierversuch: beide wollen Menschenglück, es koste, was es wolle, und die Tiere sind nicht Wesen zweiter Klasse. Da Lenin selber bei dieser furchtbaren Verantwortung gegen die Mitmenschen sein eigenes Leben mit Mut und Entbehrung eingesetzt hat, so prallt der Toren-Vorwurf einer monomanen Selbstsucht vom Panzer dieses Kämpfers ab. „Ich kenne ein Augenpaar", sagt Gorki von Lenin, „in dem die brennende Qual über den Terror für immer erstarrt ist."

Die Gefahren dieser experimentellen Staatskunst werden teilweise ausgeglichen durch eine andere, naiv-zynische Folge seines Forscherwesens: als Rechner ohne Leidenschaft ist er bereit zu jedem Kompromiß, das ihm die Stunde gebietet, und bleibt gegen jeden Einwand der Ideologen stichfest. „Kompromisse grundsätzlich ablehnen, schreibt er, ist Kinderei ... Man muß nur verstehen, Umstände und konkrete Bedingungen eines jeden Kompromisses zu analysieren", und sein Freund Lunatscharski durfte diesen Mann, den sich Europa als verblendet vorstellt, wohlverstanden einen „genialen Opportunisten" heißen.

Denn wirklich erscheint Lenin heut neben Lloyd George als der stärkste politische Realist, und während er in Tolstois Lande Tolstois soziale Traumwelt zu verwirklichen trachtet, wird er in allem sein geistiger Widerpartner. Ebenso amusisch wie unchristlich, will dieser Atheist und Gegner sogar der positivistischen Philosophie in seinem Staate die Verkünder der Großen Revolution einführen; in diesem Punkte ähnelt er seinen westlichen Vorgängern.

Auch sonst entbehrt sein Wesen manchen russischen Zuges: dieser Realist ist weder romantisch noch metaphysisch gestimmt wie seine Brüder. Dafür hat er, nach Trotzkis Worten, eine echt russische, bis zur Genialität gesteigerte Bauernschlauheit und auch sein Gegner Axelrod begründete seine Suggestion mit dem Gefühl: „Es ist etwas an ihm vom Geruch der russischen Erde."

Auch das gewisse Maßlose scheint Rasse in ihm, wie es Iwan und Peter übten. Denn gerade an Peter den Großen erinnert Lenin in der Entschlossenheit, dies Volk plötzlich aus seinem Halbschlaf zu erwecken, diesen Morgenländern seine späten Erkenntnisse aufzuzwingen und sie durch ein System des Abendlandes aus dem unreifsten sogleich zum fortgeschrittensten Volke der weißen Rasse zu entwickeln. Beide werden vom europäischen Idealismus und nationaler Tatkraft verführt, Jahrhunderte zu überspringen, und es gelingt ihnen deshalb zunächst kaum mehr als eine erstaunliche Fassade. „Was ist Kommunismus?" fragte Lenin und gab die großartig-groteske Antwort: „Die Sowjet-Republik plus der Elektrifizierung."

Ein halbes Jahrhundert nach Marx, Lassalle und Bismarck, 1870 ist Wladimir Iljitsch, der heute Lenin heißt, in einem Nest an der Wolga geboren, aus dem kleinen Mittelstande, den schon sein Vater, zum Leiter mehrerer Volksschulen aufgestiegen, durch den Rang eines Staatsrates zu überwinden suchte. Als Knabe*) erlebt er die Ermordung Alexanders II., als Student der Rechte in Kasan die Folgen dieses anarchistischen Vorstoßes und teilt mit seinen Kameraden in natürlichem Freiheitsdrange eines eigensinnigen Wesens Groll und Auflehnung gegen dies sklavenhafte Leben unter der Knute. Der ältere Bruder, Vorbild und Lehrer, erster Übersetzer von Marx und Hegel, in die er den Jüngeren einführt, plant in Petersburg ein Komplott gegen den neuen Zaren, sechs Jahre nach dem letzten Attentat, wird aber am Morgen des Anschlages mit den Seinigen auf der Straße verhaftet, dann vor Gericht gestellt und aufgehängt. Es war der letzte Versuch des Terrorismus.

Lenin ist siebzehn. Der Donnerschlag, der zugleich das stille

*) Vgl. Henri Guilbeaux' fesselndes Werk über Lenin.

Leben der Familie draußen in der Provinz zerstört, mußte den Jüngling entweder von Auflehnung und aktivem Widerspruche ein für allemal wegschrecken — oder er mußte ihn mit schicksalsvoller Notwendigkeit zum Rächer seines Bruders machen, den er geliebt, von dem er Entscheidendes erfahren hat. Mut und Blut reißen ihn zu dieser Aufgabe hin, aber Kälte und Vernunft, durch das Grauen dieses brüderlichen Idealisten-Geschickes geschärft, lassen ihn erkennen, daß man in mächtiger Vorarbeit, Jahrzehnte, vielleicht ein Leben lang vorbereiten muß, was nicht auf einen Schlag gelingen konnte. So wächst mit historischer Logik der Bruder des letzten destruktiven Terroristen Rußlands zum ersten konstruktiven Sozialisten Rußlands empor. Marx ist das Testament seines Bruders; in ihm sieht er die Waffe des Geistes, nachdem die Bombe versagt hat.

Doch zugleich ersteht ihm durch Marx ein zweiter Feind.

Er, der im Sinne der älteren russischen Revolutionäre zuerst nur gegen die Krone kämpfen wollte, lernt jetzt im Bürger den andern Gegner kennen, dessen Wunsch nach Verständigung, dessen scheinfreie Lehre ihn empört. Ein neuer Weg zum alten Ziele tut sich ihm auf, und er zieht aus, das Wesen dieser Klasse zu erkennen, durch die allein ihm von nun an der Umsturz möglich, für die allein er ihm geboten scheint.

Jahrelang reist er durch Rußland, studiert den Arbeiter — den Bauern trug er intuitiv im Herzen —, immer notierend, das Innerste und Äußerste dieses Lebens, Naturforscher wie Zola, als er etwa zur gleichen Zeit in Belgiens Minen und Hütten „Germinal" vorbereitete. Doch statt eines Romanes schreibt Lenin Flugblätter und Broschüren, und während er selbst studiert, sucht er zugleich zu erwecken: im kleinsten Kreis die größte Pflicht zu entwickeln, in konzentrischem Wachstum.

Nicht als Theoretiker, Literat und Redner, wie die meisten seiner Genossen hat Lenin angefangen; als Erforscher der Menschenseele in ihren ärmsten Bedingungen. Nicht wie Marx baut er in seinem Studierzimmer ein System, noch errafft er wie Lassalle sich fliegend die Art der Menschen, auf deren Schultern man zur Macht emporsteigt. Als sammelnder, prüfender Geist wird er langsam ein Kenner der Massenseele und ersetzt sich

durch Studium die schmerzliche Erfahrung des geborenen Proletariers. Lenin, der sich im einzelnen in Menschen oft getäuscht hat, erspürt fehlerlos Arten, Willen und Motive der Massen, denn er hat sich aus tausend Versuchen am einzelnen das Gefühl des Typus erworben.

Erste Verbannung: von der Universität in Kasan. Nun wird er in der Hauptstadt und im ganzen Reich beargwöhnt von den Augen der zaristischen Polizei, die er später in demselben Reiche mit unverminderter Schärfe, seine früheren Zwingherren, ergreifen lassen wird. Jetzt wird von ihm und seinen Freunden, vierzig Jahre nach dem ersten Deutschen Arbeiterverein, zu einer Zeit, wo die deutschen Sozialisten schon als Großmacht im Reichstage sitzen, noch sehr beklommen das gleiche in Rußland versucht. Ein erster Streik ist die Folge: Unterdrückung, zweite Verbannung, 30jährig, nach Sibirien.

Dieses Sibirien, das wir uns grausiger malen, als es vielen politischen Verbrechern erschien, wird auch für Lenin eine Art geistigen Kurortes, eine Pause der Erholung, in der er Genossen seiner Gesinnungen, vor allem Martow, kennen lernt, mit denen man erwägt und plant. Ähnlich in den Folgen, wenn auch in den Motiven verschieden, wird diese Zeit für ihn, was das Gefängnis auf der Wartburg für Luther war: jetzt werden die Probleme nachgeprüft. Sein erstes Buch kommt unter dem Decknamen Tulin heraus: schlicht, sogar simpel, ohne viel Bilder und Gleichnisse, sinnfällig wie alle folgenden Schriften. Praktisch lernt er aus dieser gewaltsamen Vertreibung von seinem Wirkungsfelde: noch vorsichtiger, noch geruhsamer muß man die Befreiung vorbereiten, an der Peripherie, im Auslande beginnen, „Techniker der Revolution", Berufs-Revolutionäre heranbilden, nur keine Schwärmer, Idealisten und Dilettanten.

„Mögen unsere Kämpfer", schreibt er, „das strenge Wort Techniker gestatten, denn wo ich von mangelnder Vorbereitung rede, dort richtet sich der Vorwurf gegen mich selber. Ich habe mit Menschen gearbeitet, die sich sehr weite und entlegene Ziele gesteckt hatten, und wir litten schmerzhaft unter dem Gefühl, nur Amateure zu sein. Je mehr ich mich dieser Erkenntnis schäme,

um so bitterer fühle ich gegen die falschen Sozialisten, die bei ihren Reden nicht begreifen, daß man den Revolutionär nicht zum Amateur erniedrigen dürfe."

Zum ersten Mal im eigenen Kreise wird Lenin verhöhnt, und aus dem Gefühl des richtigen Weges, doch auch aus eingeborener Autokratie wächst die Gegnerschaft gegen die gemäßigte Sekte rasch in ihm zu einem Haß, der bald jeden Haß gegen den Zaren beschattet.

Rückkehr aus der Verbannung. Enger zieht sich der Kreis der Gegner: Abkehr von den Sozialrevolutionären, die davor warnen, die radikalen Bürger aufzuschrecken, weil man auf diese Art gar nichts erreiche. Spaltung der Partei auf dem Kongreß von 1903, weil Lenin für das Statut die Pflicht jedes Mitgliedes zur aktiven Tätigkeit, nicht bloß zum Beitrag fordert. Was als Nuancenstreit um einen Paragraphen erscheint, ist in Wahrheit die entscheidende Frage der Leidenschaft: die Minderheit will sich mit Geld und Gesinnung begnügen, Lenin mit der Mehrheit zeigt die Faust — buchstäblich — auf der Tribüne. An die Wand des Saales fällt der Schatten eines Diktators. Nun scheiden sich die Protestanten von den Orthodoxen, die an die Erreichung des Heiles nur durch Werke glauben.

Lenin sieht sich von den Freunden seiner Verbannung, von Axelrod, Martow, selbst von dem persönlich verehrten Plechanow, dem alten Führer, verlassen, von Trotzki als „Zerstörer der Partei" bezeichnet, jedoch mit einem Zusatz, der schon jetzt das Gemisch von Bewunderung und Eifersucht beleuchtet, das diesen Antipoden der Seele noch heute gegen jenen zu erfüllen scheint: „Lenin", schreibt damals Trotzki nach dem Kongresse, „kam zu dem Schluß, daß er die eiserne Hand sei, er allein. Und er hatte recht. Nach der ‚Logik' des Belagerungszustandes, auf dem er bestand, mußte er die Vorherrschaft haben."

Lenin erlebt diese Trennung von den alten Freunden entschieden und persönlich: Trennung von Werk und Leben gibt es nicht. Mit Flüchen wütet er in seinen nächsten Schriften gegen diese „Renegaten, Fälscher, Verräter," die doch jahrelang in den Kerkern des Zaren für dieselbe Sache geschmachtet hatten; auch gegen Kautsky, den Reinsten von allen.

Oktober 05, der Riesenstreik führt zum Straßenkampf, in den Bittgang der Arbeiter schießt die Garde, der erste Sowjet-Rat bildet sich von selbst in den Fabriken, genau zwölf Jahre vor Errichtung der Sowjet-Republik. Doch wo ist in dieser Stunde Lenin, der dies alles als Führer mit vorbereitet hatte?

Dort, wo der General Bonaparte am 18. Brumaire bis zum Abend war, nämlich unsichtbar. Mit falschem Bart steht er jetzt in der Ecke einer Galerie, um den Versammlungen zuzuhören, die die gemeinsame Sache entscheiden. Ihm hat die Partei verboten, sich zu zeigen, um ihn zu erhalten. Dort steht er in seinem falschen Bart, muß schweigen, stampft mit dem Fuß und denkt: Wenn ich reden, handeln könnte! Trotzdem wird er entdeckt, muß fliehen, zum dritten Mal, jetzt nach Finnland, wird wieder aufgespürt, entweicht aufs neue, nach Paris, nach Krakau: unaufhörlich schreibend, druckend, auf dünnstes Papier, das man nach Rußland schmuggeln kann. Was hat ihn der Aufstand gelehrt?

Als Naturforscher hat er alle Daten wie ein Biograph und wie ein Soziologe gesammelt, um sich und andern zu beweisen, was man in Zukunft anders machen muß. Warum haben Soldaten auf das Volk geschossen? Weil es Bauernsöhne waren. Also muß man den Feudalen das Land abnehmen und den ärmsten Bauern geben. Wieder ist die Begründung einer neuen politischen Taktik mehr psychologisch als wirtschaftlich gedacht. Wieder bleibt er beinah allein.

Doch während seine Forderungen im großen wachsen, nimmt er im kleinen jedes Mittel an und erzürnt seine Freunde gerade durch eine Elastizität, die ihn von nun an zum Politiker macht. Warum die Duma boykottieren? Ist sie nicht ein Feld der öffentlichen Anklage? Immer mehr Genossen trennen sich von ihm. Lenin wird mit Trotz und Willen einsam.

Der Weltkrieg bringt mit einem Schlage stärkste Hoffnung, schwerste Enttäuschung. Vielleicht hat in den entscheidenden Tagen niemand heißer gewartet und tiefer entsagt als diese kleine Freischar wahrhaft europäischer Geister, die ihre Hoffnung zerbrochen sah. Denn als die Internationale in die Luft flog, das

war die erste, man darf sagen, die schrecklichste Explosion dieses Dynamitkrieges. Alles rennt zu den Fahnen statt zu der Fahne, jeder verrät den Bruder, dem er den Kampf gegen die soldatischen Gebieter seines Landes gelobt hatte.

Lenin mit ganz wenigen faßt sich nach dem Schlage, wendet sich ab von der schwankenden Haltung Tscheidses, verhöhnt die patriotische Phrase Plechanows und die deutschfeindliche Krapotkins und entwirft sofort, September 1914, ein internationales Programm, das den Überblick eines Europäers erweist:

„Für uns wäre es noch das geringste Übel, die Niederlage des Zaren zu erleben, da seine barbarische Regierung die größte Zahl von Nationen unterdrückt. Parole dieses Krieges kann nur die Bildung der Vereinigten Staaten von Europa sein. Doch müssen wir der Menge einhämmern, daß diese Parole ohne Sturz der deutschen, österreichischen und russischen Monarchie Lüge wäre und Sinnlosigkeit . . . Die beiden Gruppen kriegführender Länder sind aller Raubtaten und Scheußlichkeiten in gleichem Maße fähig, die dem Kriege unfehlbar entspringen. Um aber die Arbeiter besser zu betrügen und von dem einzigen Freiheits-, nämlich dem Bürgerkriege, abzulenken, sucht die Bourgeoisie aller Länder durch lügnerische patriotische Phrasen das Ansehen ‚ihres' nationalen Krieges zu festigen und das Volk zu überreden, daß sie nur zur ‚Befreiung' aller Völker den Sieg sucht, natürlich außer dem eigenen."

Diese Wahrheiten, in denen kein Wort von Kommunismus steht, au dessus de la melée verzweifelt und mutig hinausgeschrien in die betörte Menge der Brüder, zeigen einen Mann, der mitten im Seesturm, früher als die meisten, die rettende Küste wiedererkannte. Dreißig Monate sitzt er mit solchen Gedanken in dem dumpfen Arbeiterzimmer in Zürich und in ein paar ähnlichen Schweizer Asylen, die wenig besser waren, fast ohne Geld, fast ohne Wirkungsfeld, nur horchend, vorbereitend, in Kiental und Zimmerwald die Vorhut sammelnd.

Endlich, Februar 17, dringen die erhofften Schläge aus Osten an sein Ohr. Der Zar gestürzt! Aber von wem? Von unseren Todfeinden, den Demokraten?

Lenin fiebert; mit ihm der kleine Kreis russischer Emigranten,

die alle weniger die Heimkehr als den Kampf nach der Heimkehr ersehnen. Nach drei Jahrhunderten und dann wieder nach drei Jahrzehnten bricht endlich die verhaßte Macht zusammen, und eben jetzt müssen sie ausgesperrt bleiben! Denn Miljukow tut alles, um den gefährlichen Gegnern den Eintritt zu verwehren. Da sitzt er im Züricher Café, Lenin, und liest: „Die neue Regierung setzt den Krieg fort", — und kann doch nicht von der Stelle. England verweigert die Durchfahrt! Wer kann helfen?

Freund Ludendorff, der kann alles. Der hat denn auch ein Fabelhaftes ersonnen. Wir müssen den Bazillus der Pazifisten dem Feind einimpfen, denkt der General und läßt in Bern mit diesen verrückten russischen Sektierern anknüpfen. Lenin spitzt die tatarischen Ohren. Wenn königlich preußische Generale Psychologen werden, denkt er und lacht mit Augen und Zähnen, dann kommt für uns russische Revolutionäre etwas heraus. Und er verhandelt von Macht zu Macht, verschleiert nichts, setzt seine Bedingungen durch und spricht vor dem Betreten des deutschen Waggons in einem Brief an die Schweizer Arbeiter aus, was zu tun, was zu hoffen sei.

Kein siegessicheres Wort, keine anarchische Phrase, kein Zittern eines Fiebernden, der nach 25 Jahren vor der Erfüllung steht. Ein Historiker redet, ein Naturforscher: „Besondere Umstände werden uns für eine, vielleicht sehr kurze Zeit zu Vorposten der Revolution in Europa machen. Rußland ist ein ganz zurückgebliebenes Bauernland, in ihm kann der Sozialismus nicht direkt siegen und nicht sofort. Aber dies Bauernland kann, wenn wir seine Riesenschätze den Junkern abnehmen, dem allgemeinen Umsturz eine gewaltige Reichweite geben." Alles gemessen, behutsam, wie im Gutachten eines konsultierten Arztes.

Mit voller Offenheit sagt er zugleich den deutschen Militärs, was sie für Toren sind: „Wir sind durchaus keine Pazifisten schlechthin und können nicht auf Kriege verzichten, die wir zum Sieg des Sozialismus brauchen. Wir haben die Pflicht, die Spekulation einer nationalistischen Regierung für uns auszunutzen, ohne dieser Regierung auf unserem Wege die mindeste Konzession zu machen." Zugleich erklärt er im Namen aller Reisenden öffentlich, daß sie nur heimkehren, „um in der Heimat das Pro-

letariat aller Länder, besonders Deutschlands und Österreichs, zum revolutionären Kampfe gegen ihre eigene Regierung zu stacheln!"

Doch Ludendorff, der belagerte Trojaner, baut selber sein trojanisches Pferd, mit schlauer Miene klappt er die Türe zu und schiebt seinen plombierten Zug quer durch Deutschland, um nach drei Tagen die Ritter am andern Ende wieder herauszulassen. In diesem Zuge hat nicht Lenin allein gelacht; homerisch wie das Pferd war das Gelächter aller eingesperrten Genossen. Das Fahrgeld dieser Reise wurde von den Reisenden, das Lehrgeld vom Spediteur bezahlt.

Von Menschen überströmt ist der Finnländische Bahnhof, wie einen Retter feiert der radikale Teil der Hauptstadt den heimkehrenden Verbannten, im Empfangssaal des Zaren am Bahnhof begrüßt Tscheidse, der intime Gegner, den kleinen Mann mit der schäbigen Mütze: „Die Revolution heißt Sie willkommen, Lenin!" Draußen dröhnt ihm die Marseillaise entgegen. Langsam fährt Lenin, im Auto stehend, durch die brausende Masse. Er ruft ihr ein paar Sätze zu, simpel, bäurisch, doch mit bronzener Stimme. Heute zum ersten Male sieht ihn niemand lachen. Über ihm schwebt das Schicksal. Dunkel rauscht Erfüllung zu ihm empor.

„Niemals werde ich die Rede vergessen — schreibt einer seiner Gegner — die nicht bloß mich als Ketzer traf, vor allem seine Parteigenossen. Nichts derart hatte ich erwartet: alle Elemente schienen aus den Winkeln hervorgezaubert." Kein radikaler Kopf zweifelt, daß Dieser allein der Führer sei.

Bald nach der Ankunft schlägt er seine Thesen an, in der „Prawda": Versuch zur Verbrüderung an der Front, Verzicht auf alle Eroberungen, alle Macht den Sowjets der Arbeiter und Bauern, Kampf gegen die Regierung, die den Krieg fortsetzt, Sozialisierung aller Güter, Vereinigung aller Banken, Kontrolle aller Lebensmittel, Gründung einer neuen Internationale

Drüben, im Winterpalais, zieht die Regierung die Brauen zusammen, sie fühlt, der Feind ist in der Festung. Der Zar war nur eine alte, modrige Welt, hier kommt eine neue, die Zukunft. Auf dem ersten Kongreß der Arbeiter bleiben die 800 Delegierten lautlos bei Lenins metallener Rede, lautlos bei Kerenskis fiebriger

Antwort. „Ich werde nicht der Diktator sein, den Sie zu wünschen scheinen", ruft dieser jenem zu. Lenin sitzt unten, streicht sein Kinn, denkt nach: wer wird Diktator.

Nach dem Kongreß, auf dem er in der Minderheit bleibt, im Juli, muß er sich aufs neue verstecken, wird wieder aufgestöbert, muß wieder fliehen, wieder nach Finnland, wie vor 12 Jahren: drei Monate nach seinem Einzug in Petersburg. Wieder folgt sein Forschersinn den eigenen Taten auf dem Fuße: er schreibt über „Staat und Revolution", und wie er alle eigenen Phasen höchst kritisch analysiert, bricht er, im Beginn der Schilderung der letzten, soeben durchlebten, mit dem gewaltig humorigen Satze ab, grade käme ihm „die neue politische Krise in die Quere. Über solche Störung kann man sich nur freuen. Die zweite Lieferung der Broschüre wird vielleicht lange auf sich warten lassen. Es ist angenehmer und nützlicher, die Revolution mitzumachen, als über sie zu schreiben." Dann wieder steht er, im Herbst, mit falschem Passe heimgekehrt, auf der Galerie: jetzt findet er Trotzki, den interessanteren Nebenbuhler, auf seiner Höhe, die Partei vergrößert, die Ungeduld der Bauern nach Frieden unbezwinglich, denn Kerenski hat eine neue Offensive beschlossen.

Doch nun hält es ihn nicht mehr. Diesmal hat er die Maske geändert, jetzt ist er wieder rasiert und in Perücke, um nicht erwischt zu werden: so nimmt er an der Hauptsitzung teil. Die Stunde fühlt er nahe, an der die meisten seiner Brüder zweifeln, der Augenblick des Handelns scheint ihm da. Wie er dort auf der Tribüne steht, ein halb Entlarvter mit falschem Haar, jetzt fiebernd, jetzt atemlos dicht vor dem Ziele: so reißt Lenin seine Genossen hin, so erzwingt er den Aufstand des 24. Oktober.

Seit Lenin an der Macht ist, fünf Jahre lang, hat er sich zum Diktator nach innen, nach außen immer stärker zum Politiker entwickelt. Er hat die Constituante durch seine Matrosen in die Luft gesprengt, denn er fühlte sich nicht sicher. Noch im Sommer 19 hat er zu Gorki gesagt: „Das Erstaunlichste an dieser ganzen Geschichte ist, daß sich noch niemand fand, uns vor die Tür zu setzen."

Doch eben deshalb laviert er nach außen. Sein Einfluß im Zentralrat erzwang im Januar 18 gegen Trotzki die Annahme des

deutschen Gewaltfriedens von Brest-Litowsk mit der Begründung: „Arbeiter, die einen Streik verlieren, verraten darum den Sozialismus noch nicht!“ In diesen Stunden, als alle Mitarbeiter den Frieden ablehnten, erwies sich Lenin als Staatsmann: „Mit den Hohenzollern könnt ihr keinen Frieden machen? sagte er in der Sitzung. Ihr seid törichter als das Huhn! Das kann den Kreis der Kreide nicht überschreiten und kann doch behaupten, fremde Hände haben den Kreis gezogen.

Wir haben aber den Kreis selber gezeichnet, — und ihr seht nur die Formel! Damit wollten wir die Klassen entflammen. Jetzt wollt ihr, wir sollen aus Prinzip zugrunde gehen, und die kapitalistischen Regierungen sollen im Namen unserer revolutionären Formel siegen!“

Einwände, Streit. Lenin sagt: „Der Muschik muß mit den Füßen endlich die Erde berühren, die wir ihm gegeben haben. Sehen Sie nicht, daß der Muschik gegen den Krieg gestimmt hat?“ — Wann und wo hat er das, fragt Radek. „Mit seinen Füßen stimmt er ab: er läuft von der Front weg!“ Und Lenin behielt vor der Geschichte recht, die rasch den Brester Vertrag zerriß. So paktiert er, wo immer er es braucht, mit dem Ausland, weg über alle Abgründe von Theorie und Praxis.

Während er sein Land vor drei Invasionen, fünf Expeditionskorps, dreijähriger Blockade retten mußte, versuchte er, der nicht einmal die Erfahrung eines Landrates hat, mit unendlicher Geduld ein Weltreich aus einem beinah tödlichen Stoße langsam wieder in Ordnung zurückzuführen: gestern — buchstäblich — noch unterirdischer Revolutionär, heute leitender Staatsmann. Zugleich wurde er von der Mehrheit seiner Genossen in allen Ländern erst desavouiert, dann beschimpft, die freilich Grund haben, sich einer jahrelangen ausländischen Diktatur entgegenzuwerfen. Hier, wo wir nur die Gestalt des Führers zeichnen wollten, bleibt auch die historische Frage offen, ob die Trümmer Rußlands aus dem Kriege, aus der Revolution oder aus dem grandiosen Irrtum stammen: ein Riesenreich ein halbes Dutzend Stufen der Entwicklung überspringen, im Anklang an seine Urformen zu einer neuen Form emporfliegen zu lassen.

Gewiß ist dies, daß erst Lenin seiner Partei, vielleicht zum

ersten Male, die staatsmännische Tugend vormachte: des Gegners Mittel dauernd zu übernehmen, um ihn zu überwinden. Sogar die letzte, barbarischeste Verfeinerung der von ihm bekämpften Wirtschaftsform, sogar das System Taylor rät er zu übernehmen, um jede Arbeit auf ein Minimum von Bewegung zurückzuführen. „Die Sowjet-Republik muß um jeden Preis alles Wertvolle aus den Fortschritten der Wissenschaft und der Technik übernehmen. Wir brauchen keinen Elan; wir brauchen den Taktschritt der Eisenbataillone."

Französische und deutsche Monarchisten nimmt er in technischen Dienst, denn seine Leidenschaft — der Gedanke eines Jugendfreundes, den er um sich hat — ist die Elektrifizierung Rußlands auf dem Lande und in der Stadt. „Ein einziger Techniker ist zehn Kommunisten wert", schrieb Lenin.

So trieben und versuchten sie's ein Jahr und länger, doch täglich wurde es schlechter.

Doch schon nach einem Jahre erkannte Lenin das Unmögliche, wich entschlossen von der Theorie ab und riet als Erster den Gemeinden, ja nicht mehr Betriebe zu sozialisieren, als sie beherrschen könnten. Ebenso fordert er als Erster vom Arbeiter „Anpassung des Verdienstes an die wirkliche Endsumme der Ausbeute". Und plötzlich, eines Tages, überraschend und zum Schrecken der meisten Kollegen, tritt er mit einer Rede vor sie hin und beweist: es war alles zu früh, zu rasch, so geht es nicht, die Wirtschaftspolitik muß umgeworfen werden, wir brauchen neue Maßnahmen: Nährsteuer, und wer sie bezahlt, darf wieder Handel treiben. Militär-Kommunismus hat der Krieg uns aufgenötigt, jetzt brauchen wir neue Wege. „Ja, das Kleinbürgertum wird sich erheben und selbst der Kapitalismus: diese Tatsache ist unzweifelhaft — fährt Lenin fort, während seine Genossen erblassen —, warum die Augen davor verschließen? Wir müssen ihn eben in die Richtung auf den Staatskapitalismus lenken! Dazu geht der Weg durch Konzessionen ans Ausland. Das kostet Opfer, aber die Festsetzung des Umfangs und der Erteilung dieser Konzessionen, wie sie uns ungefährlich bleiben und vorteilhaft werden können, hängt vom Kräfteverhältnis ab und wird durch Kampf entschieden."

Dritter Zusammenstoß mit Trotzki, der die reine Idee durchsetzen will. Dritter Sieg Lenins, des Experimentators, der immer neue Mittel versucht und keiner Theorie gestattet, ihn zu hindern.

Aus dieser naiven Elastizität hat er eine eigene Technik des Regierens gebildet: man könnte sie Ausgleich von Verantwortung und Diktatur nennen.

Ganz auf sich gestellt, nicht imstande, einer Typistin zu diktieren, viel weniger ein Büro zu organisieren, tritt er persönlich mit dem vollen Freimut eines Mannes, der immer allein verantwortlich war, vor die Bauern irgend eines Dorfes und sagt: Wir haben es falsch gemacht, deshalb hat man uns geschlagen. So und so wollen wir den Fehler korrigieren, — und diese Leute, jeder als Russe zum Bekenner geboren und erzogen, honorieren diese Selbstkritik. Vollends der Arbeiter, der längst nicht mehr an erlösende Helden glaubt, fühlt sich durch solche Wahrheitsliebe zur Mitentscheidung über sein Schicksal aufgerufen und lernt politisch denken.

Zugleich aber fordert Lenin, während alle mitdenken sollen, „unbedingte Unterordnung unter einen einzigen Willen", nennt das „System der persönlichen Diktatur das einzig mögliche" —: alles aus demselben Grundmotiv der Seele. Dieser Revolutionär, für jeden Schritt seit 30 Jahren seiner Partei verantwortlich, haßt die kollegiale Form, in die die westlichen Regierer ihre Verantwortung abzuwälzen wissen, und wenn er jeden einzelnen Beamten vom Volke auswählen läßt, so fordert er vom Wähler volle Gefolgschaft, vom Erwählten aber volle Rechenschaft.

So münden die Grundlinien, nach denen dieser Mann regiert, immer in die Grundzüge seines Charakters, und, ganz gegen Marx' Theorie, setzt sich der rücksichtslose, aber reine Wille des Führers in seinem Lande ab, — freilich oft so zersetzt, wie sich Ideen in der Säure der Realitäten auflösen.

Eines Tages, nach dreijährigem Wirken, hat ihn auf der Straße eine Frau erschießen wollen, fanatisch auch sie, vielleicht das Opfer der Sowjets oder Gattin oder Schwester solchen Opfers. Lenins gesunder Bau hielt ihn am Leben, aber die Kugel durchschoß ihm den gesunden Bau.

Nun liegt er im Kreml, todeswund seit einem Jahr, zum Auferstehen kaum mehr der Mann. Denn er ist müde, berichten die Freunde, Lenin, der immer Bewegung, Kampf und Mut gewesen. Von Siebzehn bis Siebenundvierzig: 30 Jahre lang Entbehrung, Flucht, Verfolgung, Flucht, Verbannung, Flucht, Kampf nach innen und außen. Dann, nach einem raschen Siege, drei Jahre übermenschlicher Arbeit, verhundertfacht die Kämpfe nach allen Seiten, gegen alle Mächte, und nun mit über Fünfzig eine Kugel in den Leib: da wehrt sich der Körper nicht mehr, da schwindet die Flamme des Lebens, auf dem Bette liegt ein Mensch, verbraucht. Leise spinnt sich eine Legende um ihn an. „In diesem schroffen Politiker — schreibt Gorki — leuchtet zuweilen das Licht einer fast frauenhaften Zartheit für die Menschen auf, der Traum des künftigen Glückes aller . . . Sein Privatleben ist so, daß man in einer religiösen Epoche aus ihm einen Heiligen gemacht hätte."

Mut und Klarheit, Glaube und Integrität haben einen Menschen von ungeheurer Lebenskraft auf einem Wege geleitet und erhalten, der zu dieser Zeit an diesem Orte wahrscheinlich ein Irrweg war. Aber aufs neue ist der strebenden Jugend Europas ein Vorbild erschienen, mit Augen kann sie sehen, daß heut wie einst und immer ein Wille, von einem Gedanken geführt, Millionen umzuschichten vermag. In diesem Sinn eines praktischen Idealisten hat Lenin ein neues Muster aufgestellt für eine kühne, einsame, selbstlose Bahn.

Mit seinem Leben hat er sie bezahlt. Er lacht nicht mehr.

WILSON

Woodrow Wilson

An Bord des „George Washington", 28. Juni 1919, gegen Mitternacht. Das Schiff fährt durch die Atlantic, noch an der Küste. Der Präsident, der heute nachmittag, am Tage des Versailler Friedens, Paris verlassen hat, steht allein am Heck. Er ist bleich und traurig, Krankheit und die Last der letzten Jahre haben die lange Gestalt des ehedem sportlich straffen Körpers geschwächt, man sieht nun, daß er Anfang Sechzig ist. Schwer und müde ruhen die schmalen Lippen, wie Kähne nach der Fahrt vor Anker. Unter den beinahe weißen Haaren schaut er nach dem fernen Licht an der französischen Küste, den letzten Zeichen dieses gefährlichen Erdteiles. Sein Blick, sonst milde und nachdenklich, scheint hart, Groll und Verachtung liegt über ihm. Er denkt:

— Du hast gesiegt, Europa, als ein Geschlagener kehre ich zurück. Bald wird sich auch Amerika ganz von mir wenden, und ich, der die Wage der Völker in Händen hielt, sinke zurück in Ohnmacht, ein Spottbild meiner Epoche! — Warum sich vormachen, was ein selbstgefälliger Wunsch erfüllt glaubt? Freilich steht er an der Spitze des Vertrages, mein neuer Bund, gegründet ist er, und eines Tages wächst er vielleicht zu dem, was vor mir schwebt. Aber das Morgenrot, das ich diesem Erdteil weisen wollte, ist nicht aufgegangen, Nacht wirkt rings um die Völker, wie jetzt um mich; nur daß kein sicheres Steuer sie durch die Meere lenkt, wie dieses tapfere Schiff!

Es ist dasselbe, das mich hergetragen. War ich, an dem Dezembertage unserer Landung, vom Siege des Gedankens überzeugt? Als ich den Vertrauten sagte, ich fürchte den Kampf nach dem Siege mehr als den Krieg, besänftigte mich mein guter House, und meine Frau strahlte mich an. Eine neue Santa Maria nannten die Blätter dies Schiff, die man uns in Brest in den Waggon reichte, ausgefahren zur Entdeckung einer Neuen Welt in der Alten. Als wir dann einfuhren, durch die Champs Élysées,

die Menge rauschte zu unserem Wagen empor, und auf der Ehrenpforte stand in goldenen Lettern: Heil Wilson, dem Gerechten! — mir wurde bange ums Herz, und wie ich mich umwandte nach einem vertrauten Blick, stach mir das alte graue Vogelauge Clemenceaus entgegen, der mich vom Rücksitz her durchforschte, als suchte er schon die verwundbarste Stelle.

Ah, dieser Erdteil! Und doch kann ich nicht sagen, daß der unsrige besser sei. Wenn ich abwäge, wer mir mehr geschadet hat: schwer zu entscheiden.

(Er fängt an, das Promenadendeck auf und ab zu schreiten.)

Was wird ein Biograph von dieser Affäre halten? Was hätte ich selbst zu sagen, wenn ich Wilsons Leben schriebe, wie ich Washingtons schrieb? Hat in der neueren Geschichte jemals ein Einzelner, ohne Eroberungen, ohne Tyrannis, ein solches Maß von Glauben auf sich gelenkt? Bis wir hier landeten, — was hatte nicht der hübsche blaue Junge zehn Tage lang die Treppe zur Funkenbude auf und ab zu rennen! Sprach nicht die ganze Welt mit diesem schwimmenden Schiff, als hätte es den Propheten an Bord? Aus Asien riefen mich die Armenier um Hilfe an, aus Rußland die Ukrainer, die Deutschen beteuerten ihre Wandlung, die Juden pochten auf ihr neues Vaterland, Perser klagten britische Tyrannei an, Koreaner kämpften gegen Japan, Albaner, Chinesen, alles schickte den Funken der Menschen an die Bordwand, um den göttlichen Funken zu erwerben: Gerechtigkeit! Alle flehten um Hilfe gegen alle, und es war, als ob sich an mir allein die Herzen der gemarterten Millionen aufrichteten, denn ich hatte ihren einzelnen Wünschen das allgemeine Wort verliehen, in ein System gebracht, was jeder forderte. Amerika — so fühlte dieser Erdteil — will nichts verdienen an diesem Frieden, den es doch erst ermöglicht hat, will keinen Vorteil, nur Zufriedenheit.

Und wer ist heute zufrieden? Nicht einmal die Menge, die heute mittag im Versailler Park zwischen den springenden Fontänen jauchzte. Sie war nur trunken, nur von Spannung erlöst, sie wollte nur schreien. Sie schrie uns in die Ohren, als wir — wie sagt man doch? „die Großen Vier“ — aus dem Portal des Sonnenkönigs traten, weder sonnig gestimmt noch königlich.

Sonnino neben mir sah bleich und böse aus; Clemenceau, dem doch der meiste Ruhm zufiel, genoß ihn nicht, er lächelte zwar, aber ich sah, wie sein Gehirn an Tardieus morgigen Artikel dachte und an die Woge, die ihn bald wegschwemmen könnte. Nur Lloyd George lachte mit allen seinen gesunden Zähnen und schüttelte die Verführerlocken, der Listige, als glaubte er alles, was nach seinem Wunsch in dieser Stunde die Menge glauben sollte. Aber es war eine traurige Lüge, diese Stunde, und einen Augenblick dachte ich an die beiden armen deutschen Bevollmächtigten: sie waren im Grunde die einzigen Menschen in Paris, die von der Zukunft keine Enttäuschung erwarten mußten. Wie ging das alles zu?

(Er tritt durch die offene Tür des Salons und hier vor das lebensgroße Bild Washingtons.)

Wenn ich wüßte, was dieser Schweigsame hier von meiner Sendung denkt! Der war klug, gütig und umkämpft, aber am Ende doch glücklich und überstrahlt mit seinem Namen heute sein Volk wie keiner! Der kennt es und seine Schwächen, der wäre gerecht und jedenfalls der Einzige, dem ich Rede stände. — Nun, George Washington, was lächelst du aus deinem goldenen Rahmen? Ich bin zu wenig Don Juan, um dich zu Gaste zu laden. Bist du aber geneigt, in dieser Geisterstunde zu einer Unterhaltung: ich bin bereit — und sei es zu einem Verhör!

Washington (steigt aus dem Rahmen): How do you do, Mr. Wilson? Hier bin ich!

Wilson: Willkommen an Bord Ihres eigenen Schiffes! Nehmen Sie Platz, Mr. Washington. Leider kann ich Ihnen nichts offerieren, die Küche ist zu, und gegen Alkohol haben wir jetzt Prohibition.

Washington (schlank, elegant, mutig, von gebräunter Gesichtsfarbe, trägt die reich betreßte, schön gefütterte Generalsuniform, mit Spitzen um den Hals. Sein energischer, beinahe heiterer Kopf, von grauen Haaren frei umflattert, begleitet mit entschlossenen Wendungen seine männlich gefaßten, weltmännisch artigen Sätze. Das hellblaue Auge ruht mit ununterbrochenem Wohlwollen auf Wilsons bleichen, enttäuschten Zügen, der durch sein Brillenglas mit Wärme, zuweilen wie hilfesuchend,

auf seinen ersten und größten Vorgänger blickt. Washington setzt sich): Keine Umstände. Ich habe mich zu meiner Zeit schon versehen.

Wilson: Ja, unter Soldaten geht's wohl nicht ohne. Sieht man Sie so lebendig vor sich in Ihrer schönen Uniform, dann vergißt man fast, daß Sie je Politiker waren.

Washington: Ich würde sehr bedauern, wenn Sie mein Anzug am Tage des Friedens chokierte; leider bin ich nicht mehr in der Lage, ihn zu wechseln. Es ist derselbe, den ich trug, als ich in New-York wieder einritt, an einem dunklen Novembertage, nach acht Kriegsjahren. Seien Sie froh, Mr. Wilson, daß Sie mit zwei Jahren davongekommen sind. Ich hatte die ganze Zeit Haus und Hof am schönen Potomac nicht gesehen.

Wilson: Ich liebe Mount Vernon; nicht bloß, weil wir auch aus Virginia stammen. Besonders, weil man die edle Breite Ihres Landlebens dort fühlt und begreift, wie solch eine lebhafte Gutsverwaltung einen Edelmann praktisch auf die Verwaltung des Staates vorbereitet. Manchesmal habe ich Sie darum beneidet.

Washington: Und ich Sie um die humanistische Stille auf Ihrer schönen Universität. Da findet der Geist Sammlung, die Systeme anderer Völker zu vergleichen und aus den Fehlern der Vorfahren zu lernen.

Wilson: Zu Ihnen haben wir immer nur verehrend aufgeschaut.

Washington: So — beliebten Sie mich darzustellen, ich bin sehr verbunden. Ist man erst hundert Jahre tot, so will das Volk, daß man kanonisiert werde; es hat ein Recht auf Ideal-Gestalten. In praxi beobachtete ich mit Behagen, wie Sie versuchten, unsere alte puritanische Verfassung zu einer — mehr cäsarischen umzuschaffen.

Wilson: Sie scheinen mich bei diesen Worten hinter Ihrem artigen Lächeln hübsch auszulachen, Mr. Washington!

Washington: Keine Rede, Mr. Wilson! Nur glaube ich, Sie wünschten in dieser Stunde Wahrheiten mit mir zu tauschen — oder habe ich vorhin nicht recht gehört?

Wilson: Um so weniger werden Sie es uns nachtragen, wenn wir versuchten, die ideale Republik, die Sie als Koloniale und

Edelleute vor hundertdreißig Jahren zu gründen verstanden, nach den Erfordernissen eines Hundert-Millionenvolkes leise abzuwandeln. Wenn wir gedachten, die Macht an weniger Menschen zu verteilen, so haben wir dafür deren Verantwortung geschärft. Volkstribun und zugleich Diktator: das wäre allerdings mein Ideal.

Washington: Sie haben die Korruption bekriegt, mit der Ihre Geldleute unsern gesunden Staat zu schwächen suchen: das fordert Mut, und dafür lassen Sie sich von einem der Gründer dieses Staates die Hand schütteln.

Wilson: An einem so herzbrechenden Tage wie heut ist solcher Zuspruch unschätzbar. Oft habe ich mich im Kriege gefragt: Wie würde Washington handeln?

Washington: Das tat ich auch, als Zuschauer. Daß Sie Ihrem englischen Blute anfangs nicht gefolgt sind und sich zur Neutralität gezwungen haben, war zweifellos der einzige Weg, den Bürgerkrieg zu vermeiden. Denn wir sind wirklich, wie Sie einmal sagten, kein Volk, wir sind erst die Skizze zu einem Volke. Außerdem mußten Sie Zeit gewinnen und brauchten, um einzugreifen, eine Armee. Vielleicht hätte man auch schon früher das Bundesheer ausbauen können —

Wilson: Unmöglich! Kein Mensch wollte Soldat sein, auch nicht gegen Mexiko. Die Zeiten, in denen man zuerst auf Waffen, dann auf Geld und Handel sah, sind am Ende schon unter Ihnen zu Ende gegangen, und auch Lincoln hat Mühe genug gehabt, seine Leute zusammenzubringen.

Washington: Mir allzu vertraut! Meine Herren Söldner kamen, wann sie wollten, und gingen, wenn ich nicht draufzahlte. Trotzdem hätte ich den Frieden nicht ohne eisernen Druck erreicht, und es war die stärkste Erfahrung meines Lebens, daß man friedliche Ideale im Staat nur mit den Waffen verwirklicht. Sie lächeln, Mr. Wilson? Und denken vielleicht an jenen preußischen Baron, den ich mir vom König Friedrich ausgeliehen habe, um unsere junge Demokratie mit Hilfe dieses alten Junkers vorzubereiten?

Wilson: Soll ich schließen, daß Sie diese Militärmacht gebilligt haben, zu deren Vernichtung wir schließlich doch ausgezogen sind?

Washington: Ich bin froh, daß sie kaput ist, denn ich war immer Republikaner und bin in meinem Leben nie tödlicher erschrocken als damals, wie mir eine gewisse Partei im Kriege den Königstitel antrug. Aber so wahr ich nie nach Eroberungen gestrebt habe und froh war, wie wir nur unsere dreizehn Schäfchen beisammen hatten, so entschieden bin ich immer für starke Bereitschaft gewesen und habe meine letzten Lebensjahre mit sinkender Kraft doch nicht ohne Grund an eine neue Armee gesetzt.

Wilson: Beneidenswert!

Washington: Das — finden Sie, als Pazifist, beneidenswert?

Wilson: Sein eigener General zu sein und diese scheußliche Gewalt genau dort einzusetzen und nur aufzurufen, wo man sie braucht!

Washington (lachend): Freilich ist sie scheußlich! Ich habe auch lieber das Land friedlich vermessen, wie das mein erster Beruf war, als kriegerisch durchmessen, und auf meinen Gütern ist nie ein Neger gepeitscht worden. Aber ohne Krieg, bloß mit der idealen Forderung, hätten wir uns nie befreit und ebensowenig geeinigt, wie dies andern Völkern je friedlich gelungen ist. Wer nicht gerüstet ist, wird für schwach gehalten. Ob Sie heute mit einem Gedanken durchkommen, das können Sie besser beurteilen als ein Mann in so altmodischer Uniform.

Wilson: Ein Gedanke, Mr. Washington? Freilich, anfangs, als die Deutschen die Lusitania versenkten, habe ich unsere nach Rache schreienden Mitbürger mit einem Gedanken beruhigt: ein Volk könne durch sein gutes Recht so stark sein, daß es keine Gewalt braucht, um andere davon zu überzeugen. Und obwohl, wie Sie sagten, mein englisches Blut, aber auch meine Erziehung als Pfarrerssohn und meine Bildung als Gelehrter sich gegen den Machtgedanken jenes Militärstaates empörten, hielt ich mit zähen Händen den durchgehenden Kriegswagen noch zurück. Denn wo kein Blutsband die Nation umfaßt, wo Millionen aus beiden Parteien auf demselben Boden atmen und arbeiten, da gibt es zunächst nur Neutralität, das Herz spreche, wie es wolle. Hätten Sie als Staatsmann anders gehandelt?

Washington: Ich habe sogar die Ruhe bewundert, mit der

Sie sich dem Vorwurf der Feigheit aussetzten und selbst Bryan lieber opferten, statt nachzugeben. Meine gewissen Bedenken, wenn ich so sagen darf, setzten viel später ein. Sie haben wirklich das Bundesheer, das ich erst notdürftig zusammenleimte, großartig aufgebaut, zum erstenmal über den Ozean geführt und siegreich geführt.

Wilson: Artigkeiten, Herr General! Ich war zwar Oberster Kriegsherr, weil Ihre Verfassung diese für einen Zivilisten recht peinliche Pflicht mir auferlegte. Aber ich habe, wie Sie wissen, nicht gesiegt wie Sie, sondern siegen lassen. Sie wundern sich indessen, wie man schließlich doch zum Kriege gedrängt werden und dabei hartnäckig einen Frieden ohne Sieg verkünden kann? Sie erstaunen, daß ich auf meiner Propagandareise im Jahre 16 Frieden predigte und dabei die Säle, in denen ich dies tat, von Militär sichern ließ? Sie sind, mit einem Worte, gleich meinen Gegnern unzufrieden, daß ich ein siegreiches Land durch nichts belohnen wollte als durch eine Idee, statt ihm für seine Opfer Geld und Vorteile einzutauschen!

Washington: Mit Ihren Gegnern habe ich nichts zu tun, die wollten nur Ihre Stelle und haben Sie verleumdet. Nur — Ihre Begründung des Krieges, den ich wahrscheinlich auch geführt hätte, habe ich damals nicht ganz verstanden.

Wilson (lebhafter gestikulierend): Ich hatte hinter mir ein unsicheres Land, von widerstreitenden Gefühlen geschüttelt, immer wieder aufgepeitscht durch die Torheiten und Tollheiten der deutschen Marine; vor mir ein aufgebrachtes Parlament, das erst Krieg schrie und dann vor seinem Eifer erschrak. Sie kennen diese Kämpfe —

Washington (lächelnd): Mich hat dies Parlament, das wir geschaffen hatten, noch als alten Mann beschimpft, als meine Marmorstatue schon auf dem Platze prangte. Die Patina der Geschichte verschönt die Dinge, bis sich Nation und Held in Lobeshymnen überbieten. In Wahrheit hat noch jeder Staatsmann seine Nation für die undankbarste gehalten. Sie, als Schüler Kants und Rousseaus, mußte der Kriegssturm vollends zerzausen.

Wilson: Das bin ich nicht! Sie irren, Mr. Washington! In

keinem meiner Bücher steht ein Wort vom Pazifismus! Mein Weg zum Frieden geht, im Unterschiede zu Kant, sogleich über Sicherungen und Strafen, mein Völkerbund hütet das Recht durch Macht. Deshalb konnte ich ihn als Ziel Amerikas verkünden, bevor wir eingriffen! Denn nur so, mit einer Rüstung, deren Wachsen die Welt erfuhr, entgingen wir dem Odium der Schwäche oder Feigheit, als wir Verständigung rieten. Wir hätten sonst den komischen Ruf von Missionaren geteilt, die mitten im Getümmel nur den Namen ihres Gottes in die Lüfte schreien, als wäre er gesonnen, einzugreifen.

Washington: Er ist es vielleicht. Man muß nur für den Fall, daß er es nicht ist, Kanonen haben.

Wilson: Da ich seiner keineswegs sicher war, baute ich Schiffe und Kanonen.

Washington: Sie sind — nicht gläubig, Mr. Wilson?

Wilson: Ich — glaube an den Fortschritt der Vernunft.

Washington: Wir beteten und fasteten zu unserer Zeit vor den Entscheidungen.

Wilson: Ich faste nicht, aber ich schieße ja auch nicht.

Washington (lächelt): Pas trop mal pour le lendemain de Versailles! Sie sprachen vom Völkerbund?

Wilson: Die Menge wartete auf ein Stichwort. Sie kennen dies Gefühl, wenn sie einen fragend ansieht, gespannt auf einen Ruf. Preußens Gewaltpolitik galt allen als ein Hindernis des Friedens; zwang man es nieder, so mußte man Wiederholungen verhüten. Man mußte alle Staaten zum Frieden zwingen. Das war der Zweck der ersten Liga, von der ich, lange vor unserem Eingreifen, die Grundsätze übernahm und populär genug machte, daß in hundert Millionen Herzen ein Traum wachgerufen, in den Köpfen ein Ideal gezeichnet wurde. Als ich zum ersten Mal den Völkerbund ausrief, geschah es, um das Volk zum Kriege reif zu machen. Während ich den ewigen Frieden in den Wolken zeigte, forderte ich vom Kongreß Truppen und Kanonen, — und doch hat mich niemand als paradox getadelt, das ganze Land, der letzte Hirt in Texas hat mich verstanden, denn er lebt selbst in einem Bund von Völkern.

Washington: Und was dachte dieser Hirt über Europa?

Wilson: Washington, dachte er, hat den ersten Völkerbund aus dreizehn Staaten gegründet, jetzt sind wir achtundvierzig und haben keine Kriege mehr untereinander. Warum nicht das ewig brodelnde Europa zu einem ähnlichen Zusammenschlusse zwingen! Denn er wußte nichts von dem Geschwätz über die „historisch gewordenen Staaten" dieses kleinen Erdteils, auf die solche Grundsätze anzuwenden nur Faulheit und Feigheit verhindert. Wacht nicht auch bei uns einer mißtrauischer als der andere über seine „historischen Bedingungen"? Haben Sie sich nicht mit Süd-Carolina beinahe so herumschlagen müssen wie Lincoln? Und will man sich wirklich zu der Behauptung versteigen, es sei schwerer, Europas Staaten zu einigen, weil dort die Völker meist auf ihren Territorien getrennt wohnen, als die Amerikas, wo alles durcheinander geschüttelt ist? Nicht bloß hundert Zimmer umschließt ein Haus, sondern zwanzig Familien, die sich nicht einmal kennen. Vertragen aber werden sie sich nur dann unter einem Dache, wenn jeder völlig frei in seinen Zimmern haust.

Washington: In unseren Sklavenfarmen hörte freilich die Balgerei nie auf: daran dachte ich manchmal, wenn ich den Streit dieser meist unfreien Völker Europas betrachtete. Sie haben recht.

Wilson (erregt): Und doch sehe ich in Ihren hellen Augen einen Einwand, der mich fixiert.

Washington (lächelnd): Es sind sogar zwei, und ich werde sie schon nennen. Ihre Grundidee war gut und wird möglich sein. Entsinne ich mich recht, so schrieben wir damals selber etwas Ähnliches in unser Grundgesetz, ich hatte es lange nicht mehr vor Augen —

Wilson: „Ein Volk hat das Recht, mit seinem eigenen Lande und seiner eigenen Regierung nach seinem Belieben zu verfahren": das haben Sie mit Ihrer edlen Hand in die Virginal-Bill of Rights geschrieben, ein Jahrzehnt vor der großen Revolution in Frankreich, und jedes Kind Amerikas lernt es noch heute hersagen. „Wir, das Volk, gründen und errichten diese Verfassung." Was habe ich anderes getan, als den Anker unseres Freiheitsschiffes auch in die Meere Europas zu versenken! Haben

es unsere besten Geister, Emerson und Whitman, nicht gepredigt und gesungen? Ich verdiene nicht einmal den Ruhm eines neuen Gedankens, noch weniger den Vorwurf der Ideologie, wenn ich in den Grundstein des neuen Friedens die Worte schrieb: „Regierung nur mit Zustimmung der Regierten." Das ist älter als Amerika und nur bei uns zum ersten Mal verwirklicht.

Washington: Wir haben Ihnen auch alle applaudiert, als Sie die Geister der Gründer dieses Staates herabzitierten: Hamilton, Jefferson, die beiden Adam und auch ich. Nur —

Wilson: — nur?

Washington: — nur weiß ich nicht, ob Ihr Stichwort nicht die Gegner gereizt hat, Amerika mit seinen riesigen Mitteln sei zur Dienerin, nicht zur Herrscherin der Nationen bestimmt. Haben Sie mit dieser moralischen Forderung nicht eher den Amerikaner meiner Epoche, und zwar der patinierten, gemeint als der Ihrigen? Hat sich Ihr Idealismus, der mit den Trusts — zwar nicht fertig geworden, aber doch weiter gekommen ist, im Anblick Ihrer Zeitgenossen nicht doch vergriffen? Als Hunderttausende über die schicksalsvolle Brücke auf die Schiffe gingen, um in Europa zu bluten, da haben sie's doch kaum als Diener Europas getan, sondern — von der allgemeinen Abenteurerei zu schweigen — aus Wut über einen Fürsten, in dessen Namen man ihre friedlichen Blutsverwandten auf den Grund des Meeres befördert hat. Und wenn unsere braven Jungens wirklich auszogen, um den deutschen Machtbegriff zu vernichten, der sich in einer Pickelhaube darstellt, so hat der Schwung Ihrer Seele doch vielleicht übersehen, daß die Deutschen zwar die am dicksten uniformierten Leute waren, aber nicht die einzigen, und daß Sie gegen ein schlechtes Prinzip Genossen brauchten, die nicht von lauter guten beherrscht wurden. Ich habe Frankreich sehr geliebt, aber im Alter habe ich eine neue Armee gegen Frankreich eingeübt und mich grade noch soso und grade noch vor Torschluß meines Lebens verständigt. Es war mit dem jungen General Bonaparte, und der Gedanke an diesen großen Soldaten ist mir — verzeihen Sie nur — im Grunde sympathisch.

Wilson: — Frankreich! Sehen Sie die letzten, äußersten Lichter dort im Osten dicht unter dem Sternenbild des Adlers?

Ich werde diese Küste der Rache und der Schlauheit, der Furcht und des Ehrgeizes nie wieder betreten!

Washington: Freilich hat man Sie betrogen, und wenn man den Frieden, den Sie heute unterschrieben haben, mit Ihren Vierzehn Punkten vergleicht, die Ihre Verbündeten als Basis beschworen hatten, so wird man peinlich an jenen Fetzen Papier erinnert, mit dem sich der fatale Deutsche anno 14 demaskierte. Nur — waren einige dieser Punkte vielleicht zu allgemein gefaßt, um ein Durchschlüpfen zu verhindern. In Not, in Furcht und Leiden versprechen die Menschen leicht und sogar aufrichtig. Entsinnen Sie sich an die „Erdbeben-Liebe", die beim Brande von San Franzisko ausbrach? Eine Idealstadt wollte man wieder aufbauen, aber nach einem Monat war alles Christentum vorüber und jeder nur mit sich beschäftigt. Vielleicht hätte es sich deshalb empfohlen, schon beim Abschluß des Bündnisses nicht nur die geheime Diplomatie, sondern ausdrücklich alle geheimen Verträge für tot zu erklären, in denen die neuen Verbündeten einander allerhand hübsche Dinge versprochen hatten.

Wilson: Es war in Mount Vernon, auf der Schwelle Ihres vielverehrten Hauses, wir schrieben Juli 18, und es galt, am Verfassungstage aufs neue klarzulegen, daß wir nur Hüter des alten Idealismus sind. Früher hatte ich Frieden ohne Sieg proklamiert, auch um Deutschlands Zusammenbruch zu verhindern; jetzt hatte deutsche Unvernunft es bis zum knockout blow getrieben und dadurch meine reine Forderung getrübt. Aber noch vertraute ich auf unsere klare Position: Amerika will nichts gewinnen, noch stützte ich mich auf die Grundlagen unseres Beitritts. Wir nannten uns zwar auf alle Fälle nur Assoziierte Macht, um freiere Hand zu haben. Aber wenn ich den Völkern zurief, es gibt keine Geheimverträge mehr, so rief ich das auch meinen Verbündeten als Warnung zu. Wissen Sie, Mr. Washington, daß Lansing um diese Zeit noch keine genaue Kenntnis des Londoner Vertrages hatte? Wollen Sie glauben, daß er als Staatssekretär des Äußeren im Dunklen gehalten wurde über Abmachungen, auf die unsere Alliierten später den gemeinsamen Frieden aufbauen wollten? Dabei war das nicht Lansings Schuld, es war Folge unserer mangelhaften Diplomatie, die noch schlechter arbeitet als die in

Europa. Denn daß wir alle paar Jahre unsere Leute drüben abberufen, wenn sie sich eben eingelebt haben, liegt als schwerer Schatten auf unserem System.

Washington: Richtig. Aber haben Sie nicht auf Grund Ihrer Punkte dann in Paris den Londoner Vertrag angreifen können?

Wilson: Ich habe ihn für nichtig erklärt! Aber nun denken Sie sich dieses Halloh! Unsere Bündnisse sind vor dem eurigen geschlossen! schrien Italiener, Rumänen, Japaner und ein halbes Dutzend anderer, und die sogenannten Größen, dieselben Männer oder doch deren Schatten, die vor drei und vier Jahren den Vertrag geschlossen hatten, verwiesen auf ihre beschworenen Pflichten und auf Trotzkis skandalöse Publikation der russischen Geheimverträge. Trotzki hatte ganz recht, sagte ich, als er diese Raubverträge vor der Welt ausstellte. Aber mit jedem Tage verstrickte ich mich tiefer in dies unzerreißbare Gewebe geheimer Bindungen, mit jeder Woche umgarnten sie mich fester und suchten mich zu ersticken. Nach einem Monat in Paris erkannte ich nur grausamer, was mir auf der Hinfahrt geahnt hatte: als Einzelner war ich ausgezogen, die Tafeln einer neuen Ordnung aufzurichten — und niemand kam mir zuhilfe, nicht einmal, die mich wie einen Gott begrüßt hatten! Es kam also zum Kampf.

Washington: Wir haben mit Vergnügen die Abreise der Italiener konstatiert, wir schlossen, daß Sie im Punkte Fiume ein Exempel statuieren wollten.

Wilson: Das war ein einzelner Punkt, man sah ihn von außen. Wenn Sie wüßten, was hinter den wohlgepolsterten Doppeltüren des Beratungszimmers sich noch zugetragen hat! Später werde ich es niederschreiben. Noch nach unserem Beitritt, noch im Laufe 18, ja während der Konferenz selber wurden diese verbotenen Verträge ausgebaut. England hatte sich Rechte in Persien und in der Türkei gesichert, Italien war nur durch das Versprechen Dalmatiens gewonnen worden, Rumänien hatte außer anderen Bissen noch das Banat zu erwarten, was wiederum den Serben verheimlicht werden mußte. Ah, hätten Sie nur diese eine Verhandlung im Zehnerrate mitgemacht, wie sich Bratianu und Vesnic auf der einen Seite des Tisches anschrien, wie dann Clemenceau und Pichon zu kalmieren suchten und alle Lügen

über Lügen häuften! Der Baron Makino nannte dergleichen Verträge mit japanischer Gerissenheit „Ideenaustausch", als er sich den Äquator als Grenze der deutschen Aufteilung garantieren ließ: sonst wäre er mit seinen U-Booten nicht hinausgefahren. Als sie die Türkei tranchierten, sprachen andere von „Arrangements", und während ich dasaß mit meinem allgemein anerkannten Grundsatz über die Türkei, schwenkte irgendein Araberhäuptling, den England König titulierte, seine Rechnung an die Alliierten durch die Luft. Jeder Minister dachte nur daran, seinen Wählern zu Hause ein Stück Land mitzubringen, das man in den Schaufenstern auf der Karte schön einzeichnen konnte, mindestens aber ein hübsches Bergwerk oder eine Rohrleitung.

Washington: Friedensstimmung! Da war es wohl kaum durchführbar, große und gesamte Beratungen zu erzwingen, wie Sie sie für den Völkerbund vorsehen, und sich aus den kleinen Staaten einen Block gegen die Großen zu schmieden?

Wilson: Das war unmöglich, Präsident! Sie haßten sich alle untereinander, sie waren ja Verbündete! Frankreich hatte die Theorie des ihm verhaßten Preußen Clausewitz übernommen, daß der Friede die Fortsetzung des Krieges sei. Ich wollte umgekehrt die wissenschaftliche Erforschung als die rechte Grundlage. Ich war für das Exakte, Wirkliche, die andern sämtlich für Taktik, Diplomatie. Sie wollten die alte Methode, ich eine neue Gesinnung.

Washington: Und das ist der Punkt, Mr. Wilson! Eine neue Gesinnung! Sie kennen Lincolns Leben genauer als ich und wissen, daß dieser große Praktiker den Krieg mit den Südstaaten an der Spitze echter Pharisäer nur wegen Baumwolle führen konnte und nicht aus Menschenliebe zu den Sklaven; daß er den Mittelstaaten die Sklavenzüchtung erlaubt, die Freilassung, die seine Generäle nur aus Truppenmangel den Überläufern zusicherten, mißbilligt hat, daß die wahren Gegner der Sklaverei seine Wiederwahl bekämpft haben. Auf solchen politischen Umwegen hat Lincoln ein Ideal erfüllt, eine neue Gesinnung geschaffen, die er, bloß mit reinem Herzen, nie gewonnen hätte. Lassen sich wirklich so neue Grundsätze plötzlich proklamieren und die Gesinnungen dazu hernach fordern und suchen?

Wilson: Hat Washington etwas anderes getan? Sie haben einen Haufen roher Staaten mit ungebildeten Menschen auf einen Schlag gezwungen, Staatsbürger einer neuen Ordnung zu werden! Es ist eine Frage wie in der Ehe: muß die Liebe zuerst da sein oder kann sie sich durch die Ehe entwickeln?

Washington: Sie wird sich jedenfalls in rohen und ungebildeten Menschen nachträglich leichter entwickeln als in verfeinerten. Deshalb hatten wir es bei unserer Gründung leichter, eine neue Gesinnung zu fordern, als Sie bei der Ihrigen. Solche Epochen der wissenschaftlichen Methode, wie Sie es nannten, sind gar zu vorsichtig geworden. Nun, hat man wenigstens diese akzeptiert?

Wilson: Als ich zum ersten Male Sachverständige in eine der national umstrittenen Provinzen schicken wollte, — wissen Sie, was Orlando, der sogenannte Freiheitsmann aus dem Süden Italiens, mir da zurief? „Damit machen wir uns zu Untersuchungsrichtern, da müssen wir ja gradezu die Völker selber befragen!" Das eben ist meine Absicht, rief ich, und als an einem andern Tage England und Frankreich über die Grenzen ihrer sogenannten „Einflußsphären" in Kleinasien stritten, fragte ich zum allgemeinen Schrecken: Wissen die Herren denn auch, ob sie den dortigen Bewohnern angenehm sind?

Washington (lachend): Ich hätte — für mein altes Leben gern — dabei sein mögen! Es muß zuweilen ein Spiel für die unsterblichen Götter gewesen sein oder für einen dramatischen Dichter! Wie reagierten denn die Herren in solchen Augenblicken?

Wilson: Verschieden, nach Person und Lage. Clemenceau deutete auf die Photographien der verwüsteten Provinzen oder auf sein Register geschändeter Frauen. Einmal, im Kampf um die Rheingrenze, sagte er mir ins Gesicht: Sie sind eben prodeutsch! Als ich mich durch eine Wagenfahrt ins Bois beruhigt hatte und nach der Pause meine Grundsätze aufs neue breit darlegte, schüttelte er mir beide Hände und sagte: Sie sind ein großer und guter Mensch! Und das war sein Gefühl in diesem Augenblick, denn er hat eine gewisse feminine Art, und wenn man ihn einen Tiger genannt hat, so sagte man besser, eine Tigerin, die ihr Junges schützt. Gedankenreich und hochgebildet in allen Fragen des

Staatslebens, ließ er sich von einer berauschten Liebe zu seinem Lande wahrhaft tragen. Kam er aber nicht vorwärts, so hetzte er die Presse gegen mich, wie dies eine freundliche Aufforderung bestimmte, die durch gewisse Hände zu mir kam und hier an Bord in meiner großen Dokumentenkiste ruht. Als er aber in der Krisis vom April zurückzutreten drohte, lenkte ich ein, denn ich wußte, nach ihm kam Tardieu oder Poincaré, die ihn wegen Lauheit bekämpften.

Washington: Und Lloyd George?

Wilson: Der machte es mit dieser unglaublichen Elastizität, die ihn als Redner und Taktiker an jedes Ufer warf. Er nahm „im Prinzip" alles an, was ich wollte, um dann „im einzelnen" alles abzulehnen. Oder er wechselte nur das Vorzeichen, und wenn ich mich weigerte, den Italienern Stücke der Türkei auszuliefern, so dachte er gleich: Wofür haben wir denn Afrika? und schlug „Entschädigungen" für etwas vor, was an sich grundlos war. Ich bin nicht sicher, ob in diesen sechs Monaten die Italiener mehr ihn oder er mehr die Italiener betrogen hat, glaube aber das letztere. Immer tat der Schlaue, als bemerkte er die Abgründe zwischen uns garnicht, und stimmte mir, aus Argwohn gegen Frankreich, manchmal zu. Als ich aber erkrankte und alles auf dem Spiele stand, verriet er mich sofort, und ich konnte ihn nur durch ein Kabel erschrecken, das dieses Schiff sofort nach Frankreich zurückbeorderte. Denn eigentlich hatte er immer Angst: zuerst vor seinen Wählern, denen er zu viel versprochen hatte, zuletzt noch vor den Deutschen, sie würden vielleicht nicht unterschreiben. Ja, sie waren mir an Dixhuitième überlegen, beide: an Finessen, Korruption, Spitzeln. Ich habe das nie stärker gefühlt, als wie ich krank lag und vor dem Fenster in dem kleinen, kaum etwas grünen Garten unsere Schildwache immer auf- und abschreiten sah: Du bist doch ein Gefangener! dachte ich und hörte wieder auf die Stimmen der Beratenden im Nebenzimmer, bis Oberst House eintrat und meine Entscheidung in einer akuten Frage anrief.

Washington: Mrs. Wilson hat Sie stets beraten?

Wilson (lebhaft): Immer! Haben Sie nicht ähnliche Erfahrungen zu Ihrer Zeit gemacht?

Washington (zögernd): Ich — habe meine Frau fast nie zu mir gebeten, im Kriege und beim Frieden.

Wilson: Sie halten solche Einflüsse für schädlich, Mr. Washington?

Washington: Das sage ich nicht. Nur — Frauen sind am Ende Frauen und Einflüssen der Atmosphäre ausgesetzt.

Wilson: Das waren wir alle! Siebeneinhalb Millionen Leichen riefen Rache aus der Erde, zwanzig Millionen Verwundete krüppelten umher, vier Jahre Mord, Raub, Notzucht, Völkerrechtsbruch hatten eine Psychose erzeugt, die man nicht in ein paar Monaten bannen konnte. Balfour war vielleicht der einzige, der Geist, Ruhe und Humor genug besaß, um überlegen und gerecht zu bleiben, aber er wird vom Zweifel regiert, und ich brauchte Menschen, die glaubten.

Washington: Oder solche, die die Macht hatten. Wenn ich Ihnen so zuhöre, in dieser wunderlich warmen Nacht auf See, und sehe Sie vor mir, bleich, fiebrig, enttäuscht nach so viel Kampf, so festigt sich in mir wieder das Gefühl: daß man schon einen einfachen, nun vollends einen Weltfrieden größten Stils nur mit einem siegreichen Schwert erkämpfen kann. Sie aber hatten nur den einen Drachen erschlagen, der andere fauchte Gift und Rache, und es war gewiß Ihr einziger Fehler, daß Sie neben dem mächtigen Gegner im Kriege den mächtigen Gegner im Frieden verkannten, der sich nur pro forma noch Ihr Verbündeter nannte. Bis heute ist jedes wahre Gut den Menschen mit Gewalt aufgezwungen worden, ich habe es mit unserer Einigung, Lincoln hat es mit der Befreiung der Sklaven, die gar nicht frei sein wollten, nicht anders gemacht. Vielleicht war Ihre militärische Macht nicht groß genug, um Völkerbund und Abrüstung zu erzwingen.

Wilson: Die Militärs! Das war das Schlimmste, was mir in jeder Frage entgegengrinste! Noch ehe ich an dieser Küste landete, war ich von ihnen schon besiegt: so weit über bloße Kriegsmaßnahmen hinaus hatten sie ihren Waffenstillstand faktisch erstreckt und rasch noch ganze Provinzen besetzt, bevor ich hier sein konnte. Und sollten sie jetzt, wo die Hauptgefahr vorüber war und es erst recht frisch und fröhlich losgehn mochte, jetzt sollten diese allmächtigen Herren plötzlich abtreten und schweigen?

Daß sie meine Ideen verachten, ist Selbsterhaltung: sie zerstören ihnen ja das Metier. Daß sie aber beständig neue Kriege anzettelten, nahm mir die halbe Kraft, die sich nun im Kampf gegen sie aufrieb. Ein englischer General errichtete in Westrußland eine Weiße Regierung, ein italienischer drang auf eigene Faust an der Adria vor und in Kleinasien, ein Amerikaner hat sogar im Kohlenrevier die Tschechen angeführt, alle Wochen kamen Gutachten der Generalstäbe und bewiesen, Mitteleuropa könne nur durch neuen Krieg gerettet werden.

Washington: Und Foch? Dem Manne hätte ich doch gern einmal die Hand geschüttelt! Ist es wahr, daß er jeden Morgen zur Messe geht?

Wilson: Jedenfalls ohne innere Erleuchtung. Denn dieser große Heerführer ist doch borniert wie nur irgend ein preußischer General. Als er mir nichts dir nichts die Amerikaner nach Polen führen und mit ihnen die Bolschewisten vernichten wollte, mit denen sich die Herren gegenseitig Schrecken einzujagen beliebten, da habe ich es denn doch verhindert und offen im Rate gesagt, die Militärs wären verantwortlich für den Unsinn von 1815 und 70. Die Furcht vor Deutschland ist bei diesen, doch sicherlich tapferen Männern noch so groß, daß sie zugunsten der Sicherheit sogar noch auf ein Stück Reparation verzichten wollten. „Der deutsche Rhein muß Frankreichs Kampfruf werden", sagte der Marschall. Er nannte den Rhein „eine hervorragende Manövrierbasis für Gegenoffensiven", die er nicht entbehren könne, und den Völkerbund buchstäblich „eine ständige Militär-Allianz zwischen den drei Staaten und Amerika". Denken Sie sich meine Gefühle bei solchen Reden! Sie blockierten jeden Versuch, Deutschland aufzuhelfen, und als wir den Marschall wenigstens in Paris zurückgehalten hatten, spielten seine Leute in Bukarest und Wien sein Spiel und haben durch den Vormarsch nach Ungarn die Rote Episode dort mit Absicht herbeigeführt, um sie niederzuschlagen.

Washington: Wenn ich Ihre mit meinen Erfahrungen vergleiche, so scheint es schließlich doch praktischer, daß ein Politiker General werde, wie dies mein Fall gewesen, als daß die Generale Politiker werden, wie dies zu Deutschlands Unheil geschah, und, mit anderen zertrümmerten Untugenden Preußens,

jetzt von den Siegern nachgeahmt zu werden scheint. Und so blieb Ihnen keine Macht als Stütze?

Wilson: Meine einzigen Verbündeten: die Arbeiter der Welt, waren gespalten, denn ich war ja in Paris der einsame Sonderling, der mit gleicher Leidenschaft Militärs und Bolschewisten bekämpfte. Immerhin war es ein moralischer Trost, wenn ich den Labour Herald aufschlug, der einen ganzen Monat lang über die erste Seite in Riesenlettern druckte: „Don't be wangled, Wilson!" Nur mir strömte das Volk auf der Straße zu, und sie schrieben, ich hätte für ihre Sehnsucht die rechten Worte gefunden. Als Jaurès' Mörder schändlicherweise freigesprochen wurde, führten die Arbeiter von Paris in endlosem Zuge durch die Avenuen ihre roten Fahnen, auf denen stand: „A bas Clemenceau! Vive Wilson!" Ich lag an diesem Tage krank in meiner Wohnung, und es war mir als Gast peinlich genug, als ich's hörte. Gut, daß er es auch nicht sah, denn er lag ebenfalls fest, an den Folgen des griechischen Attentates.

Washington: Sonderbar: ich war so viele Jahre Soldat und blieb immer unverwundet, — aber die beiden Matadore der Pariser Konferenz liegen auf dem Rücken, einer von einer Kugel zusammengeschossen, der andere von Aufregung. Ja, die Kultur ist fortgeschritten in diesem Jahrhundert, seit wir dran waren! Seien Sie zufrieden, daß es Ihnen nicht wie Lincoln gegangen ist.

Wilson: Das steht mir noch bevor, dies Schiff führt mich ja erst heim, — und Sie haben vorhin bittere Worte über die Dankbarkeit der Nationen gebraucht.

Washington: Sie rechnen auf einen Revolver beim Empfange, Mr. Wilson?

Wilson: In Deutschland setzt eben eine Legende ein: das Volk habe der siegreichen Armee einen Dolchstoß in den Rücken versetzt. Unwahr, aber ein großes Bild, es stammt aus einer schönen Sage der Deutschen. Als ich das las, fühlte ich mich getroffen.

Washington: Ich wünschte, Sie sprächen die Unwahrheit. Aber was ich hörte —

Wilson: — ist nur ein Teil. Wahrhaftig, unser Volk oder doch seine Vertreter haben mir den Dolch in den Rücken gestoßen! Im Senat fing es schon beim Waffenstillstand an. Ein Präsident

von Amerika, der amtlich übers große Wasser fährt? Die Welt geht unter, dachten die Herren, und ich wollte doch nur, sie ginge wieder auf. Nur keine Welt-Allianz! Die Monroe-Doktrin ist in Gefahr! Europa hatten meine Grundsätze im Sturm genommen. Amerika, kaum daß es unter meinem Zeichen gesiegt hatte, sprang störrisch ab. Neuwahlen hatten den Kongreß zu meinem Gegner gemacht. Lodge forderte von Deutschland Kriegsentschädigungen und für uns einen gebührenden Anteil. Johnson rief aus: Nur nicht der Menschheit dürfen wir dienen, nur Amerika! Borah verweigerte die hundert Millionen Dollars, die der edle und kluge Hoover für die hungernden Völker Europas forderte. Unter solchem Gezänk fuhr ich ab. Sofort setzte man eine Kampagne gegen den Völkerbund in Szene. Während ich in Paris in meinen Verbündeten vor mir meine Todfeinde erkennen mußte, verbündeten sich hinter mir meine feindlichen Landsleute und winkten über meinen abgewandten Kopf weg nach Europa: Laßt doch den einsamen Narren, er hat ja nichts hinter sich! Man wollte mich in der Mitte zerreißen. Um meine Ideen zu retten, blieb mir nichts übrig, als nach drei Moanten wieder umzukehren.

Washington: Furchtbarer Entschluß! Die Schlacht auf ihrem Höhepunkte zu verlassen, um den Feind im Rücken zu bekämpfen!

Wilson: Sie begreifen! Als ich nach Hause kam, schrie halb Amerika: er verrät unsere Grundsätze! Washington hat bei seinem Abschiede warnend gerufen: Meidet verstrickende Bündnisse! Seit hundert Jahren ist Amerika glücklich, weil es Europas Finger nie in seine Sachen stecken ließ, noch seine Finger in Europas Sachen steckte. Freilich, rief ich zurück, weil jedes Sonderbündnis gefährlich ist, wollen wir einen allgemeinen Bund, wir wollen Monroes zur Welt-Doktrin erweitern. Aber sie forderten Zusätze zur Völkerbund-Akte und die Freiheit zum Rücktritt. Die Garantien für Frankreichs Sicherheit, die mir Clemenceau als viel zu schwach vor die Füße geworfen, schienen Amerika viel zu stark. Man zwang mich zu Konzessionen. Ich jagte auf diesem Schiffe zurück nach Paris. Wissen Sie, mit welchen Worten man einen meiner Begleiter empfing?

Washington: Erzählen Sie!

Wilson: „Bon jour, Ihr Völkerbund ist ja nun tot!“ Denn kaum war ich fort, da hatten sie schon ihr Goldenes Kalb wieder errichtet, hatten unter den empörendsten neuen Opfern für die Deutschen den Waffenstillstand erneuert und faktisch einen Kongreß nach abgeschlossenem Frieden schon geplant, um dort den Völkerbund „und andere mehr allgemeine Dinge“ zu beraten! Ich kämpfte aufs neue, aber die vier Wochen Fortsein und der stete Rückblick nach der Heimat schwächten meine Stellung. Dazu Lansing! Nüchtern, furchtsam, konservativ, von Anfang an als reiner Nationalist mein Gegner.

Washington: Ich denke, Sie hatten den Oberst House, Ihren Freund?

Wilson (verlegen): — Ein so vortrefflicher Mensch, der alles hat, was mir fehlt: gutmütig, wie nur ein Mann aus Texas, Menschenkenner, ohne Ehrgeiz; doch auf sich selbst gestellt zu optimistisch und nicht stark genug. Die Berichte von Trotzkis neuer Armee, die Drohungen der Italiener, abzureisen, der Wunsch, um Gottes willen so rasch wie möglich Frieden zu machen, — und dann gewisse private Verstimmungen —

Washington (ablenkend): — Sie haben Schicksale hinter sich, Mr. Wilson. Sie haben am Sterbebette Ihrer ersten Frau die warnenden Noten an Deutschland schreiben müssen. Wenn Sie die Welt verkennt, suchen Sie Ruhe in Ihrem Gewissen. Sie haben sich nichts vorzuwerfen.

Wilson (aufspringend): Falsch! Ich breche fast zusammen vor Selbstanklagen! Wollen Sie alles wissen? Ich hätte mich schon im Kriege um die Geheimverträge kümmern müssen, da es Lansing nicht tat! Ich hätte Lansing entlassen müssen, da er gegen die Selbstbestimmung der Völker war! Mit meinem einseitig gerichteten Denken — o, ich weiß Bescheid über Wilson! — hätte ich mich weniger vereinsamen, mehr Menschen vorlassen, die Presse in Paris empfangen müssen! Ich hätte nicht zurückreisen dürfen! Und wenn ich reiste, im Flugzeug hin und her, alles in zwölf Tagen, statt in dreißig! Mein Körper hätte nicht zusammenbrechen dürfen, ich hätte zwanzig Jahre jünger sein müssen! Ja, jünger! Ich hätte die Phantasielosigkeit der Staatsmänner Europas in Rechnung setzen und wissen müssen, daß sie es nicht

sind, die die Völker in Wahrheit vertreten, mit denen einzig ich meinen neuen Bund schließen wollte! Und wenn alles mißlang, so hätte ich im April, trotz des Vorwurfs der Desertion, mit meinen Leuten abfahren, die ganze Konferenz lieber scheitern lassen müssen, statt diesen brutalen und dummen Vertrag zu unterzeichnen, heute mittag, in dem gräßlichen Spiegelsaale dieses Sonnenkönigs, der zu diesen Hunderten von Artikeln der einzig geborene Pate war!

Washington (steht auf): Es ist eins, und wenn auch die Verfassung der Geister weit realistischer ist, als man sie sich hier vorstellt, und weniger romantisch, so wird es doch Zeit, in meinen goldenen Rahmen zurückzukehren. Jeder kennt seine Unzulänglichkeiten am besten, Sie aber verfallen ins Extreme. Ihnen brennt vor den Augen nur das Bild dessen, was Sie schaffen wollten. Wir von drüben, nur durch ein Lächeln von Euch unterschieden, haben die Langsamkeit menschlicher Vervollkommnung erkannt und rühmen jeden Schritt. Nach den Quellen meiner Kenntnisse werden Sie nicht forschen; lassen Sie mich eine Gegenliste aufstellen! Ich will von allem schweigen, was Sie gegen Italien und andere Staaten durchgesetzt haben, und nur von Deutschland sprechen, auf das es schließlich vor allem ankam:

Ohne Ihr Eingreifen wäre der Krieg mit Rußland wieder aufgenommen, Deutschland wäre früher oder später Kampfplatz geworden und sähe vielleicht schon heute aus wie Frankreichs Norden. Ohne Sie hätten die Alliierten den Rhein zur Grenze gemacht, die Saar und ganz Oberschlesien einfach genommen, die Rheinrevolte ausgerufen, die Ruhr besetzt: sie hätten, mit einem Worte, einen Frieden diktiert wie die Deutschen in Brest-Litowsk. Ohne Ihre Ideen während dreier Jahre und Ihre Tapferkeit während sechs Monaten wäre nie ein Völkerbund begründet worden, und wenn er heut noch schwach ist und die großen Gegner noch nicht einschließt, so wird er morgen die Glieder regen und in einem Jahrzehnt stark genug sein, um überhastete Entschlüsse wie die des Ersten August hinauszuzögern, bis sich eine wütige Welt beruhigt hat und verständigen will. Sie haben ein neues Zeichen aufgestellt — Sie allein in diesen Jahren, neben dem faszinierenden, aber gefährlichen der Russen —, ein irdisches Ziel,

das zugleich einem Ideale sich annähert, nach dem die Elite, nach dem die Jugend dieses Erdteils blicken kann! Und wenn die Vereinigten Staaten von Europa eines Tages dennoch kommen werden, so wird man Woodrow Wilson ihren ersten Gründer nennen, nicht anders als man mich den Gründer unseres Völkerbundes nennt, obwohl auch ich nur die ersten Schritte tat. Denn Sie waren der erste, der den Traum von Dichtern und Philosophen in ein politisches Programm verwandelt und mit Machtmitteln verteidigt hat. Warten Sie nur erst einmal ein Jahrhundert — und Ihre Enkelsöhne werden staunen! Und nun gehen Sie zu Bette, Mr. Wilson, und schlafen Sie wohl!

RATHENAU

Wilbur Atkinson

„Ein Mann muß stark genug sein, sich aus der Eigenart seiner Unvollkommenheit die Vollkommenheit seiner Eigenart zu schmieden."

Schmal war die Tür seines edlen Hauses, zu schmal, um zwei Menschen zu gleicher Zeit einzulassen. Das Glück der Gemeinschaft, die Gnade der Liebe blieb ihm und seinem Hause vorenthalten. Aus diesem Fluch naturgesetzter Einsamkeit hat er die hohen Werte seines Werkes, seiner Tat gezogen.

Ich weiß nicht, wer ihn etwa liebte; er selber liebte nur die Mutter. Vergebens haben sich Frauen um ihn bemüht, und ob er sich selbst zuweilen um irgendeinen Grad von Wärme bemüht hat oder nicht, gilt völlig gleich, sein Inneres blieb einsam. Keineswegs war dies ein strenger Philosoph, der sich den Frauen im Salon entzog oder nicht lächeln konnte; aber er ließ niemand ein in die Cella seiner Seele, zu diesem Tempel war die Tür so schmal wie die seines Hauses.

In diesem abarischen Felde, das um ihn gebreitet lag, hörten, wie in jenem andern phantastischen um den Nordpol, die Gesetze des Magnetismus auf zu wirken; in dieser dünnen Luft lebten und wirkten nur noch zwei Kräfte: Geist und Wille zur Macht, und wie die Wellenkreise dieser psychischen Gase ihn umwehten, und wie er sie in jedem Augenblicke, ein ganzes Menschenalter lang, einsog, verkümmerten immer mehr die andern Triebe der Seele, Güte, Freundschaft, Heiterkeit. Am Ende, als er sich ganz gestählt und unangreifbar fühlte, um noch in dünnster Luft zu atmen, erstieg er den Gaurisankar seiner Träume und kam oben um.

„Handeln ist leicht, denken schwer, nach dem Gedachten handeln unbequem." Wenige Deutsche haben die Tiefe dieses nur zur Hälfte mystischen Anfangs von Wilhelm Meisters Lehrbrief ganz begriffen, noch weniger haben in diesem Volke von poets and critics

vermocht, zugleich zu denken und zu handeln. Rathenau, freilich nur von Nation ein Deutscher, nicht von Rasse, hat es vermocht. Während er den Palast seines Wissens und Denkens in die Breite wachsen ließ, baute er unablässig an dem Turm des Handelns, den er aus einer Ecke des Palastes emporhob. Alles zu wissen, was dies Jahrhundert faßt, noch einmal den gesamten Schatz des Abendlandes in der kleinen Kugel eines Menschenhirnes zu versammeln, war ihm nicht genug. Zugleich universal zu handeln, war sein Ehrgeiz, und in der Tat gelang ihm im Grunde alles, was er mit Haupt und Händen begann:

Er wußte Porträts zu malen, sein Haus zu zeichnen, den Stuck darin zu formen, Turbinen zu bauen, Holzplastiken zu bestimmen, Montaigne anzugreifen, Bilanzen zu entschleiern, Fabriken umzustellen, Verse zu schreiben, Staatsverträge zu schließen, die Waldstein-Sonate zu spielen. Nicht auf Genie, es kam ihm auf einen gewissen Grad des Könnens an, der meist noch größer war, als was der tüchtige Einzelne im einfachen Fache zu leisten vermag. Sein Feld war die Welt, das darf man sagen, in seiner Vielfalt war er überraschend. Rathenau, der ein Genie zu sein wünschte, war vielleicht der talentvollste Kopf seiner Epoche.

Da er nun handeln und denken konnte, da keine Forderung des Tages draußen oder der Logik drinnen, weder Vernunft noch Phantasie, weder innere Probleme noch äußere Verwirrungen ihn in Verlegenheit zu setzen wußten, erkannte er mit dem Habichtsauge seines Geistes auch die ganze kalte Klarheit einer solchen Natur. Er fühlte, wie dies ungeheure Vermögen von Geist und Wissen unverbunden, geologisch übereinander statt chemisch durcheinander lag, und hätte sich in solcher abgrundtiefen Einsamkeit vernichten müssen, wenn er keinen Ausweg der Gestaltung fand. Mit einem ergreifenden Tagebuch als Nachlaß für die Welt hätte er fortgehen können, und tausend Hände verwandter Naturen hätten sich nach diesem zynisch-unglückseligen Dokumente ausgestreckt, wie nach Pascals oder Weiningers Büchern.

Aber ihn hielt der Lebenswille am Werke, er war entschlossen, sich in einem fast genußlos klaren Leben nicht ohne den einzigen Genuß zu ergeben, der seinem mächtigen Anspruch Genüge tat.

Mit dem Riesen-Scheinwerfer des egozentrischen Geistes warf er das Bild seines inneren Schicksals auf sein Jahrhundert, um aus der Epoche und ihren Schwächen das zurückzuempfangen, was ihm doch eingeboren war. Weil er sich selbst in Mechanismen, wenn auch höchsten Ranges, gefangen fühlte, weil er bei allem Streben, aller Souveränität über die Zeitgenossen die Gitterstäbe nie aus den Augen verlor: weil er nach Wärme, Seele, nach Erlösung seufzte, verklagte er das Jahrhundert als den Schuldigen und prangerte die Seelenlosigkeit des alten Europa als Grund und Ursache alles modernen Leidens auf öffentlichem Markte an.

Trotz dieser Genesis seiner Lehre ist sie richtig. Nur stutzt man vor der Heftigkeit, mit der hier Paulus rast, und spürt den Saulus unüberwunden dahinter, der sich indessen niemals zu erkennen geben wollte. Ein Mann des reinen, höchsten Intellektes, der von seinen Zwecken genesen möchte, vermag die mystische Irritation nur durch Intellekt vor sich zu rechtfertigen. Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur. Glaubt man in seinen Büchern streckenweise den neuen Savonarola zu sehen, der seiner Zeit den Spiegel der Eitelkeiten vorhält, hört man ihn predigen von den Gefahren des Zweckmäßigen, von den Versuchungen des Zahlenteufels, von der Vernichtung der Seele durch den Besitz und blättert dann zurück und findet diesen Propheten erfahren in den feinsten Zweigen der wirtschaftlichen Biologie, so wird auch der mit dem Autor völlig unbekannte Leser unruhig. Doch hat er erst zu zweifeln angefangen, hat er zu zweifeln aufgehört.

Denn immer betrügt sich, nach einem Goethe-Worte, das Publikum im einzelnen, im ganzen nie. Daß es Rathenau, trotz hunderttausender willfähriger Leser aller Länder, nicht gelang, den Glauben an seine Persönlichkeit als moralischen Führer zu verankern, daß so viele diesen Denker bewunderten und keiner ihn liebte, ist in den Dämmerungen seines Wesens begründet, aus dem seine Lehre wie ein stummer Aufschrei stieg.

Furchtbar waltete die immanente Gerechtigkeit schon zu Lebzeiten mit seinem Schicksal. Dieser Mann, der alle Güter der Welt zu vereinigen schien, Freiheit und Gesundheit, Wissen und Reichtum, Geist und Kultur, dessen kostbares Gespräch für einen ein-

zigen Abend eine lange Reise lohnte, dieser überreich Beschenkte war freundelos und wurde am leichtesten von denen verraten, die sich seine Freunde nannten. Er wußte es wohl und sprach in seltenen Augenblicken mit Bitterkeit.

Und doch hatten jene Gegner, die empirisch ganz einfach seelenlose Schurken waren, in einem höheren Sinne mehr recht, als sie begriffen. Hatte er sich nicht selbst verraten? Fühlte er nicht die Brüchigkeit seines „dogmenlosen Christentums", die Mattigkeit seiner „Richtkraft der Seele", das Zerflattern seiner „gesellschaftlichen Solidarität"? Als Zeitkritiker war er nach Nietzsche fast ohne Konkurrenz, als Zukunfts-Seher schlug er fehl. Jene Haßliebe, mit der er das Kapital verfolgte, aus dem er stammte, hielt ihn daran fest, wie Strindberg seine Frauen.

Nicht, daß er Glanz oder Verschwendung brauchte. Vom edelsten Geschmack, vornehm und still war sein Haus, blieb immer seine Lebensweise; er war ein Krösus ohne Leidenschaften, ohne Sammlungen, der nie für Luxus, nur zuweilen für ein schönes Bild, für einen seltenen Teppich, für kostbare Bücher Geld weggab. Auch ist er nicht etwa wie ein Geiziger der Suggestion der wachsenden Zahlen erlegen; Künstlern und jungen Leuten, die es verdienten, gab er von dem Seinigen. Aber obwohl er seine Lehre ganz anti-kapitalistisch ausrief, obwohl er die verständigsten Vorschläge gegen das Erbrecht und andere Akkumulationen ausarbeitete, blieb er zeitlebens im Dunstkreis der Gesellschaften und Banken, dachte in Aktien und Dividenden, verließ diesen Schauplatz nie.

Denn das riesige Vermögen, das immerfort wuchs und für das er keinen direkten oder indirekten Erben hatte, das er zuletzt sogar nach seinen großen sozialen Plänen zu testieren unterließ oder vergaß, das war ihm der Ersatz der Macht, war Mittel zu einer mittelbaren Macht geworden. Dadurch entstanden Unklarheiten, die ihm beide Teile verfeindeten, Kapital und Sozialismus. Während er eine der größten Unternehmungen des Landes rein kapitalistisch leitete, schrieb er gegen dieses System; und während er das allgemeine Mitgefühl mit dem lebenden Menschen und eine Religion gemeinsamen Wohlwollens forderte, blieb er den Arbeitern seines Unternehmens fremder als mancher hanebüchene

Unternehmer, der aus dem Sklavenschweiße nur Essenzen des Genusses macht.

Niemand fordert, er hätte als Prophet mit der Bettlerschale umherwandern sollen; aber dieser Kampf zwischen Pathos und Praxis, dieser Widerspruch in den Grundlagen des Lebens und der Lehre mußte einmal enden: er mußte sich von der Mechanik trennen, der sein Angriff galt, — und blieb statt dessen ein Führer dieser Mechanik.

„Das Geheimnis der Persönlichkeit ist: Stärke aus Schwäche": das ist eine von Rathenaus allzuklugen, unbewußten Enthüllungen. Immer schrieb er gegen Persönlichkeiten, die sich amoralisch durchzusetzen wüßten, ja, er greift Nietzsche mit den Priesterworten an: „Den Meister dieser bösen Kunst hat man als Übermenschen gepriesen." Ein neues Zeichen verdrängter Motive. In Wahrheit hat keiner stärker sich selber gewollt als er und war mit seinen großen Gaben durchaus der Mann, dies Ich, wenn er nur erst hinaufgelangte, für die Gesellschaft fruchtbar zu machen. Daß er sich dies nicht eingestand, daß er zum mindesten der Welt es gern verhüllen wollte, machte die Menschen stutzig, und noch der erbärmlichste Gegner, der irgend eine Gemeinheit gegen ihn nachstammelte, brachte, von oben gesehen, ein Fünkchen Wahrheit in seinem Vorwurf mit. Lassalle gestand sich, daß nur sein Genie die Aufgabe erfüllen könnte, und sprach vom Einzuge durchs Brandenburger Tor; Rathenau, dem jede Naivität abging, fand niemand auf der Welt, dem er seinen gesunden Machtwillen auch nur geheim anvertraut hätte.

Muß man ihn nicht beklagen? Mit welchem Ausdruck sah dieser Mann abends in den Spiegel, wenn er von den Menschen kam? Ein paar Stunden lang hatte er, der nie Poseur und nie Causeur gewesen, die Macht seines Geistes gespürt, auf Landsleute gewirkt, die ihm mit neugieriger Skepsis, auf Ausländer, die ihm mit Spannung zuhörten, mit seinem schönen Bariton, mit seiner herrlichen deutschen Diktion, mit einer nie endenden Fülle von Gleichnissen aus allen Gebieten des Lebens und der Geschichte hatte er Urteile ausgebreitet, selbständiger, tiefer, begründeter als das meiste, was um ihn her gesprochen worden war. Vielleicht war

heute abend ein junger Mann in diesem Kreise, der staunend lauschte, welche Meisterschaft im Wort und im Wissen liegen kann. Mit gleicher Kenntnis hatte er von der morgigen Politik Chinas gesprochen und von der Zubereitung dieses Chateaubriand, von der neuen Oper und von der neuen Anleihe, von den letzten ägyptischen Funden und von den letzten Studien aus der Molekular-Theorie, alles mit Gründlichkeit, nichts obenhin.

Aber nun steht er daheim vor dem Spiegel und denkt: Wird B den A endlich stürzen? Und wenn er stürzt, wird C bei D für mich wirken? Eigentlich müßte er mir wohlgesinnt sein, aber er haßt mich. Sie hassen mich alle. Ah, hätte ich nur eine Woche, nur drei Tage die Diktatur in Händen, ich wollte die Sache mit den beiden Botschaftern in zwei Stunden bereinigen. Draußen hat man zu mir Vertrauen. Sie wissen, daß ich immer gewarnt habe. Es rückt näher. Bald ist es da.

Er hatte gewarnt, jahrelang; dann sah und begründete er vom ersten Kriegstage ab die Gefahr. Warnend schrieb er noch in den letzten Julistunden; einem Freunde sagte er sogleich: „Hörst Du nicht den falschen Ton?“ Uns hat er immer wieder gesagt: „Wehe uns Siegern! Es wäre nicht mehr zu atmen in diesem Lande!“

Da es nun aber zum großen Vabanque gekommen war, stellte er sich in die Bresche und suchte aus der Erschütterung bei leidlichem Ausgang den inneren Umbau zu gewinnen. Natürlich wäre er auch mit dem Kaiser gegangen, das haben oder hätten ja beinah alle getan. Jetzt ging er mit Deutschland, indem er, wenn auch nicht aus eigener Vision, die Rohstoffe organisierte. Endlich war ihm nun, zum ersten Mal, ein Ende des Seiles zugeworfen worden, und von den Legitimen ahnte keiner, wie mächtig diese machtwillige, längst geübte Hand zupacken würde. Hat einer eine Tat getan, was ist leichter als zu sagen, das hätte an seiner Statt sonst ein anderer gemacht! Sicher ist dies, daß Rathenau mit unerhörter Energie die ganze deutsche Wirtschaft umgestellt, daß er faktisch Englands Blockade gebrochen hat. War Ludendorffs Leistung im Anfang gut, Rathenaus war besser.

Kaum hatte er diesen ersten Streich gespielt, im größten Stil das Land verteidigt, als schon die Offiziellen munkelten und den Juden durch einen der Ihrigen „ersetzten“. Dann wartete er

wieder vier Jahre lang, bis ihn die Republik aufs neue brauchte. Jetzt fühlte er seine Stunde gekommen. Langsam trat er, zuerst beratend, in den Vordergrund. Zu Ende 21 hatte er schließlich das Reich in den Händen, ein frommer Christ hatte diesen entschiedenen Juden erkannt und ließ sich sacht von ihm leiten. In dieser Stellung hätte er verharren müssen, von rückwärts her regieren, da er als offener Leiter der Dinge den Deutschen unerträglich war. Das alles wußte Rathenau.

Trotzdem nahm er die amtliche Führung an: nun hatte er endlich die äußeren Zeichen einer Macht, die er seit Monaten übte. Die Konferenz von Genua stand vor der Tür. Vierzig Nationen würden um einen Tisch herumsitzen, ein Weltkongreß würde mit ewigen Runen die Namen der wichtigsten Abgesandten in den Baum der Geschichte graben. Rathenau wollte, ja er brauchte das Gefühl: an diesem Hufeisen-Tische saß auch ich, und ich war Deutschland.

Und so geschah's. Er saß nicht nur, er glänzte an dieser Tafel, weil er von den Klügsten einer war, weil seine große europäische Geste zum ersten Mal der Welt vor Augen führte, daß es auch andere Deutsche gibt. Mit einem großen moralischen Siege kehrte er heim, die ganze öffentliche Meinung applaudierte dem ersten Staatsvertrage, der uns wieder in Aktivität zu versetzen schien. Es war Frühling, und er war auf der Höhe seines Lebens angelangt. Es wurde Juni, und er lud die Häupter des neuen Deutschland unter die alten Eichen an seinem Amtsgebäude. An diesem Abend war Rathenau vielleicht glücklich.

Wenige Tage darauf streckten ihn im Wagen ein paar Schüsse nieder. Er ist aufgesprungen, hat also die Mörder noch gesehn, eine Sekunde lang; dann war er ausgelöscht, ohne Schmerzen, ohne Bewußtsein. Das Leben eines wenig glücklichen Menschen hatte ein Ende gefunden, um das noch der Glücklichste ihn beneiden kann. Schon waren Zeichen des Umschwunges da, unmöglich hätte er länger als bis zum Ende dieses Jahres, in dem er die Macht ergriff, sich gegen Mißmut, Neid und Intrigen mächtiger Gegner aus allen Lagern halten können. Dann wäre er in die tägliche Leitung seines Unternehmens, in die kritische Schreib-

arbeit seiner Abende und seines Sommers zurückgekehrt; kleinere Geister hätte er das zerstören gesehen, was er aufbauen wollte. Die früher immer aufsteigende Linie der Hoffnung hätte sich nicht mehr erhoben, er war verbraucht. Vor alledem hat ihn der Schuß aus dem Rohre eines feigen Mörders gerettet.

Zugleich hat ihn derselbe Schuß entsühnt. Der Mannesmut, mit dem er seit Wochen dem angedrohten Attentate ins Auge sah, dies Gefühl eines Schicksals, das sich erfüllen müßte, löscht mit einem Sturmhauch alle kleinen Gebärden dieses höchst problematischen Charakters aus; die feindlichen Freunde drinnen ziehen den Hut, denn er hat Ernst gemacht, die freundlichen Feinde draußen weisen auf sein Vorbild, ein ganzes großes Volk, das ihn nie gekannt hat, setzt einen halben Tag lang seine Arbeit aus, die deutsche Republik rüstet ihm eine Leichenfeier, wie Rom dem toten Cäsar.

Noch einmal öffnete sich die Pforte des edlen Hauses, die zu schmal war, um einen Liebenden neben dem Lebenden einzulassen, doch eben gerade breit genug, dem Eichensarge des Einsamen Platz zu gönnen.

II. TEIL

LIONARDO

Skizzen zu einer neuen Biographie

„Wenn ich gelernt haben werde zu sterben, dann werde ich zu leben gelernt haben."

Sein Leben war ein Zwiegespräch mit der Natur.

Oft mag es ganz im Schweigen dieses ewig einsamen Mannes versunken sein, dann wieder schlug es sich in kurzen Noten nieder, in Vergleichen, Schlüssen, Einfällen, Vorschlägen. Manchmal verdichtete es sich zu sichtbaren Werken, doch auch diese blieben, bis auf ein paar, Fragmente oder gingen an mangelnder Weltkraft früh zu Grunde. Da ihm alles nur als Versuch wert war und weder Ehrgeiz noch Eifersucht ihn antrieben, nicht einmal der Wille des Meisters, sich in seinen Geschöpfen zu spiegeln, blieb im Grunde nichts zurück als ein paar Tafeln, eine bemalte Mauer, einige Dutzende Zeichnungen, aber dazu die Tagebücher mit 5000 Seiten Notizen.

Früh spann sich um diese Dokumente eines Essayisten die Legende, wie um eines Mystikers Werk. Geheimnis schien in und hinter diesen Resten eines schöpferischen Lebens verborgen, und je weniger von diesem Leben faßbar in Erscheinung trat, um so dichter umhüllte es der Schleier, wie eines Magiers Leben. Einem Prinzen gleich ließ ihn die Nachwelt gern durch die Straßen reiten, auf weißem, goldgezäumtem Pferde, umbauscht von seidenen Mänteln, umrauscht vom Lachen schöner Knaben, seiner Schüler und Lieblinge: Sinnbild des Künstlers in jener glänzenden Epoche.

Die Wahrheit ist einfacher und tiefer. Die lebenslange Zwiesprache, die er mit der Natur gehalten, heischte von ihm vielmehr die höchste Einsamkeit, denn immer ist dies Zwiegespräch zugleich ein Selbstgespräch. In diesen tausend Dialogen seiner Skizzenbücher, die wie von fremden Küsten zu uns geweht erscheinen und an deren Entzifferung Jahrhunderte wirken, fragt

er sich immer wieder: „Erinnere Dich ... Falsch! Richtig! Geirrt! ... Das ist ein schöner Zweifel, wert, untersucht zu werden! .. Wie würdest Du dann aber den Kies auf den hohen Bergen erklären? ... Hast Du auch alle Bedingungen zur Anatomie?“ Und damit sein Zwiegespräch mit sich, mit der Natur keinem anderen verständlich werde, schrieb er es in Spiegelschrift nieder.

Denn dieser Schüler der Natur war zugleich doch ein Magier, und eben aus diesem Doppelwesen sind die hohen Kontraste gestiegen, die ihn produktiv gemacht haben. Ohne sein naturforschendes Auge, geschaffen zu sehen, wäre er nie der größte Pfadfinder des neueren Abendlandes geworden; ohne seinen mystischen Blick, geschaffen zu schauen, hätten seine Erkenntnisse nie zu den genialen Schlüssen geführt, die ihn gleichsam zum prähistorischen Erfinder alles dessen machten, was eine spätere Epoche mühsam erfand. In einem Jahrtausend hat ein solcher Doppelsinn des Geistes, hat solche naturgläubige Realistik kein prophetisches Gemüt so hoch begnadet wie Lionardo und Goethe. Jener hatte den leichteren Stand, im Unerforschten seherisch zu schweifen; dieser, Beobachter und Essayist wie er, wußte dafür, dank einem eingeborenen Sammlertriebe, das Erworbene besser zusammenzuhalten, und obwohl auch er an Fertigem nicht viel mehr hinterließ als ein paar Tafeln, so haben sich doch seine Tausende von Skizzenseiten zu Übersichten gerundet, und so tritt das Werk greifbarer hervor. Durch Maß und Abschlüsse ist Goethe überlegen; an Fülle der Gesichte bleibt Lionardo einzig.

Da er aber nichts sammelte oder vollendete, blieben alle seine Errungenschaften ohne Folge. Wohl plante er, aus den Notizen Bücher zu machen, geordnet nach Materien: Traktate über das Wasser, über die Mechanik, über die Malerei und viele; das Ganze sollte heißen: Über die Dinge der Natur. Doch da ihn Neubegier durch die Jahrzehnte immer weiter trieb, da die Goethesche Entsagung, Beschränkung und Pedanterie Lionardos schweifendem Wesen, seinem verschwenderisch aussäenden Geiste ganz fremd war, entstand beinah nichts Faßbares; alles blieb Thema und Versuch. Weil sein Genius mit der Gebärde eines spielenden Gottes die Werke der Natur einzeln ergreift, betrachtet und wieder fort-

legt, bleibt Lionardo selbst nur ein Naturspiel, fast ohne Vorgänger, ganz ohne Nachfolger.

Am liebsten nennt er sich Erfinder, und wirklich ist es das Erfinden allein, was ihn sein ganzes Leben begleitet. Als Jüngling will er schon den Dom von Florenz mit Treppen unterbauen und unberührt in die Höhe heben. Mit Dreißig bietet er sich dem Herzog von Mailand als Erfinder an, um ihm Pontons und Kriegswagen, Minengänge und Mörser zu konstruieren. Dann baut er Tanks: Schildkröten mit Doppeldecke, Zugtiere im Innern der Schale, Schießscharten im Mantel. Zugleich macht er sich an die Kanalisation des Tessin und seine Verbindung mit den Seen. Mit Fünfzig will er Florenz zur Idealstadt verwandeln, entwirft die Kanalisation von heute, obere und untere Straßen, durch Treppen verbunden, für Promenaden- und Lastverkehr, moderne Kamine, selbstschließende Türen, Bratspieße, von erwärmter Luft gedreht.

Zugleich erneuert er einen alten Plan, den Arno von Pisa her zu kanalisieren, indem er den Fluß von der versandenden Stelle an durch Stauwehre beherrschen will. Noch als Greis entwirft er in Frankreich ein Kanalnetz für die Saône. Vierhundert Jahre später werden der Tessin, der Arno und die Saône fast auf denselben Trassen kanalisiert.

In zahllosen Zeichnungen konstruiert er Wasserflugzeuge und den ersten Fallschirm dazu, Tauchapparate und das Unterseeboot: „Warum ich nicht meine Art, unter dem Wasser zu bleiben, niederschreibe? Wegen der bösen Natur der Menschen, die ihre Feinde auf dem Grunde des Meeres umbringen, indem sie den Boden der Schiffe anbohren und die Insassen versenken würden. Was ich darüber lehre, ist nicht gefährlich: Über die Wasserfläche wird der Mund des Rohres ragen, durch das ich atme, getragen von Schläuchen oder von Kork.“ Er versucht, den Dampf als Motor zu verwenden, zeichnet die erste Dampfkanone, macht Pulver, baut den Glasofen und den Destillierapparat. Er baut Säge-, Spinn-, Scher-, Wasch-, Töpfermaschinen, alle Arten von Mühlen, artesische Brunnen, er konstruiert die Wage, den Hohlspiegel, das Pendel.

Dies alles sind Erfindungen eines Autodidakten, der erst mit

dreißig Jahren anfängt, Latein und Mathematik sich selbst zu lehren. Deshalb ist er auch Feind aller quellenkundigen Humanisten ringsum, die ihn verachten, „weil ich ohne Vorbildung bin, ich Erfinder!“ Deshalb spielt sein Spott, meist leise, über Sophisten und Philosophen. Denn immer geht Lionardo vom Zwiegespräch mit der Natur aus, von der Erfahrung, vom Experiment.

Bei Erfindung des Flugzeugs: „Um das Fliegen zu lernen, mußt du erst die Winde verstehen. Und die Winde werden dir erst aus der Wellenbewegung des Wassers klar.“ Statt mit den Humanisten über dem Problem zu grübeln: Ist Wärme Materie?, wägt er eine Sache erst glühend, dann kalt und macht seine Schlüsse. Er beobachtet die zunehmende Geschwindigkeit eines Falles und findet das Gesetz, das er nicht suchte, zwei Jahrhunderte vor Newton. Da er Kriegsmaschinen braucht, um Lasten zu heben, konstruiert er Rollen- und Flaschenzug und stellt die Hebelgesetze auf, als der erste nach Archimedes. An physikalischen Zeichnungen, die er zu schwer enträtselbaren Zwecken braucht, entwickelt sich ihm das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Auf einer Wanderung über die Seealpen findet er Muscheln auf Bergesgipfeln und begründet die Paläontologie, woran er die Lehre von den geschichteten Steinen, von den Fossilien, von Ebbe und Flut schließt, die ihn dann zu früheren astrologischen Studien zurückführt.

Aus den Kaskaden seiner Versuche springen ihm, wie goldene Fische, von selbst die Gesetze zu: vor Galilei findet er das Gesetz der virtuellen Geschwindigkeit; er findet die Gründe des Wirbels, des Strudels, das Gesetz der kommunizierenden Röhren, begründet die Hydrostatik und die ganze hydraulische Wissenschaft. Er kennt die Wellenbewegung des Meeres und wendet ihre Fortpflanzung und Reflexion auf Schall und Licht an, mißt Schallwellen, erklärt das Echo und das Mitschwingen der Obertöne, vierhundert Jahre vor Helmholtz und Herz. Vor Goethe begründet er die Vergleichende Anatomie in einem Buch mit Rötelzeichnungen, nach Körpern, die er selbst sezierte, vergleicht die Zunge des Spechtes und die Kinnladen des Krokodils mit den menschlichen Organen und weist auf einen gemeinsamen Urtypus hin. Er erklärt das Auge als camera obscura, erkennt die

Leonardo da Vinci

Funktionen der Linse und der Netzhaut und die Entstehung des körperlichen Sehens. Alles Mittelalter, Glaube und Überlieferung sind verschwunden. Als erster Mensch einer neuen Zeit glaubt Lionardo nur an den Versuch; auf allen Gebieten begründet er, nicht Bacon, die experimentelle Methode.

Doch während diese Menschenaugen alles sehen und erkennen, was die Natur ihnen vorführt, schauen zugleich die Magierblicke. Plötzlich schreibt er sich, mitten zwischen ganz anderen Dingen, mit sehr großen, feierlichen Buchstaben die Worte hin: „Il sole non si muove." Dann wieder irgendwo hineingestreut: „In Deiner Lehre mußt Du zeigen, daß die Erde ein Stern ist, ähnlich wie der Mond, und so wirst Du die Herrlichkeit der Welt erweisen." Geschrieben 50 Jahre vor des Kopernikus Buch, ohne Erklärung, ohne Beweis.

Während er wie Goethe alles beobachtet und aufzeichnet, was seine Augen sehen: das Glockenwerk in Siena, den Springbrunnen von Rimini, die Form der Karren in der Romagna, erhebt sich plötzlich Sprache und Gedanke, ganz wie bei Goethe, in erschaute Höhen, und aus mathematischen Formeln, aus den Staffeln der Zahlen und Wurzeln steigt, wie das Wasserflugzeug, wenn es die Fläche verläßt, in unmerklichem Übergange der Geist in die Luft der Gleichnisse: „Das Gewicht verscheidet seiner Natur nach in der ersehnten Lage ... Das Gewicht ist materiell und die Kraft geistig. Begehrt die Kraft immer Flucht und Tod, begehrt das Gewicht immer Dauer ... Der Stoß entsteht aus dem Sterben der Bewegung und die Bewegung aus dem Tode der Kraft ... Kraft wird aus der Gewalt geboren und stirbt durch Freiheit, sie verzehrt sich um so rascher, je größer sie war. Ungestüm verjagt sie, was sich ihr entgegenstellt, wünscht ihren eigenen Grund und ihr Gesetz zu besiegen und tötet siegend sich selbst."

Aus so hoher Geisterschau gleitet er dann leise zurück zur Mechanik der Körperwelt, die er, wie wider Willen, plötzlich verließ. Doch immer wieder bricht der prophetische Gesang des Magiers durch die konzisen Schlüsse des Forschers. Exakt hat er noch eben als der erste die Funktionen der Pupille auseinandergebreitet; da plötzlich fährt er, mitten in den Notizen, fort:

„O große Notwendigkeit! Mit höchster Vernunft zwingst du alle Wirkungen, an ihrer Ursache teilzunehmen. Wer würde glauben, daß solch ein Bruchteil einer Sekunde die Wandlungen des Weltalls umfassen kann? So steigt die menschliche Denkkraft auf zur Betrachtung des Göttlichen."

In dieser Naturreligion des Forschers spiegelt sich aufs neue die Doppelwelt seiner Seele. Boshaft spottet er aller Nekromanten, Geisterseher, Spiritisten seiner Zeit. „Nimm kein Wunder an, suche überall Ursache ... Wer die höchste Sicherheit der Mathematik verschmäht, nährt sich von Verwirrung und wird den sophistischen Wissenschaften nie Schweigen auferlegen, die nichts erzeugen als ein ewiges Geschrei." Spottworte blitzen auf gegen Goldmacherei, Sphärenmusik, perpetuum mobile, er lacht über Mönche, die von längst verstorbenen Heiligen leben, die Sintflut ist ihm nichts als geologische Erscheinung.

Aber dazwischen steigen aus denselben Blättern phantastische Prophezeiungen, die er gehört, von Seuchen, Ungetümen, neuen Kreuzigungen, nur halb burlesk, zur Hälfte allegorisch. In breiter Darstellung gibt er sich selbst Bericht von einem Riesen in Kleinasien, wo Lionardo übrigens, entgegen der Legende, nie gewesen ist. Malt er heut auf seine Tafeln nie gesehene azurblaue Klüfte und Täler, Grotten und Felsen, so notiert er morgen auf dem Monte Rosa, woraus die Azurfarbe der Luft dort oben sich erklärt, und erfreut damit 300 Jahre später den alten Goethe, der ihn zutiefst erkennt, in dem er (an einer entlegenen Stelle) von ihm sagt, „er hatte als ein die Natur unmittelbar anschauend auffassender, an der Erscheinung selbst denkender, sie durchdringender Künstler ohne weiteres das Rechte getroffen".

Und plötzlich bricht aus Lionardos Selbstgespräch, ohne allen Zusammenhang, das kühnste Wort hervor, das je ein Mensch der Welt zuwarf: „Ich entdecke den Menschen den ersten oder vielleicht den zweiten Grund ihres Daseins."

Trotz dieses steten Widerspieles scheint seine Seele von ihrem Doppelleben in keinem Sinn erschüttert, wie Goethes, vielmehr nur in ihr volles Gleichgewicht gehoben. Dies spricht sein Leben aus, sein Bildnis, seine Kunst.

Inmitten aller Unruhe einer Epoche, die ihn im weltlichen Sinne erhebt, stürzt und wieder hebt, läuft Lionardos äußeres Leben ereignislos, und auch das innere hat keine großen Cäsuren. Ein einziger Tag dieses langen Lebens ist von Geheimnis umwittert; er bedingt alle Geheimnisse seiner Seele. Es ist der Tag seiner Zeugung.

In der Mitte dieses Jahrhunderts der großen Bastarde, in den Bergen bei Empoli wurde vom Schicksal irgend ein junger Florentiner auf der Wanderschaft auserkoren, um ein Bauernkind zur Mutter des Genius zu machen. Niemand weiß ihren Namen, niemand ihre Geschichte. Der junge Mann, später Mode-Advokat von Florenz, hat sie samt seinem Kinde verheiratet, unbekannt mit welchem Bauern. Er hat dann noch neun Söhne gezeugt, eheliche, namenlose, sie hat vielleicht noch viele Kinder geboren.

Von jenes Einen Bahn, seit ihn der natürliche Vater später adoptierte, mag sie kaum etwas erfahren haben, denn nirgends deutet eine einzige von den vielen Lebens- und Reisedaten in den Notizen an, daß er die Mutter kannte. Auch vom Vater hat er nichts empfangen und mit den Brüdern nur im Alter Prozesse um sein Erbe führen müssen; schließlich hat er sie im Testament bedacht. Alles bleibt namenlos an seinem Stamme, nur eines blieb übrig, jenes Dorfes Name. Und so hat eine Magd den armen Ort in die Unsterblichkeit geleitet: Vinci klingt durch die Jahrhunderte fort, weil Lionardo von Vinci kam.

Bis Dreißig lebt er schweifend, unbekannt, nach der Künstlersitte seiner Zeit sucht er einen Fürsten, dem er sein Können, der ihm sein Haus bieten könnte. Dann findet er den Lodovico Sforza, den mächtigen Herzog von Mailand, Moro genannt: dem hat er sich in großem Schreiben vor allem als Meister der Kriegstechnik, als Erfinder von Geschützen angeboten, ferner als einer, der Häuser bauen, Wasser leiten, überdies auch in Marmor, Erz, Ton modellieren, schließlich noch malen könne und Lauten spielen.

Doch der Herzog beruft ihn zuerst für ein Reiterdenkmal, zum Ruhme seines Bruders. Dann läßt er ihn, mit einigen Pausen, an zwanzig Jahre in allen den Dingen arbeiten, deren der Florentiner — denn dafür gilt er nun — sich rühmte.

Als Frankreichs König den Herzog stürzt und ihn in den Kerker sperrt, geht Lionardo sofort zum Sieger über und schreibt in den Deckel eines seiner Tagebücher nur die Worte: „Der Herzog verlor Land, Gut und Freiheit, keines seiner Werke konnte er vollenden.“ Daneben steht: „Rhodos hat im Binnenlande 5000 Häuser“; das hat ihm am selben Tage jemand erzählt.

Zugleich geht er — jedem Herrn käuflich, der ihn hoch genug bezahlt, wie jeder Condottiere dieser Zeit — zum Manne des Tages, Frankreichs Verbündetem, über: denn das ist um die Wende des Jahrhunderts Caesar Borgia, der ihn zum „General-Ingenieur für alle Festungen“ ernennt. Nach dem Feldzug des Borgia sendet ihn die Vaterstadt Florenz, die im Kriege mit Pisa liegt, ins Lager, damit er den Arno von Pisa ab und nach Livorno lenken soll; aber Intrigen und Schildbürgereien verderben die Sache, und er strebt vergeblich, wieder in Mailand zu leben, von wo ihn seine Vaterstadt zurückbefiehlt.

Weil aber Lionardo einen generösen Fürsten braucht und keine knausrige Republik, um ungeschoren seinen Einfällen zu leben, schickt ihm in diesem Augenblick das Schicksal wiederum einen, der mächtiger ist und dessen Wunsch die Florentiner Ratsherren weichen müssen: den Franzosenkönig, unter dessen Schutze er als Mitte Fünfziger tritt und bis zum Anfang der Sechzig wieder in Mailand wirkt. Dann raubt die politische Wirrnis ihm aufs neue sein Asyl: im Kriege zwischen Papst und Frankreich erobert sich der Sohn des Moro Mailand, des Vaters Herzogtum, zurück; Lionardo schlägt sich aufs neue zur Gegenpartei und geht nach Rom, wo Leo Medici, der Freund des Geistes, Papst geworden ist. Des Papstes Bruder, Giuliano, den schönen Decadent, weiß er durch mechanische Kunststücke zu fesseln, die er als Alchemie erscheinen läßt. Aber Raffael blüht ihm gar sehr in der Sonne.

Noch einmal wendet sich zu seinen Gunsten die Geschichte. Dem König Ludwig folgt in Paris König Franz, Neffe jenes Giuliano; der ist entschlossen, dem verbündeten Italien alles zu rauben, was sich schleppen läßt, und so nimmt er auch den alten Zauberer mit sich, von dem man, wer weiß was für Maschinen noch wird haben können. Mit großem Gehalt und Titel setzt er ihn auf ein Schloß in der Touraine, und hier, in Cloux, verbringt

der Greis in voller Freiheit seine letzten Jahre ohne Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Als er das Leben überblickt, faßt er Glauben und Zweifel, Demut und Stolz in das abgründige Wort zusammen: „Unser Leben ist dem Himmel unterworfen, aber der Himmel dem Geist."

Ereignislos inmitten heftiger Ereignisse, günstig inmitten allgemeiner Ungunst ist dieses Leben verlaufen; beides hat Lionardo dauernd gewollt und erreicht. Denn um Schutz, Nahrung und Sicherheit war es ihm nach außen zu tun, nicht um Gesinnung, Freundschaft und Partei. Darum hat seine weltliche Geschicklichkeit sich einem Mäzen nach dem andern angeboten, mit dem vollen, naiven Zynismus seines Jahrhunderts. Er mag nicht kämpfen, sondern betrachten, und während er als Ingenieur im Kriege wirkt, fühlt er ganz pazifistisch, klagt die Menschen an um ihrer kriegerischen Tollheit, faßt aber am Ende alle Eindrücke des Schreckens in ein einziges Werk: die Schlacht bei Anghiari, zusammen. Wer siegt und unterliegt, gilt ihm gleich, und wenn er mit sachlichem Ernste den aufgehängten Attentäter seines Gönners baumelnd zeichnet, schreibt er kein fluchendes Epitaph an den Rand, sondern die Farben der Kleidung des Gehängten.

Im Solde des Sforza entwirft er das Denkmal für einen Sforza; als der Moro besiegt ist, verwendet er den Entwurf desselben Denkmals zu einem solchen für den Feldherrn, der den Moro schlug. Mailand verläßt er im Augenblicke, wo der Brotherr seiner letzten zwanzig Jahre samt dem Herzogtum zusammenbricht. Was schuldet er denn dem Herzog! Während sich um diesen das Geschick zusammenzieht und niemand weiß, was morgen, studiert Lionardo Winde und Wasserhosen, arbeitet er über die Natur der Meereswellen. „Denn die gütige Natur sorgt, daß du überall in der Welt etwas lernen magst."

Dann malt er die schwerste Niederlage Mailands im Dienste von Florenz an die Wand des Rathauses. Dreimal wechselt er mit dem siegreichen Feinde den Herrn. Fürsten, von deren Stimmung seine Ruhe abhängt, weiß er mit Schmeichelei und Vorsicht zu behandeln; dem naiven Geschmack des jungen Franzosenkönigs empfiehlt er sich beim Einzug in Rom durch einen

drolligen Löwen, der ein paar Schritte vorwärts tut, sich dann die Brust mit seinen Pranken öffnet und die bourbonische Lilie aus seinem Busen fallen läßt. Mit dieser Narrheit hat er sich wahrscheinlich Gunst und Stellung beim König erkauft.

Jungen Künstlern rät er, sich zum Tadler höflich zu verhalten. Er, der die tiefsten Weisheiten in Epigrammen von wenig Worten in seinen Notizen umherstreut, entwirft ein halbes Dutzend Briefe, um vor seinem Fürsten die Gehilfen des Leichtsinns zu verklagen. Bis in seine Skizzenbücher dringt, nicht bloß durch Spiegelschrift, die Vorsicht, und als er gegen das Fleischessen schreibt, scheut er sich „mehr zu sagen, da das Wahre zu sagen ja nicht gestattet ist".

Dennoch wird er in allen Lagen des Lebens von seiner Würde getragen. „Befehlen ist Herrenwerk, Ausführen Sklavenarbeit": das ist die Form, in der sein Stolz die essayistische Art seines Wirkens bestätigt. Seinem Herrn gibt er nie die gebührenden Titel, immer nennt er ihn Signore. Mit dem hohen Stolze eines in sich ruhenden Lebens schreibt dieser Revolutionär inmitten von tausend Umstürzler-Gedanken: „Die gekrönten Bücher lasse ich stehen, weil in ihnen höchste Wahrheit ist."

Schön und gepflegt, ersichtlich im Bestreben, seine Erscheinung auf vornehme Art zu nivellieren, liebt er den Körper und sorgt für die Kleidung. „Grobe Menschen von schlechten Sitten und schalem Urteil verdienten ein so schönes Instrument, solche Vielfalt der inneren Einrichtung wie diesen Körper nicht; nur einen Sack, der Nahrung aufnimmt und abgibt, denn sie sind nur ein Durchgang für Speisen." Aus solchen Gründen der Feinheit nach außen und innen hält er sich gern von der Skulptur zurück, er mag nicht „verstaubt und schmutzig stehen, während der Maler mit großer Ruhe wohlgepflegt vor seinem Werke sitzt und den federleichten Pinsel mit den schönen Farben bewegt. Er ist mit Gewändern geschmückt nach Laune, das Haus voll schöner Gemälde, oft sitzen Vorleser dabei und Musiker". Darum liebt er auch die Tiere und ißt sie nicht, er kauft auf dem Markte gefangene Vögel, um sie im nächsten Augenblicke freizulassen.

In der Jugend mag er diese natürlichen Züge affektiert und übertrieben, er mag, wenn er Geld hatte, zu Pferde mit Freunden

und Dienern durch die Straße geritten sein, um den Leuten ein Schauspiel, um sich ein Gefühl von Glanz zu geben. Aber in den zahllosen Notizen über Geld und Ausgaben, die durch seine Tagebücher huschen — und diese reichen fast alle nur bis gegen sein dreißigstes Jahr zurück —, ist nirgends von Pferden und Luxus die Rede; auch die Handschrift ist preziös und phantastisch nur in den ältesten Büchern, dann wird sie klarer.

Als Fünfzigjähriger rettet er aus den Wirren der Kriegszeit sein ganzes, in 17 Jahren erspartes Vermögen, 600 Goldgulden auf die Sparbank von Florenz, hebt dort nur von Zeit zu Zeit etwas Geld ab, gibt Schulden wieder, borgt Freunden. Alles, was wir von seiner weltlichen und seiner geistigen Bahn sicher wissen, läßt schließen, daß er in der zweiten Lebenshälfte, die alle Taten seines Geistes bringt und seiner Kunst, bequem, geordnet und still wie ein vornehmer Sonderling gelebt hat, denn „wenn du allein bist, nur dann bist du völlig dein".

Weltlich nur dort, wo es sein Vorteil heischte, zeigte er sich weltfremd, unzuverlässig und als Bohémien gegen jeden Auftraggeber. Da ihn niemals Pflichtgefühl oder Ruhmsucht zur Vollendung einer Aufgabe trieb, hielt er seine Verträge beinah nie, und wie ihn keiner seiner Zeitgenossen, am wenigsten sein Biograph Vasari, verstanden hat, so war auch niemand, der ihm einen Auftrag gegeben, mit Lionardo zufrieden. Klöster und Herren, denen er in bestimmter Zeit etwas malen sollte, haben ihm Goldgulden, Wohnung und Wein als Angeld gegeben, er hat es angefangen, dann gefiel es ihm nicht oder langweilte ihn: da ging er fort, und sie klagten über oder gar gegen ihn.

Als die Vaterstadt dem Fünfzigjährigen einen großen Auftrag „für ein schönes Werk" gibt, mit dem er eine Wand des Saales in der Signoria schmücken soll, sind die Stadtväter vorsichtig mit dem Unzuverlässigen: sie verpflichten ihn, wenn er zur bestimmten Zeit nicht fertig sei, die Monatsrente zurückzuzahlen und den Karton der Stadt zu überlassen. Wie dann die Kleinbürger ihm sein Gold in Kupfermünzen zahlen, beschwert er sich. Das Riesenbild, das er durch neue Techniken gefährdet, mag er nicht mehr sehn, nach Mailand will er zurück, nimmt Urlaub, der Gonfaloniere droht ihm Geldstrafe, wenn er nicht wieder-

käme, es kommt zur Klage, — als der König von Frankreich ex machina erscheint und seiner Majestät sich alles beugt.

Auch mit dem Moro kommt es oft zum Streite; verwunderlich ist nur, daß sie so lange miteinander auskamen: ein Fürst, durch Gewalt zur Macht gelangt, einen gleich gewaltsamen Ausgang fürchtend, immer gehetzt, immer fordernd; ein Weiser, immer im Gleichmaß, betrachtsam, niemals fertig, stets ein Erprobender. Da er mit dem „großen Pferde", das ist das Denkmal, über Versuche und Modelle nicht hinauskommt, läßt der Herzog einen andern rufen. Als er ihm dann die Camerini seiner Burg, die Lauben, nicht rasch genug malt und schließlich auch das Abendmahl in S. M. delle Grazie nicht fertig wird, kommt es zum Krach. Schon lange hatte der Herzog ihm statt Geldes gewisse Einnahmen von Stadttoren und Wasserzinsen überschrieben, die sich jener, wer weiß wo, suchen soll. „Der Maler hat heut einen gewissen Skandal gemacht, wegen dessen er sich entfernte", schreibt der Herzog, aber der Maler notiert: „Erst die Benefizien, nachher die Arbeiten, dann die Undankbarkeiten und schließlich diese unwürdigen Szenen." Doch sie versöhnen sich, — wie später der Weimarer Herzog sich mit seinem Faktotum gezankt und versöhnt hat, der Herzog schenkt ihm Geld und Gunst und einen Weingarten dazu.

Er nahm, was man ihm gab, forderte auch, was er brauchte. Aber sein Selbstgespräch rauscht aus dem Buche: „O schätze mich nicht gering, ich bin nicht arm. Arm ist, wer viele Dinge wünscht."

In diesem Leben war für die Leidenschaft kein Platz. Durch das Secolo Appassionato schweift Lionardo in der hohen Muße des Weisen. Genie und Schönheit, die ihn schmückten, Umgang mit den Mächtigen und Universalität seines begnadeten Geistes führten ihn in die Nähe der interessanten Frauen seines Landes, aber keiner jener humanistischen Frauenbriefe, in denen damals die Gesellschaft Liebesdinge besprach, nennt seinen Namen, und von dem faszinierendsten unter allen Künstlern der Renaissance berichtet kein Abenteuer. Was seinem narzissushaften Selbstgespräch, was seiner Haltung und Zurückhaltung, was dann dem

Schmelze seiner gemalten Gestalten zu entsprechen scheint, ist Neigung zu Jünglingen, und wirklich erzählen Dokumente und Anekdoten von Lionardos Spiel mit den Knaben.

Aus seiner Jugend ist beinahe nichts beglaubigt zu lesen als die Anklage wegen Verführung eines bösen Buben, wobei er nur bedingungsweise freikam. Dann, wie die Tagebücher zwischen all ihren makro- und mikrokosmischen Fragen und Antworten auch die Arabeske seines Lebens skizzieren, tauchen allenthalben jene Blondköpfe aus den Blättern, die seine Zeichnungen und Tafeln verewigt haben. Meist sind es Schüler, und was für Locken der, was für ein Plappermäulchen der andere habe; wie sie in Rom, statt Hohlspiegel für ihn zu schleifen, mit den Schweizern des Papstes auf die Vogeljagd oder zum Weine entwischen, das kann man zwischen Wurzelrechnungen über das Pendel, neben Zeichnungen für Schleusen und Bassins entziffern, und daneben steht wieder: „Frage nach, wie man in Flandern Schlittschuh läuft."

Freigebig, gastlich wie ein Morgenländer, gibt er den schönen Jungen, was er hat, schenkt ihnen seine besten Blätter, die sie signieren und verkaufen, und wenn sie ihn dann dafür bestehlen, so tut er wohl, als merkt er nichts, und läßt sie laufen. Aber seitenlang schreibt er sich auf, was ein solcher Giacomo ihm und den Freunden gestohlen hat; dann, was er für ihn ausgegeben an Kleidern, Schuhen, Gürteln. Am Rande steht klipp und klar: „Diebisch, lügnerisch, eigensinnig, gefräßig ... Wieviel kostet mich der Junge?"

Wie er älter wird und sie älter werden, verlieren sich die meisten. Nur zwei — Andrea Salaino und Melzi — haben ihn weiter begleitet, als Kameraden, Helfer, Freunde.

Und plötzlich heißt es in den späteren Selbstgesprächen: „Die Leidenschaft des Geistes verjagt alle Lüste."

Aus den Quellen dieser sublimen Erotik strömt Lionardos Kunst.

Da er keineswegs mit monomaner Leidenschaft oder auch nur in erster Reihe Maler war, hätte er, bei anderem Stande der Kunstgeschichte, ein Musiker werden können, auch wenn er nicht

silberne Instrumente gebaut und als Lautenspieler geglänzt hätte. Die Wahrheit ist, daß nie ein Maler so tönend gemalt hat wie Correggio und Lionardo, die beiden feinsten Erotiker des Südens.

Aber es führt noch ein näherer Weg vom Forscher zum Maler, der Weg der Beobachtung. Denn als Geist der reinen Erfahrung ist er nicht minder Augenmensch wie als Maler; nicht minder auch wie Goethe, dessen Forscherblick seinen Genius zwei Jahrzehnte zu irritieren und zum Maler zu machen suchte. Immer ist er auf der Jagd nach Bildern, eben weil er Erkenntnisse sucht. Immer, jung und alt, hat man ihn mit einem Skizzenbuch im Gürtel gesehen. Wenn Lionardo im Anfang seiner Anatomie vier Arten aufstellt, Stimmungen der Seele in ihren Bewegungen und Anzeichen wiederzufinden, so ist der Forscher hier beinahe Maler; und wenn er, nach eines Stadtgenossen Bericht, Menschen mit wunderlichen Zügen durch die halbe Stadt verfolgte, um diese Züge festzuhalten, so ist der Maler beinahe Forscher.

Dann heißt es in den Selbstgesprächen: „Giovannina, phantastisches Gesicht, wohnt in Santa Catherina, im Spital." Für eine zu malende Gestalt der Bibel, für einen Alten, Bettler, Hirten sucht er Plätze und Kneipen auf, an denen man dergleichen Volk treffen könnte, und erst, wenn er in hundert Stellungen einen Typus oder ein Tier nach der Erfahrung gezeichnet hat, wagt er sich an die Tafel, um es endgültig zu fixieren. Bauern soll er vom Markte mitgenommen, betrunken gemacht und dann gezeichnet haben. Zugleich sucht er wieder Gesetze zu finden und schafft sich in den Grundzügen einer Physiognomik den Übergang vom Schließen und Öffnen des Lides, Rümpfen der Nase, Schmollen der Lippen, vom Lachen, Niesen, Gähnen, Krampf, Schweiß, Müdigkeit, Hunger: immer forscht er nach den Ursachen des Gestus, den er malt.

Während zur selben Zeit, zuweilen in denselben Mauern, Michelangelo die ungeheuren Wände mit den Kolossen seiner inneren Gesichte in endgültiger Formung füllte, damit sie dort prangen oder bleichen durch die Jahrhunderte, während Raffaels kluge Eklektiker-Finger das absolute Schöne zu bannen trachteten, blieb Lionardo auch als Maler immer Essayist, immer Relativist, ein Versucher, ein Spieler. Al Fresco, in Tempera zu malen lehnt

er ab, weil er sich da nicht unterbrechen könne, „zu den feinsten Überlegungen", wie er es nennt.

Denn wenn er malte, mußte ihm freistehen, das Ölbild plötzlich zu verlassen, um, nach den Stimmungen seiner Seele, die Natur an einer anderen Ecke zu belauschen, zu entschleiern. Aus einem Kloster bei Florenz, das eine Madonna bei ihm bestellt hat und monatelang auf ihre Vollendung wartet, schreibt der Vikar: „Er widmet sich mit Leidenschaft der Geometrie, ist aber übel auf den Pinsel zu sprechen." Einmal — so berichtet ein Mailänder, der ihn am Abendmahl tätig sieht — malt er den ganzen Tag, von Sonnenaufgang an, auf seinem Gerüste stehend ohne Essen und Trinken. Dann wieder kommt er tagelang garnicht, oder er setzt sich zwei Stunden davor, schweigend, prüfend und geht. Oder er kommt von einem Ritte, mittags, heiß, belebt, in die Kirche, macht zwei Pinselstriche an einer Figur und verschwindet.

Da er ganz Geist ist und nur zuweilen das Gesehene, statt in Gesetzen, in Bildern festzuhalten sucht, ist ihm an Überwindung der Mittel nichts gelegen. Siegreich kämpft er mit der Materie als Erfinder, als Künstler weicht er stets vor ihr zurück; es ist, als weigerte sich der Techniker in ihm, den musikalischen Bannkreis in seiner Kunst zu beherrschen. Zwar, überall vergrübelt er sich in den Fragen des Materials. In Florenz mischt er für die Anghiarischlacht den gröbsten Stuck als Grundierung, zündet darunter ein Kohlenfeuer an, um ihn auszutrocknen, die Masse fängt zu schwitzen an, sein Werk zerfließt ihm unter den Händen, — aber da wendet er ihm rasch den Rücken und verläßt es.

Eine Madonna für einen Herrn vom Vatikan verdirbt er durch spitzfindige Untermalung, und als er für einen Auftrag des Leo Medici mit umständlicher Destillation aus Ölen und Kräutern zuerst den Firnis bereitet, sagt der heitere Papst: „O weh, du wirst nie etwas fertigbringen, du denkst ja ans Ende, bevor du begonnen hast!" So hat er die beiden Hauptwerke von Mailand fragmentarisch verlassen. Das Abendmahl begann schon zu seinen Zeiten infolge einer hartnäckig erklügelten Ölmischung in die Mauer zu verschwinden. Das riesige Denkmal, das in Ton jahrelang im Festungshofe stand, hat er nie gegossen, weil er auf den

Bau von vier Öfen bestand, in denen er zuvor die Bronze schmelzen wollte; neue Kriege fielen dazwischen ein, dem Moro fehlte bald Geld, bald Interesse, und so blieb von diesem Werk, an dem er während sechzehn Jahren immer wieder beschäftigt war, nichts als ein zerfallendes Modell, das später betrunkene Schützen mit ihren Pfeilen zerstörten.

„Ohne gute Theorie, schrieb er sich auf, macht man nichts gut in den Zufällen der Malerei." Lionardo der Techniker erlag als Künstler seiner Technik, aber es scheint, daß er gern unterlag, denn da er stets das Vollkommene vor sich sah, unterbrach er rasch den unvollkommenen Versuch. Auch die wenigen Bildnisse von seiner Hand, die wir vollendet nennen, bezeichnete er als unvollendet, als er sie verließ. „Der Wunsch hemmte das Werk", sagte Petrarca.

Und doch hat er diese Kunst tiefer als alle anderen geliebt, und wenn er durch mehrere Seiten die Gründe aufgezählt hat, warum sie die erste aller Künste sei, schließt er mit dem stolzen Ausruf: „Wir, in unserer Kunst der Malerei, dürfen Enkelsöhne Gottes heißen!"

Ein einziger Gegner ist diesem kampflosen Leben erstanden. Während die Epoche voll war von artistischen Kämpfen der Städte, von Eifersüchten der Meister, von Ränken der Schulen, hat Lionardo seine Wettläufer nach dem Ruhme nicht einmal in den privaten Notizen kritisiert. Zeitlos und vaterlandlos, wie er war, erregten ihn die Kämpfe der Künstler nicht stärker als die Kämpfe der Herzogtümer und Republiken Italiens, die ihn nichts angingen, und in allem Streite der Sekten sieht man ihn wie einen vornehmen Fremden ruhig leben und wirken.

Nur einer hätte ihn zum Wettstreit reizen können, der große Antipode. Und wirklich rief die Signoria der Stadt, die beide aufzog, beide zugleich in die Schranken. Mehr als ein Zufall: es mag der Einfall eines Florentiner Ratsherrn gewesen sein, Michelangelo und Lionardo gleichzeitig zu berufen, um die beiden Wände des großen Ratssaales auszumalen. Zumindest hat es Lionardo so empfunden, auch wenn man einer banalen Künstlerlegende mißtraut, die sich an die Statue des David knüpft. Denn hier

und nur hier, in der Anghiarischlacht, hat dieser Maler des schimmernden Geheimnisses, dieser Musiker der weltlich gefaßten Rhapsodie, dieser Sensualist größten Stiles sich in die Bewegung gestürzt: sichtlich, um mit dem Meister der Bewegung sich zu messen. Einen ungeheuren Knäuel von ringenden, reißenden, rufenden Menschen und Tieren, wütend, verbissen, verzerrt bis zum Wahnsinn, wälzte er hier durcheinander.

Doch während auf Michelangelos Wand die badenden Soldaten ihre nackten Glieder reckten, bekleidet Lionardo alle seine Kämpfer; dies schmelzende Fleisch, das er sonst malte, — so fühlte er — war nicht zum Kampf, war nur zur Lust geschaffen. Hatte jener auf der andern Wand alle Kunst in den Rhythmus der Glieder gesammelt, so legte dieser auf der seinigen alles in den Ausdruck der Menschen- und Pferdeköpfe. Einseitig auf ihrer Höhe stellten beide, der Körper- und der Seelenmaler, ihre Gestalten einander gegenüber. Beide Werke sind untergegangen, doch noch nach einem halben Jahrhundert war von Lionardos Werk genug zu sehn, daß es Cellini als „die Schule der ganzen Welt" pries, und die Zeichnungen des alten und des jungen Soldaten, mit ihren gellenden Gesichtern, stehen noch heut wie versteinerte Wächter vor diesem versunkenen Garten.

Auch als Bildner konnten sie sich vergleichen, doch auch diese Hauptwerke blieben unvollendet: Michelangelos Grabmal des Mediceers kam in Teilen, Lionardos Grabmal des Trivulzio nur in Skizzen auf die Nachwelt. Beide erfanden das gleiche Symbol der Herrschaft, beide ließen am Fuß ihrer Helden gefesselte Sklaven kauern. Nur in diesem einen schwermütigen Gedanken begegneten sich diese Meister, von denen einer eine tragische Menschenwelt, der andere ein lächelndes Götterreich in sich trug.

Denn dieses ist die Landschaft seiner Seele, und alles, was sein inneres Auge sah, die Träume, die er verdichtete: Lionardos magische Gestalten alle stammen aus jener Welt. In verdünnter Luft scheinen sie zu atmen, spielend in den Leidenschaften der Seele, zwischen Lust und Erkenntnis. „Die Kunst schafft das Scheinbild einer göttlichen Schönheit, deren natürliches Vorbild Zeit oder Tod kurzweg zerstört hat", sagt sein Selbstgespräch.

Doch auch, was sein nie ruhender Forscherblick erfaßt hat, die Bilder der Realität, scheinbar nur treulich abgemalt, verwandeln nun ihre irdische Gestalt. Das Widerspiel des sehenden und des schauenden Auges, das Lionardo den Erfinder produktiv machte, begnadete ihn vollends in der Kunst, auf deren Höhepunkten es immer entscheidend wirkt. Denn trifft nicht diese Verwandlung des außen Gesehenen in ein innen Geschautes das Wesen der Kunst? Gibt es ein glücklicheres Zusammenspiel der Anlagen als ein Auge, das liebend und erfahren auf den Wesen der Natur zu ruhen, ihre immer neue Gliederung von einem Fall zum andern schärfer zu fassen und still aufzuzeichnen weiß, — und nun ein Menschenherz, durchströmt von seiner inneren, immer neuen Melodie, die jedes klar gefaßte Bild mit ihrer eigenen Tonfarbe überschleiert? Dann wird ein Abbild der Natur entstehen, wahr und phantastisch, demütig und stolz. Dann wird noch die absonderlichste Spiegelung der Natur das Stigma des Typus erkennen lassen und noch àuf dem Bilde einer Blume Gottes Fingerdruck durch den Mittler sichtbar gemacht sein.

Lionardo zeichnet eine Steinsäge, einen Hebebaum, eine Maschine zum Erdausgraben, Skizzen reiner Mechanik, ohne Landschaft, ohne Himmel, ohne Menschen: aber ihr Holz und Eisen, ihr Stein, Draht und Mörtel scheinen nichts anderes als lebende Muskeln, pulsierende Adern, blühende Haut. Die Schatten einer Kanone rieseln mit solcher Musik an diesen kalten und mörderischen Kanten nieder, daß niemand, der die Madonnen dieses Meisters kennt, dieselbe Handschrift verkennen könnte.

Der blühende Zweig einer Eiche, eine Margueriten-Staude, verteilt und isoliert wie bei den gleichzeitigen Japanern, die er nie gesehen hat, wehen solche innere Wärme herüber, schwellen mit solcher hingehauchten Süße dem Betrachter zu wie Arme, Brüste, Lippen. Ein Gewandstück, skizzenhaft um einen Schenkel gelegt, dies kleine Blatt, nichts als ein paar Falten, strömt solche Beseelung, daß man danach das Antlitz der Frau zeichnen könnte, der der Schenkel gehört. Studien zur Anatomie, durch eingezeichnete Carreaus, durch aufgedruckte Systeme numerierter Winkel jeder Suggestion beraubt, Versuche zur Proportion ohne die mindeste ästhetische Absicht, blicken aus Abgründen der Seele

empor und führen ihr geheimes Leben, ohne und gegen den Willen ihres Schöpfers. Kein Hauptwerk Lionardos führt den Beschauer seinem Organismus so nahe als das Studium dieser Studien, deren ungewollte Magie die Skizzen keines anderen Meisters erreichen.

Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt! Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldenen Eimer reichen! Wie aus den Blättern die Gesichte strömen und bilden neue Harmonien miteinander! Da blickt der ältere Jacobus, für das Abendmahl gezeichnet, mit schönem Schrecken nieder auf ein in die Ecke klein gezeichnetes Schloß und scheint mit einem Mal ein Geist, ein großer Engel, der den schlafenden Bewohnern dieser Türme seinen Weckruf schickt. Neben einer flüchtigen Punktierung des Abendmahls hat der Zirkel des Mathematikers Kreise gezogen, mit denen Winkel kämpfen, und man weiß nicht, ob die Spiegelschrift unter dem Blatte dem Zauberer am Tische oder dem Zauber des Kreises gilt.

Zuweilen glaubt man, dieser Mensch lebte vom Gesetz der Kontraste und mußte untergehen, wenn er nicht eins mit dem andern zum inneren Ausgleich brächte. So erhebt sich aus jenem Widerspiel neben der Schönheit die Karikatur, nicht um grotesk zu wirken, nur um das Wunderliche durch Übertreibung unvergeßlicher zu machen. Was da an Nasen und Mündern, Wasserköpfen und Buckeln sich in Gesellschaft der schönsten Epheben tummelt, ist ein Teil des Gesehenen, doch zugleich ein Teil des Erschauten, und da es weder aus dem Spott noch aus dem Wahnsinn stammt, wirkt es, wie es empfangen war, nur als Betrachtung seltener Zufälle der Natur.

Alles, was alt ist auf Erden, nähert sich bei Lionardo diesen Karikaturen und blickt aus forschendem Auge zu dem Himmel ewiger Jugend hinüber, der seine innere Welt bevölkert. So hat er zwei Profile auf ein Blatt gesetzt, einzelne Studien, keine Gruppe, aber der Alte, mit seinen sieben harten Linien als Profil, scheint den berückenden Jüngling zu fragen: Weißt du, daß ich einst war wie du und daß du wirst wie ich?

Lionardos Greisenbildnis, gehalten neben dem schön gepflegten des Mannes, gibt die Antwort.

Neun Gemälde werden jetzt als die seinigen anerkannt; alle anderen sind ungewiß, und da weder das Wiener noch die beiden Bilder der Ambrosiana, weder die Madonna Litta noch die Leda seine volle Höhe erreichen, geht man gern mit den Resultaten der Forschung. Von den neun unzweifelhaft echten sind Hieronymus, Verkündigung und Madonna Bénois zweiten Ranges, und die Drei Könige sind nur angefangen. Es bleiben nicht mehr als fünf Bilder, die uns Lionardo als Maler vollendet darstellen: die Madonna in der Felsgrotte, das Abendmahl, die Gioconda, die Heilige Anna, der Johannes, dem vielleicht noch sein Bruder Bacchus als echtes Bild des Meisters anzugliedern wäre. Diese fünf oder sechs Bilder hat er alle spät gemalt. Felsgrotte und Abendmahl um die Vierzig, Gioconda und Anna nach Fünfzig, Bacchus und Johannes um oder nach Sechzig. Außer dem Abendmahl hat alle Meisterwerke Lionardos das Louvre.

Über allen diesen Menschenbildern strömt dieselbe Melodie. Aus derselben Landschaft, Johannes ausgenommen: aus dieser Traumlandschaft der grünlichen Seen und weißen Stromschnellen, umbuschter Inseln und magisch blauer Felsenklüfte, aus solchem, wie von unsichtbarem Nordlicht erhellten Nocturno ist jede Gruppe und Gestalt emporgehoben. Aber aufgewachsen sind sie nicht darin, ihre Schleierkleider vermöchten diese zarten, kampfesfremden Wesen gegen die Stürme nicht zu schützen, die in solchen Grotten schlafen. Nur die Symphonie des Traumes verbindet Mensch und Landschaft, sie verbindet auch Mensch und Mensch.

Denn alle sind sie sich ähnlich, sie scheinen Geschwister, und alle ähneln wieder gezeichneten Blättern, auch wenn das nicht Studienblätter sind. „Eine Figur ist nicht lobenswert, heißt es einmal in den Selbstgesprächen, die nicht mit irgendeiner Gebärde die Leidenschaft der Seele ausdrückt.“ Am stärksten übt er diese Gebärdensprache im Abendmahl, seiner einzigen größeren Gruppe. Hier steigert ein dramatischer Augenblick den Ausdruck von dreizehn Menschen, aber eben diese Bewegtheit, auch die Abwesenheit der Frauen nimmt dem Werk die blühende Ruhe, die sonst des Meisters innersten Kern berührt. Dies Kompendium seelischer Ausdrücke ist durch seinen Vorwurf wie durch seine halbe Zer-

störung der vollen Wirkung beraubt, und wie es in Lionardos Werken, auch in den verschollenen, ganz allein steht und höchstens mit der Anghiari-Schlacht verglichen werden könnte, so ist auch der Eindruck mehr ein stufenweiser, schwer zu umfassender.

Jene Leidenschaft der Seele, von der er zu sich selber spricht, gemeinsam allen seinen Gestalten, ist eine wissende. Es gibt bei Lionardo kein Leiden: Christus hat er als Magier gemalt, und warum er ihn im Abendmahl unvollendet ließ, begreift man stärker im Anblick einer matten, entgleitenden Zeichnung des Dornengekrönten in Venedig. Es gibt auch keine Unschuld bei ihm: ein gefallener Engel ist die Jungfrau der Felsgrotte, und wie wissend blickt nicht der andere Engel neben ihr zum Betrachter hinüber! Nicht die Heilige Anna noch ihre Tochter, nicht das Jesuskind, nicht einmal der Johannes des Abendmahles, von den andern ganz zu schweigen, haben Züge jener hohen Unschuld, die die umbrischen Maler besaßen und die sogar Raffael, wenn auch selten, gelang.

Aber darum sind Lionardos Gestalten doch nicht weltlich wie die Heiligen der Venezianer. Alle leben sie vielmehr dem Glanz und Scheine fern, sie leben im Geist. Aber alle kennen die Liebe, und diese ist die Leidenschaft der Seele, die aufzuzeigen ihr Schöpfer von sich fordert.

Es ist dieselbe Liebe, die Lionardos Männer und Frauen bewegt. Auf einem Blatt voller Profil-Skizzen von Mädchen und Jünglingen kann man einige Köpfe nicht mehr bestimmen; auf dem Abendmahl könnten des Johannes, Philippus, Matthäus Köpfe Mädchen angehören, aber der Engel in der Felsgrotte könnte ein Knabe sein. Bacchus und vor allem der Pariser Johannes sind reine Hermaphroditen. Erst wenn den Männern der Bart wächst, wie Jacob dem Älteren des Abendmahles, erst wenn die Fülle der Liebesnächte den Mund der Frauen tiefer in das Fleisch der Wangen drückte, trennen sich die Geschlechter, aber auch dann bleibt beiden dies schwellend süße Element gemeinsam, das aus den brauenlosen, langbewimperten, immer wissenden Augen, aus diesen immer leicht bebenden Lippen spricht.

Und doch ist, inmitten aller Sinnlichkeit, denselben Gestalten

allen ein übersinnlicher Zug gemeinsam; es ist das Gramm Erkenntnis im Genusse, es ist die Trauer über erfüllte Träume: es ist der Zug berückender Schwermut, der die Wesen Lionardos von allen trennt und über alles sinnlich Gemalte, selbst über Correggios lustvolle Geschöpfe hebt. Sie wissen alle, was ihr Meister sich also aufschrieb: „Decipimur votis et tempore fallimur et mos deridet curas."

Selten hat er den Mann in seiner Fülle, er hat fast nur den Jüngling und den Greis gemalt; nirgends tritt der Mannestypus bedeutsam hervor. Aber die Frau hat er auch in ihrer Reife geschildert, wohl, weil sie ihn erotisch nicht bewegte: vor allem als Gioconda, als Anna und in der Rötelzeichnung der Herzogin Isabella von Este, die zu seinen Unsterblichkeiten gehört.

Jene Gioconda, an der er vier Jahre gemalt haben soll, und diese Isabella, die er in einer Stunde gezeichnet haben mag, bedeuten die Pole, die einander fremdesten Frauen Lionardos, und eben weil selbst diese noch ein Zug unentrinnbarer Verwandtschaft verbindet, erkennt man den gemeinsamen Vater. Suggestiver, unheimlicher ist die Gioconda, zauberischer durch die Landschaft hinter ihren Locken, durch die ironisch süße Sprache ihrer beiden, fast en face genommenen Augen, durch die Lust ihrer liebesgewohnten Lippen, durch die ganze, still gelagerte Breite ihrer Lebensfülle.

Isabella, um ein Jahrzehnt jünger, mehr Rasse, weniger Persönlichkeit, in allem fester, verschlossener, erwartender, wendet uns nur die Seite zu, verachtet den unbekannten Zuschauer, dem jene zulächelte, vermag mit ihrem abgewandten Blicke, mit ihren kräftigen, nicht durchlebten Zügen zunächst weniger zu fesseln. Aber dieser fürstliche Hals, durch eine einzige Linie gefaßt, dieser metallene Haarsturz, der sie wahrhaft zu behelmen scheint, Klarheit dieses Blickes, Kühnheit dieser Wendung, — die ganze Freiheit ihrer herrlichen Gestalt sprechen von diesem Maler weniger aus als von dieser Epoche und lassen, vollendeter als die berühmtesten Frauenbilder jener Zeit, den großen Typus einer feurigen Herrin des Lebens in die Jahrhunderte leuchten.

Zwischen, vielleicht über beiden schwebt die Gestalt der Hei-

ligen Anna. Der Gioconda verwandt, kaum älter, aber höher als diese, vereinigt sie in ihrem reifen Lächeln alles, was an Liebeszauber, an geistigem Abenteuer je gemalt wurde, und scheint mit ihrem Blick auf Tochter und Enkel aus dem Gedanken der Generationen mehr Erinnerung als Hoffnung zu schöpfen. Sie, die Gioconda, und Johannes, wie sie nun von den Wänden desselben hohen Saales einander anblicken, fassen am Ende alles zusammen, was der Magier in Menschenbilder senkte.

Hier, im Johannes, scheint er zuletzt noch einmal sich selbst zum Jüngling wieder zu beleben. Mit einem Mund, als wäre er der Gioconda ältester Sohn, mit Augen, als wolle er damit die Mutter verführen, mit Brust und Armen, die mehr einem Décolleté zugehören als einem männlichen Akte, wagt er's, den üppigen Finger nach oben zu erheben, und so verspricht er bacchische Seligkeiten dem, der sie schon hier unten pflückte, im Namen seines Meisters.

Der war ein Greis geworden, als er diesen letzten Jüngling malte. Auf dem alten Schlosse haust er nun, vom ältesten seiner Lieblinge und einem Diener betreut, er haust wie ein Zauberer. Zwar, er heißt Hofmaler des Königs von Frankreich, und dieser ehrt ihn brieflich als „notre très chier et bien aimé Léonard", läßt sammeln, was von seiner Hand sich findet, und sucht vergebens sogar die Mauer mit dem Abendmahle nach Paris zu entführen.

Doch weltfern lebt der Meister. Zerwittert wie der hundertjährige Faust: so findet er sich im Spiegelbilde wieder, gelassen zeichnet er sich ab, doch er notiert: „O Zeit, Verzehrerin aller Dinge, neidisches Alter, das alles zerstört! Als Helena im Spiegel ihre schlaffen Runzeln entdeckte, weinte sie und dachte, warum habe ich zweimal zum Raube gedient!"

Zuletzt ist er am rechten Arm gelähmt, ganz wendet er sich wieder den Erfindungen zu. Zwischen Sezierungen und Präparaten, zwischen Retorten und Maschinen: so findet ihn ein spanischer Kardinal, und da er in den Manuskripten blättern darf, schreibt er: „Wenn dies einmal alles ans Licht kommen wird, welch ein Gewinn und welches Ergötzen!" Nun versucht sich

der Alte, dicht vor dem Ziele, am Sammeln und Ordnen, auch bringt er ein paar Traktate zusammen, doch es ist zu spät: der immer wiederholte Versuch eines ganzen Lebens läßt sich am Schluß nicht rasch in Systeme bringen, die er immer verachtet hat. Als Greis wird man nicht mehr Magister, wenn man stets nur ein Lernender gewesen. Es ist zu spät, es ist wohl auch zu früh: denn unablässig baut und rechnet er; nun will er, nach seinen alten Ideen, den Fluß in seiner Nähe zum Kanal erziehen, er will das Land entsumpfen, dem Flusse neues Land abzugewinnen.

Da fühlt er die Kräfte schwinden, er teilt den Besitz an die Freunde, ordnet mit Würde alles an, und als er mit dem Frühling den Tod wittert, lautet das Selbstgespräch des sterbenden Magiers:

„Der Mensch, immer voll Festlichkeit den neuen Frühling erwartend und immer den neuen Sommer, klagt dennoch, die ersehnten Dinge zögerten im Kommen, und merkt nicht, wie er seine eigene Auflösung ersehnt. Doch eben dieser Wunsch ist die wahre Quintessenz der Elemente, die sich durch die Seele in den Leib eingeschlossen fühlen und immer zu ihrem Aussender zurückzugelangen hoffen. Aber ich will, daß du wissest: dieser selbige Wunsch ist auch der wahre Geist der Natur und der Mensch nur das Modell des Kosmos."

SHAKESPEARE
als Liebender

„Du holdes Laster, das der Fehl verschönt,
bring mich mit Bosheit um, doch sei versöhnt."

In Dämmerung schwimmt sein Leben, kaum mehr als eine Legende ging hervor aus den Händen der Forscher, und ein paar Dutzend Daten, Briefe, Urkunden geben nur die Silhouette, nicht das Porträt. Wie bei Lionardo schweigen die Akten des inneren Lebens, aber bei diesem läßt das Werk den weichen Umriß einer Seele ahnen. Die Geschichte der Seele des Dichters wäre nicht zu schreiben; wie unter Eiskristallen kracht und sprüht es, wenn man über die Fläche seines Werkes saust, und wo sich einmal eine Gletscher-Spalte in den Abgrund öffnet, wie im Epilog zum Sturm, schaudern wir zurück und wenden den Blick. Das scheinbar unpersönlichste Werk liegt vor uns, ein Übermensch hat es geschaffen, wie Balzac, es ist der Gegenpol zu Rembrandts, Byrons oder Goethes Werk. In sechsunddreißig Dramen hat er die Welt erneuert, er schreitet in dem engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung aus und scheint zuletzt erschöpft und völlig ausgeleert dahinzusinken, das verbrauchte Gefäß vielfältigen Lebens, wie eine allzu gesegnete Mutter.

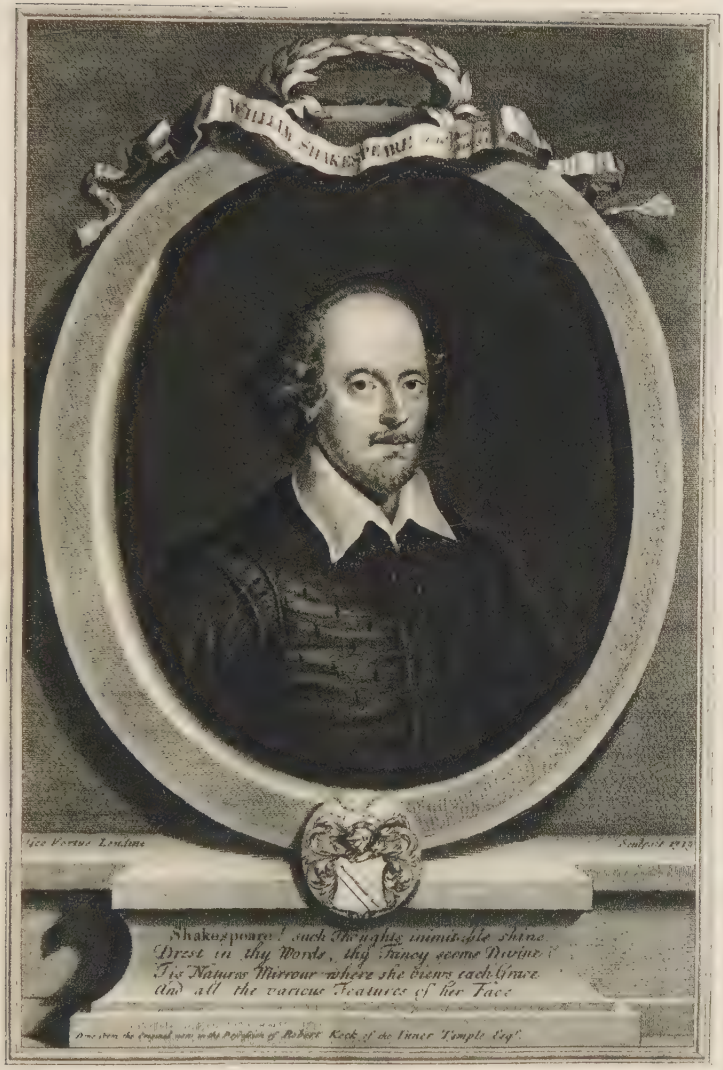
Was Wunder, daß ihn Phantasie zum Sohne seiner Königin, daß andere ihn zu einem Phantasie-Gebilde machten, das nie gelebt. Denn selbst seine Bildnisse, streng und verschlossen, scheinen geschaffen, um mit ihren typisierten Zügen die Nachwelt vor neue Rätsel zu stellen: sie sagen, daß er litt, vielleicht auch, daß er strebte; kaum daß er genoß. Beinahe nirgends eröffnen sich jene geheimen Gänge zum Herzen eines großen Menschen, an deren Ende sich, wie in den Schwefelgruben, magische Grotten im matten Lichte entfalten. Was waren seine Leidenschaften? Hat er ein Stück von dem, was stets der innere Blick dem Genius vorausverkündet, selbst nachprüfen dürfen

oder müssen und sein schmales Schicksal als Schauspieler, Hausbesitzer, Gatte, Vater mit dem der Gewaltigen verglichen, die er in seinem Namen handeln ließ, lieben, verraten, töten oder sterben?

Nichts, fast nichts liegt vor, was von dem inneren Leben dieser grenzenlosen Seele Kenntnis gäbe, und Phantasie ist frei, um jenes Dutzend kalter Lebenspunkte ein Netz zu spinnen wie um das Leben des Magiers von Mailand, dessen Gestalten lächeln.

Plötzlich strahlt Licht in diese Dämmerung. Am Ende aller Bände, als Anhang und in vielen Ausgaben sogar gestrichen, stehen, neben zwei Jugendepen, Shakespeares Sonette: gescholten viel und sehr wenig gepriesen, von Englands Dichtern meistens abgelehnt, von Forschern wegen äußerer Fragen umstritten, deren Lösung, wenn sie selbst gelingt, des Dichters Seele nirgends erleuchtet, verkannt beinahe von allen. Nur Wordsworth hat es ganz gefühlt, dies schmale Buch, indem er sagte: „With this key Shakespeare unlocked his heart." Ja, hier, in diesen zierlichen Reimen wird alle Leidenschaft des Mannes vor uns hingebreitet; es sind darin die tollsten Liebesbriefe verborgen, geschrieben am Ausgang der Jugend.

Die Philologen wissen es anders. Ob sie auch glühen, diese Verse, daß man sich daran verbrennt: sie sind gedeutet worden als „Spiele der Phantasie, mit denen der Dichter sich und seine Freunde unterhielt, zumal dergleichen damals Mode war". Ein anderer weist auf vielen hundert Seiten nach, daß eine Lady, eine Bürgerliche und zwei junge Grafen, deren Namen, Stand und Art er nennt, einen Roman erlebten, in dessen Verlaufe einer oder der andere bei dem bekannten Stückeschreiber vom Globe-Theater Sonette bestellte, die dieser dann nach Maß und Gelegenheit einzeln oder gruppenweise lieferte. Den Dritten beunruhigt die Frage, ob der Aufstand des Grafen Essex vorkommt, ob der Gegner im Wettstreit der Gedichte Marlow oder Chapman hieß, den Vierten, warum der Dichter nicht mit einer Hekatombe zufrieden war und lieber bis Nr. 154 weiterschrieb. Alle aber, die überhaupt an ein Erlebnis als Grundlage dieser Dichtung glauben, umkreisen mit Scharfsinn die Frage: wer ist der Jüngling, wer ist die Frau, denen sie gelten?



William Shakspeare

Da wirkt denn die berühmte Widmung, die dem ersten Druck voranstand, mehr verwirrend als klärend. So ist diese höchst belanglose Dedikation eines Verlegers an einen Herrn W. H. ein Rätselspiel geworden, dessen Lösung doch nichts bringen kann. Oder was wissen wir, wenn wir wüßten, daß jener junge Mann Graf Pembroke hieß und nicht Graf Southampton? Oder ob diese Widmung gar nicht dem Erzeuger, nur dem Sammler der Sonette galt, irgend einem Händler, der vielleicht des Dichters Schwager war? Ein Engländer hat klipp und klar bewiesen, die dunkle Frau sei die Katholische Kirche, ein anderer, der Jüngling war gar kein Jüngling, vielmehr die Königin Elisabeth selber, an die ihr Dichter wie an einen Mann die Verse abfaßt, um ihre Kraft und Hoheit zu betonen. Ein deutscher Autor erklärte sie für Anrufe eines Sterblichen an einen Unsterblichen, sein Kollege aber faßte sich so zusammen: dies alles sei nur Erzeugnis der freien dichterischen Phantasie, denn wenn es Niederschläge von erlebten Gefühlen wären, so müßte uns „der größte Dichter als schwacher, haltloser, kaum achtbarer Mensch erscheinen".

Und dieses ist der Punkt, an dem die Generationen sich scheiden. Uns von heute gibt dies glühende Buch, diese Sammlung fiebriger Tagebuch-Blätter das willkommenste Zeugnis, wie einst die Leidenschaft in diese Götterseele stürzte und sich brach an den Klippen. Nur muß man nicht vor abgezirkelten Formen scheuen, man muß an jene ewigen Töne denken, die unter Krausen und Perücken aus Mozarts Menschenherzen schlagen. Ein wohlgeschnittener Barockpark darf uns nicht glauben machen, auch unter der Erde sei alles wohlgeschnitten, statt daß wir fühlen, wie sich die unsichtbaren Wurzeln durstig und lebensvoll durchs Erdreich wühlen, wie die des wilden Waldes nebenan.

Denn unter der Uniform dieser anderthalb Hundert kongruent gebauter vierzehnzeiliger Gedichte, unter der glatten Fläche zittert und atmet, stöhnt, jubelt und schüttert das Herz eines Menschen, der liebt. Wenn Zeit und Mode ihn dabei zu dieser etwas klapprig steifen Form vereinfachter Sonette bewogen, so ist dies nur der Ausdruck seines Metiers und seiner Epoche; Napoleons Liebesbriefe nehmen gern den Stil von Armeebefehlen an. Ein Schicksal von so ironischer Melancholie, wie sie durch

seine letzten Komödien schimmert, war diesem Dichter zugeteilt.

Er liebt und wird betrogen. Dieser neue Prometheus, der Menschen macht aus dem Wachs der Geschichte oder Legende und haucht ihnen das Feuer seines Atems ein, sodaß sie leben, schmachtet und dient, huldigt, zürnt und begehrt die Neigung erst eines knabenhaften Jünglings, dann einer reifen Frau. Nichts wissen wir von jenen, nichts ist zu wissen wichtig, als daß er schön war und goldblond, verdorben und von Adel; sie aber dunkel, wild, genießerisch, ein Stück Zigeunerin. Beiden ist er mit allen Sinnen verfallen, beide betrügen ihn, erst einzeln, schließlich miteinander, beide wenden sich mit dem naiven Zynismus triebhafter Wesen von ihm und vielleicht auch zu ihm, ohne seines Geistes einen Hauch zu spüren. Ein angstvoll liebendes, eifersüchtig sorgendes Menschenherz rauscht in Tönen vor uns auf und nieder, bittend und fordernd, zögernd und schäumend, und noch als es verraten ist und ganz verlassen, drängt es sich mit dem Durste der Jugend an so viel Schönheit, so viel Raffinement, daß es in Liebeshaß sich zu verströmen droht, in Raserei zu bersten.

Solche Blätter, auch die stilleren von ihnen, kann der Dichter, ohnehin saumselig in der Herausgabe seiner Werke, nicht gesammelt, in keinem Fall herausgegeben haben. Auch alle äußeren Zeichen sprechen dagegen: ein ganz zerwürfelter Text, eine Widmung vom Verleger, sein unliterarisches, herrenmäßig stilisiertes Alter — das Buch erschien sieben Jahre vor dem Tode —, vor allem der Wunsch, seine Liebesgeschichte, deren Mitspieler gewisse Kreise Londons kennen mußten, nicht mit der Geste des Bekenners darzustellen. So ist man eher zu glauben geneigt, ein Gegner habe, um ihm und dem jungen Grafen zu schaden, diese Gedichte publiziert, deren Abschriften man schon seit Jahren in Freundeshänden sah. Längst waren die tollen Jahre vorüber, in denen der Dichter wagte, mit den ariostisch-wilden Gesängen von „Venus und Adonis“ den Bürger zu erschrecken, die zwar die Zensur des Erzbischofs von Canterbury passierten, obwohl sie in einem Zeitgedicht im Hausrat seiner Kokotte als Stimulans der Verführung zitiert wurden.

Die Zeitgenossen, die doch Sonetten-Kränze besonders zwischen

Männern gewöhnt waren, bewunderten die Glut dieser Sammlung, dann wurden sie samt allen Dramen verschüttet, und als sich diese neu erheben durften, lange nicht mehr entdeckt. Wer liest sie heute? Wer findet sich zurecht in diesem geschnittenen Garten, wo alle Wege sich zu gleichen scheinen und das Gleichmaß den führerlosen Spaziergänger ermüdet?

Was der Dichter nicht selbst komponiert hat, darf, ohne den geringsten Eingriff in die einzelnen Stücke, von den nachgeborenen Händen komponiert werden, die es nicht schlechter zu verstehen brauchen, als irgend eine Verlegerhand es einst verstand. Auch ist dies längst von Engländern, Deutschen, Franzosen unternommen worden; man hat bei ihrem zweiten Erscheinen, dreißig Jahre nach dem ersten, jedem Sonett sogar einen Titel gegeben.

Keineswegs sind die Sonette von gleichem Wert. Stimmungen stecken dahinter, zuweilen nur Spiele, und will man die ganze Gewalt dieser passionierten Geschichte spüren, so muß man die Sammlung auf ein Drittel vermindern: dann hört man es dröhnen. Die sittlichsten, die erste Gruppe, sind denn auch meist recht langweilig, vielleicht sogar von der ängstlichen Mutter bestellt, damit der lustvoll schweifende Knabe in einer frühen Ehe vernünftig werde. Dann gibt es andere, die Selbstgesprächen gleichen und nur durch eine plötzliche Wendung am Schluß aus Gewohnheit ihre Adresse suchen.

Aber die tief gefühlten sind, als wahre Gelegenheits-Gedichte, auch die vollkommenen. Dort, wo der Dichter gegen die Schmach seiner Epoche eifert, wo er anrennt gegen die Gitter des Todes, die den Garten des Lebens unerbittlich umzirkeln; wo er sich jetzt im ewigen Nachruhm sonnt, im nächsten Augenblicke alles Streben verachtet; wo er jetzt seiner plebejischen Abstammung grollt, dann wieder auf seinen Beruf mit Handwerkerstolz deutet; wo Ehrgeiz und Eifersucht, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub ihn quälen wie den Prinzen von Dänemark: da fühlt man ihn nahe, da lauscht man dem Herzschlag und steht ergriffen vor diesem Shakespearischen Schauspiel: wie sich der Künstler vor der Schönheit beugt, wie das Genie sich selbst erniedrigt vor einem verdorbenen, blendenden Knaben, wie sich die Lüste einer Liebeskünstlerin an seinen Ufern brechen — und wie am Ende

der alternde Zauberer hinter den beiden treulos Lachenden herläuft, hinter dem Toren, hinter der Törin, keuchend, verschmäht, liebend und hassend, nur Narr, nur Dichter.

Dies war das Erlebnis seiner Seele, nicht die Heirat, nicht der Landkauf, nicht einmal der Brand des Theaters. Und während sich in dem Palaste seines Innern das Universum spiegelte und warf die Bilder nach außen, auf die Leinwand zurück, griff ihn von außen dieses Abenteuer beim Nacken, schüttelte und warf ihn herum. So war das Schicksal Shakespeares.

REMBRANDTS SELBSTBILDNIS

„Wenn ich Erholung von der Arbeit brauche,
so suche ich Freiheit, nicht Ehre."

Nur Einer unter den Künstlern der Völker und Zeiten hat alle Elemente der Selbstbildnerei vereinigt; er allein gibt die Entwicklung des Menschen. Seine Selbstporträts stellen stumm ein Leben dar: Sehnsucht, Verwirrung, Kranz und Tragödie des Rembrandt van Rhyn. Rembrandts Leben liegt in der Reihe seiner Selbstbildnisse so greifbar offen, daß man alle Leiden und Ekstasen daraus ablesen kann.

Vierundachtzig Selbstporträts gelten augenblicklich für echt, davon achtundfünfzig Gemälde. Das erste malte er 21jährig, das letzte mit 63: zwischen diesen zweiundvierzig Jahren liegen genau doppelt so viele Abbilder seines Ich.

Auf seinem ersten Bildnis spürt der Jüngling mit klugen Augen in die Welt, doch die Sinne schlafen. Auf dem letzten schlafen die Sinne wieder, doch die Augen sind nun nach innen gewandt, zugleich malt er sein letztes Werk: die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Über Rembrandts Biographie hinaus gibt die Reihe dieser Bilder die Geschichte eines Menschen.

In seinen ersten zwanziger Jahren belauscht er sich, wie verworren er Hals und Blick duckt, fest verschlossenen Mundes, treu seinem Geheimnis, nur den Blick aussendend, wie die Taube aus der verschlossenen Arche: zu sehen, ob Land auftaucht. Jener große Ernst liegt über ihm, wie ihn allein die Jugend fühlt, der Ernst, zu dem sich das Alter zurückringt. Aber auch Haltlosigkeit und Wankelmut der Jugend werden dargestellt.

Denn gleich darauf erscheint er sich als bartloser, leidenschaftlicher Knabe, mit edlen Lippen, und im selben Jahr, an einem

anderen Morgen, macht er sich einen Helm von Haaren, zieht die Augenbrauen hoch, spöttelt mit den Mundwinkeln und sucht im Anflug von Bart und Schnurrbart plötzliche Reife sich und der Welt zu dokumentieren. Am nächsten Tage spielt er den grinsenden, verschlagenen Bauern und löscht mit kecker Gebärde jedes Zeichen des Genius aus. Vielleicht am selben Nachmittag erspürt die Radiernadel im Spiegel einen jungen Diplomaten mit der Allongeperücke, und ein paar Tage später entdeckt er zum erstenmale, daß goldene Ketten, auf schwarzem Samt um die Schultern gelegt, daß ein Barett mit feiner Arabeske und langer, barock geschweifter Feder, dazu die Haltung des Edelmanns nichts Äußerliches, — daß sie zumindest eine Maske machen, die nicht jedermann tragen oder abtun kann. So wetterleuchtet die 23jährige Phantasie, sprüht dem Leben voraus, kennt die Geschicke, ehe sie geschehn.

Drei Jahre später hat er das Abenteuer des Lebens aufgenommen. Da malt er sich als Türken, reich gewandet, üppig, in kecker Stellung, mit peinlich sattem, wissendem Blick. Aus Bechern hat er Lust getrunken, die sich dem Genius mit Schnelle in Melancholie verwandelt. Es war eine kurze Zeit.

Denn bald kommt Saskia zu ihm — nur einmal in der Welt mit diesem Namen, wie niemand sonst sich Rembrandt nannte. Sacht gleitet sie zu ihm nieder, der erfüllende Traum, die belebende Phantasie, das holde Gleichnis, erstaunlich jeden Tag, keusch und leidenschaftlich in den Nächten, geistig ohne Wissen, wandelbar, aber harmonisch, im Besitze jedes Reizes. Denkt man, wie der Künstler sie angeblickt hat, so denkt man auch an Othello. All ihre vielen Bildnisse, die dem Entzückten, Erhobenen, Bereicherten, die dem mit jedem Sinn gefangenen Mann der täglich neue Anblick abgewann, sind Dokumente aus Rembrandts Seele.

Er sieht das holde Wesen in seiner Gesellschaft, so malt er sie und sich zweimal in der ersten Zeit. Einmal kommt er dazu, wie sie sich schmückt, da heißt er sie die Pracht verdoppeln, setzt sie vor den Spiegel, zeigt ihr, wie schön Hände liegen und schweben können, wenn man einen Ohrring im Befestigen be-

Rembrandt

wundert, und lenkt ihren Blick auf ihr Spiegelbild, um sie lächeln zu machen. Selbst stülpt er sich dann einen Hut mit langer Feder auf den Kopf, hängt manche Kette um den Hals und harrt mit einer Perlenschnur, sie ihr zu reichen. Aber unversehens entfernt sich sein Geist, er sieht nicht Saskia, sein Entzücken, mehr, noch minder den Beschauer: er sieht die Gruppe und malt. Aber auf jenem anderen Doppelbilde, das man Das Frühstück nennt und das man Mitte des Lebens nennen könnte, sitzt sie auf seinem Knie, und keck wie ein Genießender, leicht wie der König des Lebens, wendet er sich allzusehr dem Betrachter zu — zur Welt, für die auch sie das Haupt wenden muß. Da blitzen Degen und Krüge, in hohen Kelchen wankt der helle Wein, die Federn wippen, die große Hand des Bildners hält ihre Hüfte als sein Besitztum fest, und lachend ruft der Mund: Ich sehe dein Haupt nicht mehr, Gorgone!

Um diese Zeit hat er sich ein dutzendmal in einem Jahr gemalt. Der saugende Blick taucht wieder auf, doch jene Gelassenheit faßt ihn zusammen, welche Erkenntnis der Schönheit ist und Trauer über die Erfüllung. Wieder schließt sich dieser Mund, doch nur vor der Welt. Vor ihr, dem schönen Wappen seiner Phantasie, hat diese Lippe wohl Worte gesprochen — die ihr Ohr kaum vernahm, doch die sie wie den Puls des eigenen Kindes fühlte.

Nun sitzt er im Glück, wie die Menschen es nennen, im Ruhm, im Geld, und somit in den Jahren, da es gilt, der Welt ein Schauspiel zu geben. Seine Haltung ist wie eines Prinzen Haltung. So war er nicht geboren. Ketten, mit Schmuck und Sparsamkeit verteilt, nicht im wahllosen Rausch des Türken, geben ihm einen neuen Stolz.

Sein Haar ist gepflegt und gerafft, sein Bart ist zart und nach der Mode, gestickte Jacken, Pelze und Kragen trägt er nicht als Maske, sondern um des Adels willen und der Haltung. Nun wäre ich, fühlt er, ein großer, gefürchteter, ziviler oder kriegerischer Mann. Riesige Federhüte stülpt er sich auf, tauscht sie mit Helmen, legt goldene Ketten um die Brust, und einmal sieht er, wie die zwei steilen Federn seines Barettes Schatten an die Wand werfen wie von Gespenstern, und malt die Schatten mit. So malt er seine Zukunft.

Vier Jahre später, rückkehrend von der Betrachtung einer tiefen und schwärmerischen Welt, entdeckt er sich wieder, und wieder ergreift ihn die Sucht, sich zu gestalten. Er tut es viermal. Das über die Maßen schöne Bild des 32jährigen zeigt ihn mit wenig dunklem Schmuck, geraffter, repräsentativer, melancholischer. Das Genie weiß immer sein Geschick, kurz, eh' es sich abrollt.

Um dieselbe Zeit entstand in England ein Selbstporträt, wie der Text zu diesem Bilde: Hamlet.

Dann stirbt Saskia.

Mit einem Male legt er den Schmuck ab und die weltliche Maske. Die Zeit der Herausforderung, des wachen Traumes ist vorüber, wieder steht der Mensch allein. Saskia ist tot. In diesen Jahren sieht er sich als einen Bürger, klug, gediegen, hinterweltlich. Kennte man nicht diese Züge, man hielte ihn für einen Kaufmann oder zuweilen für einen Mann im Rate der Stadt. Trauernd geht er im dunklen Domino auf das Maskenfest der Welt. Sie aber malt er noch einmal nach dem Tode. Wiederum ist dies rührende Bild, dieser Gruß aus der andern Welt an den Zurückgebliebenen, den er sich selbst von ihr abnötigt, wie ein Selbstbildnis seiner Seele. Dann schweigt ein Lustrum lang das Tagebuch in Bildern.

Als er sich wieder malt, beginnt sich sein Kopf zu jenem Ausdruck hin zu entwickeln, den wir als Rembrandt fühlen, wenn wir ihn nennen; wie man sich gewöhnt hat, den letzten Goethebildern mit Ungeduld zuzueilen. Wieder kleidet er sich mit Sorgfalt, legt fremde Stoffe an, aber als Landsknecht hat er was von einem trauernden Ritter, und auf dem Selbstbildnis der Lady Rothschild liegt die Bitternis deutlich am Tage. Dann schweigt er wieder fünf Jahre.

Da, Mitte der Fünfziger, taucht der Jüngling wieder auf, mit den großen suchenden Augen, er geht auch wieder bartlos und in der Samtkappe, aber zwei lange Falten flankieren gleich Wächtern den Mund. Auf einem gleichzeitigen Bilde ist er sogar kurznackig und sehr stark, wie einer, der gut ißt und trinkt, um zu schlafen. Zugleich steigt vor ihm der himmlische Knabe auf,

Titus, von Saskias Schönheit der Erbe, der Erbe frühen Wissens, voll melancholischer Anmut.

Indes hat er die zweite Frau genommen, die stumme, gute, und er reckt sich mit Bewußtsein vor der Welt, ja, der Blick ist zuweilen zielbewußt, feldherrlich. Noch hält er sich, obwohl seine Angelegenheiten sich verwirren. Ein Stoß kann den Aufgerafften vernichten. Als der Zusammenbruch seiner Finanzen eintritt, stürzt die künstliche Haltung rasch ein, und plötzlich ist er ein alter Mann.

Ein Jahr, nachdem er sich so entschlossen gesehn, sieht er einen verarmten, verbitterten Alten im Hausrock sitzen, da all die edlen Stoffe versteigert sind, er sieht, daß er unrasiert, daß sein Hemd mitgenommen, sein Gesicht magerer ist. Er nimmt einen Stock in die Linke und malt den Einsamen. Dies ist Rembrandt vor seinem letzten Gange, und das Bild ist das erste der letzten Reihe: Selbstbildnisse satanischer Melancholie. Denn nun malt er sich wieder siebenmal in einem Jahre. Das schrecklichste dieser Bilder hat das Louvre, das getragene ist in München, das rasende in Aix. Es mehren sich die Stirnfalten, der Kragen wird hochgeschlagen, um den verfallenen Hals zu decken, der Mund verliert die Zähne, hilflos blickt das große Auge.

Drei Jahre später ist er kaum mehr zu erkennen. Etwas Gedunsenes ist in seinem Antlitz, fast Blödes. Doch lockt es ihn, wie die Klänge altgewohnter Musik, immer wieder zum Spiegel, zum Tanz. Da rafft er sich noch einmal zu seiner edlen Haltung auf. Nur noch eine weiße Nachtmütze ist ihm geblieben und ein Pelz, doch er verwandelt's in den Purpur eines ungekrönten und dennoch abgesetzten Königs: so ist Haltung und Blick. Und hier zum erstenmal, am Ausgang seines Weges, nach so viel Spiegelbildern, Stellungen, Stimmungen, hier malt sich Rembrandt zum ersten und einzigen Male als Maler.

In seiner mittleren Zeit hatte er sich einmal radierend radiert, doch zeigt das kleine Blatt in nichts den Künstler, nicht den hingerissenen noch den studierenden noch den repräsentierenden; vielmehr, wir sollen möglichst nichts merken, seine Zeichnung samt dem Arbeitsblatt bleibt unsichtbar, nur ein Eckchen des Stiftes zeigt, daß er nicht liest. Nun aber, als Greis, hinter dem

Leben, nimmt er, der sich achtzigmal gemalt, endlich die traditionellen Zeichen seiner Macht in die Linke: Palette, Pinsel, Malstock, die Rechte aber stützt er ein und fordert so die Welt heraus zu dem, was sie ihm gab, als er es nicht herauszufordern brauchte.

Noch zweimal lockt es ihn, seinen Kopf zu malen. Gegen frühere Gewohnheit läßt er nun den verfallenen Körper fort, er weiß, allein das Antlitz ist noch sein. Auf dem Carstanjenschen Bilde lacht er mit teuflischer Koketterie aus dem Rahmen heraus den Beschauer an und stößt mit dem Stock gegen ein mystisch kaltes, verdämmerndes Wesen. Hier hat er gewagt, seinen Dämon zu malen.

Daß er nun, nach der zweiten Frau, auch noch den Knaben begraben, den einzigen Boten des entschwundenen Traumes, hat ihn vielleicht in einer Art gefestigt, statt ihn zu erschüttern: wie ein letzter Hammerschlag des Schicksals, das er nun kennt.

Achtsam setzt er die alte Mütze auf, auf dem Antlitz sieht er mehr Bleichheit als Falten. Mund und Augen liegen tief. Fest verschlossen wie nur in der frühesten Jugend bleiben die Lippen. Erst verschwiegen sie, was sie erwartet, nun, was sie erlebt.

Aber die Hände, die all dies schufen, sind nicht mehr zu sehn.

Der größte Selbstbildner, den über die Grenzen der Malerei hinaus die allgemeine Kunst kennt, noch tiefer verloren in sein Ich als selbst Byron und andere analytische Pathetiker, beschließt den Bericht über seine Bahn und sein Werk zeichenlos, emblemelos, ein Mensch ohne Maske.

So fallen am Ende Urbild und Abbild wie in tiefem Gleichnis zusammen, und wer die psychologische Geschichte des Selbstporträts schriebe, würde zugleich eine Geschichte des Doppelgängers schreiben.

Denn immer sucht der Künstler in seinen Gestalten sich wieder zu begegnen, doch nirgends begegnet er sich leibhaftig wie in der eigenen Gestalt. Ihm ist das Spiel und Gegenspiel vertraut, stets fühlt er den Doppelgänger und wäre unfruchtbar wie dieser, zwänge ihn nicht sein Gott, ihn abzubilden.

Nur zu diesem einzigen Werk vereinen sich die großen gegnerischen Mächte: der Dämon ruft den Genius, und dieser stellt ihn dar.

VOLTAIRE

In achtzehn Bildern

„Ich bin schmiegsam wie ein Aal, lebendig wie eine Eidechse und unermüdlich wie ein Eichhörnchen."

In einem wattierten Pariser Rokokozimmer sitzt eine elegante Greisin, eingetrocknet, doch belebt, am Fenster, sie blinzelt in die Sonne, sie lächelt. Da tritt um seine tägliche Mittagsstunde der Abbé bei ihr ein, der dichtet, die Frauen versteht und über Musik schreibt. Er führt einen Knaben an der Hand, mit aufgeweckten Zügen, den, von dessen Versen er gestern erzählt hat. Als nämlich neulich ein Invalide aus den glänzenden Zeiten des nun hinsiechenden Sonnenkönigs in der Schule erschien, beim Lehrer um Abfassung einer Bittschrift an den Dauphin zu ersuchen, und der Lehrer war fort, da setzte sich der Knabe hin und schrieb ihm rasch ein Gedicht in zwanzig Versen; das hat man herumgegeben und auch der alten Dame gezeigt.

Nun steht er da und blickt die Alte an, sein vorlautes Wesen schweigt, er zögert, und mit Respekt küßt er die runzlige Hand, auf der, vielleicht weiß er auch das schon, vor einem halben Jahrhundert Molières Lippen ruhten, als sie noch nach der Liebeskönigin duftete. Nun lächelt sie über den Jungen, und nächstes Jahr, wenn man ihr Testament öffnen wird, dann wird man ein Legat von zweitausend Franken für ihn finden, wofür er sich Bücher kaufen soll: Ninon de Lenclos, 84jährig, und der 10jährige Voltaire.

In einem Café sitzt der 21jährige Literat und wettert, speit und spottet auf König und Hof, besonders auf den lasterhaften Herzog von Orléans. Sein Zuhörer, ein Offizier, den er flüchtig getroffen, lockt ihn nur immer heftiger heraus, ohne daß jener es merkt, der junge politische Dichter kommt ins Übertreiben und rühmt sich in eitler Erregung, gewisse Pasquille auf fran-

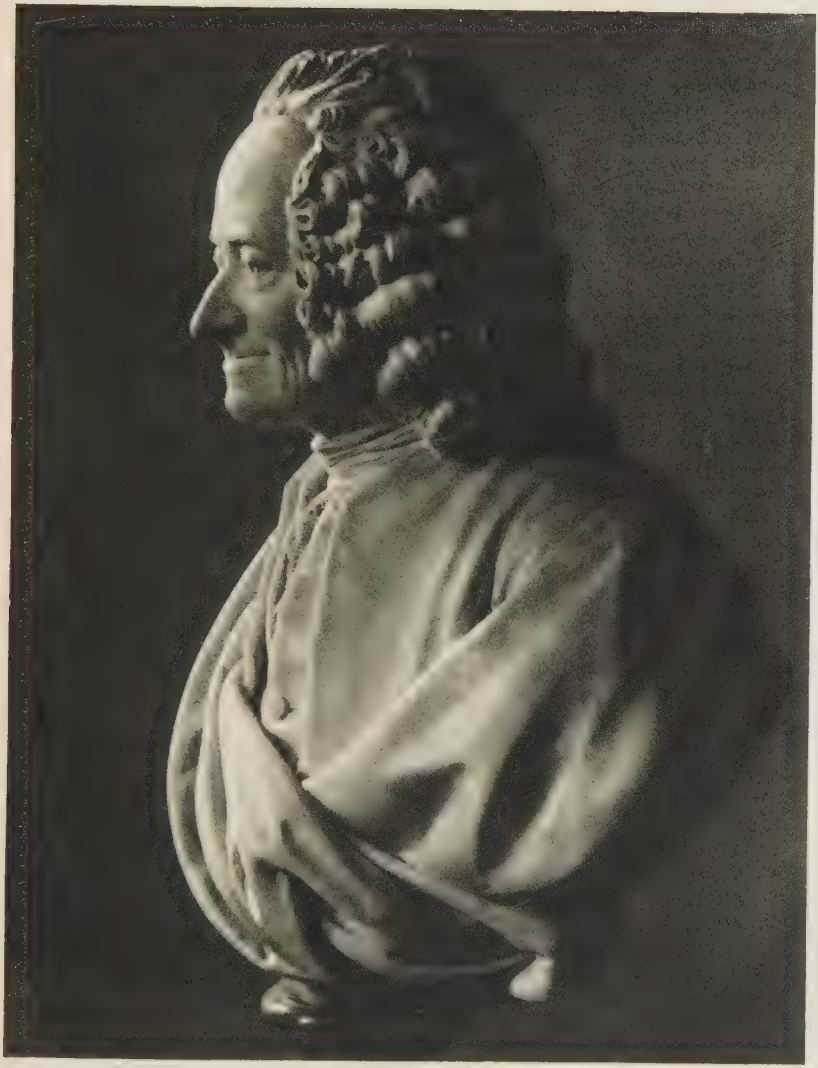
zösisch und latein verfaßt zu haben, die, von einem andern stammend, namenlos überall herumgingen. Bald bringt der Spitzel alles zu Papier, der Regent erfährt's, und ein paar Tage später sitzt Voltaire in der Bastille, wohin er sich vom Elternhause kommen läßt: zwei Bände Homer, zwei Spitzentaschentücher, eine Kappe, zwei Kragen, eine Nachtmütze und ein Fläschchen Nelkenessenz.

Elf Monate sitzt er in dem Turm, und da man ihm Papier und Tinte verweigert, schreibt er seine Verse mit Blei zwischen die Zeilen eines Buches.

Die Comédie Française ist überfüllt. Hof und Gesellschaft, in zwei Parteien gespalten, überbieten einander in Perlen und Steinen, doch auch in Erwartung und Schadenfreude. Man wird den „Ödipus" des jungen Voltaire darstellen, und die Herzogin von Maine und die Ihrigen hoffen, der Regent und seine Tochter, die, wie alle Welt weiß, als Mann und Frau leben, werden sich von den deutlichen Anspielungen ihres dichtenden Gegners getroffen fühlen, wie das Königspaar im Hamlet, und skandalös zusammenbrechen. Vielleicht wird man sie auszischen? Aber der Orléans ist schlauer, und die Zeit ist unpathetischer als im sagenhaften Dänemark. Ruhig lächelt er neben der Tochter, stolz sitzt die Herzogin, die Schwangerschaft vor ihrem Vater nicht verbergend, unter dem Thronhimmel zwischen dreißig Damen, und wie die Tragödie vorwärtsschreitet, geben sie selbst das Zeichen zum Applaus. Voltaire, hinter der Szene, übermütig, fühlt sich siegen, läßt sich zuletzt als Page anziehen und trägt mit an der Schleppe des Hohenpriesters, um von der Bühne ins Publikum zu blinzeln.

Als am Ende der Beifall rauscht, denn es gibt noch mehr ödipeische Paare in der Gesellschaft, und sich der Autor in der Loge eines Marschalls zeigt, ruft von unten der Chor zu der schönen Marschallin empor: „Aber so küssen Sie ihn doch!" Und sie tut's unter allgemeinem Jubel.

In der Loge der großen Adrienne Lecouvreur trifft an einem Winterabend Voltaire einen jungen Adligen, dem dieser bürger-



Voltaire

liche Literat bei der Dame recht störend kommt. „Wie heißen Sie eigentlich, fragt er ihn höhnisch, da Voltaire diesen Namen nur angenommen hatte. „Monsieur de Voltaire oder bloß Monsieur Arouet?“

„Mein Name beginnt mit mir. Der Ihrige endet mit Ihnen!“ ruft der Dichter zurück. Der Chevalier erhebt seinen Stock, Voltaire greift zum Degen, die Schauspielerin fingiert eine Ohnmacht.

Als er aber einige Tage später aus dem Palais eines Herzogs tritt, bei dem er viele Jahre lang intim aus und ein gegangen, wird er von einer Rotte von Kerlen gepackt, deren Stockprügel der Ritter, einige Schritte entfernt, mit Lachen leitet. Als es dem Überfallenen endlich gelingt zu entschlüpfen, kehrt er sogleich in den Speisesaal des Herzogs zurück, um dessen Beistand anzurufen, da solcher Schimpf auch ihn den Gastfreund treffe.

Doch der Herzog lehnt ab. Voltaire blickt in den Abgrund, den er zu überbrücken dachte, als er, um seines Geistes willen, verwöhnt vom hohen Adel, Schützling der heimlichen Regentin Frankreichs, sich schon im Anfang einer großen diplomatischen Laufbahn fühlte, zu der ihn alles befähigte. Nun übt er von früh bis spät sich im Fechten, fordert wiederholt den Ritter, beleidigt ihn öffentlich, aber dessen Verwandte und Vettern, Kardinäle und Prinzen wissen ein Duell zu verhindern, lassen den Bürger vielmehr verhaften, dann verbannen.

So kommt er nach England.

In einer engen Gasse von Paris steht ein altes Haus, das gehört einem Kornhändler. Voltaire, Ende dreißig, erst heimlich, dann wieder öffentlich zurückgekehrt, mietet nach längeren Wanderschaften dem Manne eine Wohnung ab, läßt ihn zugleich für sich in Korn spekulieren, empfängt alle Welt. Heut bringt die Herzogin von St. Pierre und ihr Freund eine Freundin mit: eine Frau, nicht eben schön, doch mit bedeutenden Zügen: große Nase, schöner Mund, kräftiges Kinn, grüne, klare Augen, Stirn hoch und makellos, umlockt von schwarzem Haar. Sie tritt sehr einfach auf, obwohl sie vieles studiert und alles geprüft hat. Rasch erkennt der Dichter unter ihrem Wissen, ihrem Geiste die leidenschaftliche

Natur der Marquise von Chatelet. Als sie sich zur improvisierten Mahlzeit setzen, macht er diesen kleinen Vers:

„Mein Gott, wenn diese große Ehre
Marianne, meine Köchin, säh':
daß die Duchesse de St. Pierre
und die Marquise de Chatelet
in meiner Bude zum Souper, —
Mein Gott, wie sehr verdutzt sie wäre!"

Von diesem Abend an bleibt „die göttliche Emilie" erst als Geliebte, dann als Freundin und Beraterin durch 17 Jahre ihm verbunden. Jahrelang lebt er auf dem Herrensitze dieser Familie an der Grenze von Lothringen, um, periodisch verfolgt, jeden Augenblick außer Landes treten zu können.

In einem kahlen Raum eines Schlosses bei Cleve liegt fiebernd unter seinem preußischen Reitermantel ein zarter Mensch von 28 Jahren. Er wartet auf den Abgott seines Geistes; er wartet schon vier Jahre. Ihm hat er in gereimten und in Prosabriefen die leidenschaftlichsten Elogen gemacht, ihn hat er mit Apoll und Sokrates, mit Cicero, Plinius und Agrippa verglichen. Doch der Franzose ist nicht gekommen, er hat — mit unerhörten Schmeichelworten — erst auf die Sicherung der Macht gewartet, die diesem jungen Mann einst zufallen mußte. Trajans und Virgils, des Titus und Augustus Namen hat er aufgeboten, um ihm zu sagen, wofür er ihn halte. Jetzt, bei der endlichen Zusammenkunft, liegt der Deutsche im Wechselfieber.

Aber die Wallung dieser jungen Seele beim Anblick des Meisters ist so groß, daß das Fieber aussetzt, und drei Tage lang ergötzen sich an ihrem Geist zum ersten Mal die weltverschiedenen Männer: Friedrich und Voltaire.

Am Tische Richelieus, der durch Geist und Welt, durch Ritterlichkeit und Verschlagenheit dem Dichter ähnlich und befreundet war, spricht man kritisch von einer neuen Verherrlichung der Jungfrau von Orléans und meint, Voltaire, der dabeisitzt, hätte dies Thema weit besser behandelt. Die Geschichte einer Kellnerin, erwidert er lächelnd, die ihre Schenke verläßt, um auf

dem Scheiterhaufen zu sterben, müßte man nur satirisch wiedergeben! Man dringt in ihn, er zieht sich zurück, er findet die vier ersten Gesänge, liest sie bald darauf derselben Gesellschaft vor, alle Welt applaudiert und drängt auf Fortsetzung.

Dies ist der Anfang von „La Pucelle", einem seiner kühnsten Werke, das er wie eine geheime Sünde, wie einen Talisman heimlich und jahrelang mit seinem freidenkerischen Zynismus erfüllt, dessen Abschriften er selbst verfälscht, um nicht als Autor zu gelten, und das doch mit dem unverkennbaren Dichternamen durch die Gesellschaft von Paris gleitet.

Versailles. Er ist 50, rasch bewegt sich sein Kopf auf jene Altersformen zu, in denen er einzig unsterblich wurde. Heute spielt man vor dem König und der Königin, dem Dauphin und der Infantin, vor Rittern, Fürsten und Kardinälen auf der kleinen Hofbühne im Schlosse ein Festspiel, ein Petit-Rien nach der Etikette, Ballett und Text von Musikern, Tänzern und Malern mehr als von dem Spötter, der nur die Worte schrieb, überströmt von den hohlsten und süßesten Schmeichelworten für die Majestäten. Den Auftrag zu dieser Hofarbeit hatte ihm ein anderes, bürgerlich geborenes Menschenkind verschafft, das seine verbotenen Werke liebte und nun allmächtig war: die Pompadour. Voltaire als Nationaldichter auf dem Parkette des Königsschlosses.

„Versailles, 1. April 1743. In Anbetracht . . . hat Seine Majestät keinen Würdigeren gefunden, durch einen Ehrentitel ausgezeichnet zu werden, als Sieur Arouet de Voltaire, der durch die Überlegenheit seiner Talente und durch seinen dauernden Fleiß die schnellsten Fortschritte in allen Wissenschaften, die er trieb, gemacht hat."

Schmunzelnd steckt er die 2000 Pfund des neuen Jahresgehaltes ein und sekretiert die Verse:

„Vor meinem Henri und vor der Zaïre,
vor meiner Amerikanerin Alzire
hat seinen Blick der König eingesargt.
Viel Feind' und wenig Ruhm sind meine Brüder.
Jetzt plötzlich fließen Ehr und Güter nieder
für eine Farce — wie vom Markt."

Spieltisch der Königin in Fontainebleau. Voltaires Freundin, die Marquise von Chatelet, verliert 400 Louisdor, er hilft ihr mit 200 aus, die er noch bei sich trägt, sie verliert sie. Ein Diener bringt vom nächsten Geldmann gegen hohe Zinsen weitere 200, eine Freundin sucht noch 180 zusammen; alles verliert die Dame, von ihrem Freund umsonst gewarnt, bis 80000 Pfund weg sind. Voltaire, unwilliger Zuschauer, wagt es, ihr auf englisch zu sagen: „Sie haben vergessen, daß Sie mit Gaunern spielten."

Das ist die Wahrheit, aber es ist der Tisch der Königin. Noch in derselben Nacht müssen beide fliehen, denn schreckliche Folgen drohen.

Eine Herzogin nimmt ihn auf einem nahen Schlosse auf, doch so ängstlich, daß er drei Monate in einem abgelegenen, verschlossenen Zimmer bei zugeriegelten Fensterläden verbringen muß. Jede Nacht um zwei wird er ins Schlafzimmer der alten Herzogin geführt, wo er ein Abendessen findet und der Dame vorliest, was er geschrieben: fünf kleine Romane.

Schloß Commerci. In einem alten Park ist man Gast des Königs von Polen, der dort eine Weile mit seiner Freundin Hof hält. Die Marquise, nun Anfang Vierzig, seit einem Jahrzehnt nicht mehr die Geliebte Voltaires, der sich vor den Frauen früh alt fühlt, doch beständig seine intime Freundin, hat sich vor kurzem Hals über Kopf und zwar zum letzten Mal verliebt: in einen leichten, seichten Herrn, zehn Jahre jünger als sie, Herrn de St. Lambert, der zugleich Liebhaber der Maitresse des Königs ist.

Heut abend kommt Voltaire, jetzt 54jährig, früher, als man zum Abendessen bittet, aus seinen Zimmern unangemeldet in die der Freundin; er findet sie in sehr intimer Lage mit dem jungen Manne. Szene, Beschimpfung, Erbitterung, Entschluß, noch diese Nacht zu reisen. Sein Kammerdiener als Mittler versteht es, einen Reisewagen unauffindbar zu machen; nachts hört er schließlich ein Gespräch zwischen den beiden seit anderthalb Jahrzehnt Verbundenen, denn die Marquise hat ihren Freund aufgesucht, um ihn zu besänftigen:

Voltaire: „Sie wollen, daß ich Ihnen glaube nach dem, was ich

mit Augen sah? Gesundheit, Vermögen, jedes Gut habe ich Ihnen geopfert, und Sie betrügen mich!"

Marquise: „Ich liebe Sie wie immer, doch — Sie klagen seit langem über Abnahme Ihrer Kräfte. Das ist schade, doch muß ich an Ihre Gesundheit denken. Da Sie selbst sagen, Sie könnten für mein Wohlbefinden nichts ohne großen Schaden für Ihr eigenes tun, — dürfen Sie mir da zürnen, wenn einer Ihrer Freunde Ihre Stelle übernimmt?"

Voltaire: „— Sie haben recht. Aber sorgen Sie doch dafür, daß es nicht vor meinen Augen geschieht!"

Am nächsten Abend erscheint der Nebenbuhler bei ihm, bittet alle Heftigkeit zu entschuldigen. Voltaire: „Mein Sohn, ich allein habe unrecht. Sie sind im glücklichen Alter, in dem man liebt und gefällt. Nützen Sie diese kurzen Augenblicke. Ein alter Mann, dazu Patient, ist nicht mehr für Vergnügungen geschaffen!" Am dritten Abend soupieren alle drei wie gewöhnlich bei der Maitresse des Königs. Als einige Monate später seine Freundin in die Hoffnung kommt und man zu dritt beratschlagt, ob man den Ehemann zum Vater ernennen soll, sagt Voltaire: „Wir reihen das Kind einfach unter Madames gemischte Werke ein."

Sie ist niedergekommen, und dies in Voltaires Gegenwart, der die dringendsten Einladungen des Königs von Preußen abgelehnt hat, um die Freundin bei der Geburt des Kindes seines Nebenbuhlers zu beruhigen. Alles ist heiter im Schlosse. Plötzlich, nach einer Woche, wird sie vom Fieber überfallen und stirbt. Gatte, Liebhaber und Freund stehen am Sterbebette, dann geht Voltaire langsam die Schloßtreppe hinab, unten fällt er um, den Kopf aufs Pflaster. Der Nebenbuhler eilt ihm nach, hebt den Ohnmächtigen auf. Als er erwacht, sieht er den jungen Mann an und sagt: „Sie haben sie getötet!"

In Potsdam leiht ein Berliner Schutzjude dem berühmten Franzosen, den der König für lange Monate zu sich gezogen, zum Preußischen Kammerherrn mit 20000 Francs Jahresgehalt ernannt hat und der zeitlebens von Geldgeschäften mehr als von den schwankenden Einnahmen seiner meist anonymen Bücher

gelebt hat, ein paar Diamanten, die der Dichter als Schauspieler für die Rolle des Cicero in seinem Stück vor dem König tragen will. Dabei läßt er ein Wort von Sächsischen Steuerscheinen fallen, an denen man bei der jetzigen Valuta Unsummen verdienen kann, weshalb der Ankauf in Preußen streng verboten ist. Voltaire mißt mit Pariser Maß, glaubt, daß ein Favorit des Königs auch in Preußen über solchen Verboten steht, schickt den Juden nach Dresden, um für vierzigtausend Francs sächsische Papiere zu kaufen, man hinterbringt es dem Könige, der ist außer sich.

Ein langer Prozeß, von Voltaire, der alles anders darstellt, mit Leidenschaft für seine Ehre bei Hofe geführt und schließlich durch Vergleich geschlossen, wirft nie verscheuchbare Schatten auf das Bild des Dichters im Auge des Königs.

Als ihn ein neuer Zwischenfall, Voltaires anonymer Angriff auf Maupertuis, seinen Landsmann und Tischgenossen in Sanssouci, in heftigeren Zorn versetzt und zur Verbrennung des Pamphletes auf öffentlicher Straße veranlaßt, sendet Voltaire den Schlüssel als Kammerherr, den Pour le Mérite und seine Bestallung als Pensionär mit den Versen zurück:

„Wie ich sie einst mit Zärtlichkeit empfing,
muß ich sie nun mit Schmerz zurücke geben:
so gibt ein Liebender in Zornesbeben
der sehr geliebten Frau zurück den Ring."

Am selben Abend schickt ihm der König die Dinge wieder, läßt ihn auch nicht fort. Einige Wochen später, nach kämpferischen, dann wieder vertraulichen, dann wieder spöttischen Auftritten, läßt sich während der Parade der Dichter beim Könige melden.

„Nun, Herr von Voltaire, Sie wollen durchaus fort?"

„Sire, unaufschiebbare Dinge, meine Gesundheit —"

„So wünsche ich eine gute Reise, mein Herr."

Sie sehen sich nicht wieder. Aber bald beginnt der Briefwechsel von neuem zwischen Bewunderung, Bosheit und Zärtlichkeit und hört erst 24 Jahre später auf: beim Tode des Dichters.

Nahe von Genf lebt der über 60jährige als Landedelmann, immer das Schlößchen von Gästen voll, aus allen Ländern kommen sie, ihn zu sehen, zu hören. Wagen, Lakaien, der Koch

aus Paris, der Sekretär, und immerfort Schauspiel auf seinem kleinen Privattheater, auf dem der Adel mitspielt und vor dem sich die Bürger ärgern.

Hier, nahe der Grenze eines Vaterlandes, das ihn um Freidenkerei verfolgt, bedroht, lebt er über zwei Jahrzehnte. In grauen Schuhen und Strümpfen, weitem Seidenwams, kleiner Samtmütze oder großer Perücke geht er umher. Unablässig arbeitend, immer aktiv, zugleich immer lernend, behält er doch Zeit und Kraft, um wochenlange Besuche der ersten Frauen und Männer seiner Epoche zu unterhalten. Für alle Fälle hat er ein Gut auf Schweizer, ein anderes auf französischem Boden, um bei Verfolgung hin und her zu entweichen.

Doch mehr als die Neugier und der Geist der Besucher beschäftigt ihn im steigenden Alter Not und Hilferuf seiner Bauern. Vom Rat der Stadt Genf empfängt er die Erlaubnis, die Sümpfe um sein Gut herum trockenzulegen (ein halbes Jahrhundert, bevor der Faust vollendet wird), ganze Heidestrecken bebaut er, schützt seine Leute gegen Gewalttat der Herren.

Nun geht der Greis hinter dem Pfluge her, er sät auch selber ein Stückchen Feld, das Herrn von Voltaires Feld heißt und niemand bebauen darf, bis er es vom 79. Jahr ab nicht mehr leisten kann. Er gibt, verschwendet, gibt, begründet für die Armen dieser Gegend die Fabrikation von Uhren, dann als erster in diesem Landstrich die Seidenweberei. Der Theatersaal verwandelt sich in ein Haus für Seidenwürmer.

Zugleich befreit er durch monatelanges Wirken eine von fanatischen Richtern unschuldig verurteilte Familie in Toulouse, kämpft gegen die Schändung französischer Justiz, gegen Leibeigenschaft.

Gerechtigkeit: das ist das letzte, leidenschaftlichste Ideal Voltaires.

An einem Nachmittag im Februar hält am westlichen Tor von Paris ein Reisewagen, und als die Zollwächter nach Verbotenem fragen, erwidert eine helle Greisenstimme: „Ich glaube nicht, meine Herren, daß es hier andere Contrebande gibt als mich

selbst.“ Einer der Wächter blickt hinein, dann sagt er zum andern: „Bei Gott, das ist Herr von Voltaire!“

Nach Jahrzehnten war er zum ersten und war zum letzten Male nach Paris zurückgekehrt, um einer neuen Tragödie auf die Bretter zu helfen, um dies und um das, — in Wahrheit, um Paris noch einmal zu sehn. Nun will ganz Paris ihn sehn. Dem Hof, der Kirche ist er äußerst peinlich, jener hält ihn fern, diese sucht vergebens, sich ihm zu nähern. Aber Akademie, Politik und Theater pilgern zu ihm, an einem Tage empfängt er 300 Menschen. Er selber aber besucht niemand früher als seine erste Liebe, die er damals nicht bekommen und dann 60 Jahre nicht gesehen hat: entsetzt kehrt er von dem Besuch zurück, sie scheint es auch, denn andern Tages schickt sie ihm lakonisch sein Jugendbild wieder.

Zum ersten Mal seit 70 Jahren führt Voltaire, der an Blutspucken und zunehmender Schwäche leidet, ein geistliches Gespräch mit einem Priester. Ja, er beichtet, Voltaire; freilich, niemand weiß, was. Er läßt sich auch zu einer Erklärung nötigen, nach der er in der katholischen Religion zu sterben angibt, und „falls ich die Kirche je gekränkt habe, Gott und sie um Verzeihung bitte“. Er tut's aus einer seltsamen Furcht, als Leiche sonst auf den Schindanger geworfen zu werden. Als aber der Abbé ihm nun das Sakrament erteilen will, wehrt der Alte mit den Worten ab: „Bedenken Sie, daß ich immer wieder Blut spucke: wir müssen vermeiden, das Blut Gottes mit dem meinigen zu vermischen.“

Alle weiteren Versuche der Geistlichkeit lehnt er ab, sagt ärgerlich, er hätte nichts dergleichen eingeräumt, wäre er nur in Genf geblieben. Dann wird er plötzlich wieder gesund. Seine Fahrt zur Akademie ist ein Triumphzug. Im Theater kommt es zu einer Huldigung, wie sie Paris nie vorher einem Dichter erwiesen. Als er aus dem Hintergrunde einer Loge von den Freunden vorgezogen wird, verbeugt er sich so tief, daß seine Stirne den Logenrand berührt; als er das Haupt wieder erhebt, sind seine Augen, die 80 Jahre lang scharf und meist trocken geblieben waren, voll Tränen. Aber zu Hause lächelt er wieder und sagt: „Ihr kennt sie

nicht, die Franzosen! Genau so haben sie Rousseau gefeiert und andern Tages doch den Haftbefehl gegen ihn erlassen!“ Dann kauft er sich ein Haus und beschließt, in Paris sein Leben zu enden.

Doch das geschieht schon zwei Wochen später: rasch sinkt er zusammen und stirbt in Frieden.

Die Kirche verweigert ihm ein Grab. Bei der Sektion nimmt sich der Arzt das beispiellos umfangreiche Gehirn, ein Freund das Herz. Nachts wird die kleine Leiche im Hausrock mit Nachtmütze in Gestalt eines Schlafenden aufgepackt und heimlich fortgefahren. Die allmächtige Geistlichkeit verbietet der Akademie, für den Bösewicht eine Messe lesen zu lassen, den Zeitungen, ein Wort zu schreiben. Ein Prior, der die Wegführung nicht hindert, wird entlassen. Der Tote wird bei einem Verwandten in der Provinz heimlich beigesetzt.

12 Jahre später schreibt man 1790: da führt die Revolution Voltaires Reste durch eine via triumphalis nach Paris zurück, um ihn im Pantheon beizusetzen. Wo er einst im Turm der Bastille gesessen, strömt alles von Blumen, Liedern, Inschriften. Zwischen Fackeln und Musiken, zwischen Hunderttausenden wird der zwölfspännige Wagen durch Paris gefahren. Auf dem Sarkophage steht: „Als Dichter, Denker, Geschichtsschreiber gab er dem menschlichen Geiste gewaltigen Aufschwung. Er hat uns bereitet, frei zu sein.“

Eine Mainacht, 24 Jahre darnach: im Pantheon wird der Bleisarg erbrochen, eine Rotte junger Reaktionäre stopft seine Knochen in einen Sack, schleppt den Sack auf einen abgelegenen Bauplatz, gräbt ein Loch und läßt die letzten Reste am Rande der Weltstadt verschwinden.

Niemand weiß, wo Voltaires Leib in Staub zerfiel.

LORD BYRON UND LASSALLE

„Der große Zweck des Lebens
ist Gefühlserregung."

Genau ein Jahr, nachdem die Kanonen von Missolunghi über der Leiche Lord Byrons, Peers von England und Dichters von überseeischem Ruhm, siebenunddreißig Schüsse gelöst hatten, öffnete Ferdinand Lassalle im Bette einer deutschen Jüdin zum ersten Male die Augen.

Diese beiden Männer waren Meister und Sklaven egozentrischen Wesens, Phänomene, deren Wirken nur zur Entwicklung ihrer Persönlichkeiten bestimmt, Männer, die ihr eigener Zweck waren; zwei Leben von leidenschaftlicher Intensität, versetzt mit einer gewissen vitalen Skepsis; große Schauspieler des Lebens durch Übertreibung eingeborener Ideen, der eine den Optimisten, der andere den Melancholiker spielend.

Über die Brücke des Unmöglichen schreitet der Nachgeborene von jenem Grabe zu dieser Wiege, er vertraut auf die Verzeihung der abgeschiedenen Geister, wenn tiefe Ähnlichkeiten und prägnante Antithesen ihn zum Irrtum verleiten. Doch die Geschichten dieser beiden Seelen fluten ineinander wie die ewig sich anders erneuernde Welle.

I

Lassalles mythologische Ahnen fühlten sich von Gott auserwählt unter den Völkern der Erde, Byron führte sein Geschlecht auf die nordischen Götter zurück. Aber Byrons historische Väter raubten auf abenteuernden Schiffen die Dinge, mit denen Lassalles Vorfahren Handel trieben, und der Vater des einen ging noch halb erblindet im Alter den gewohnten Weg zur Börse, der des anderen schnitt sich nach tausend Tollheiten in guten Jahren die Kehle durch. Mit zehn Jahren war Byron Peer von England,

Lassalle schloß sich mit fünfzehn heimlich ein, um als Handlungsgehilfe zum Examen zu studieren.

Aber — als nähme die Entfernung erst mit den Jahren zu, wie zwischen den verlängerten Schenkeln eines Winkels — beide Geister sind sich in den Knabenjahren am ähnlichsten, beide frech, schnippisch, herrschsüchtig, ehrgeizig, kaltblütig.

Mit zwanzig Jahren war dann Lassalle etwas viel Glänzenderes, Stupenderes als Byron. Damals schrieb Heine von ihm: „Er will nichts wissen von jener Entsagung und Bescheidenheit, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch hindurchgelungert. Dies neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren. Wir, die alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher."

Byron war vielmehr in jenen Jahren nichts als ein originelles Tier im Salon. Im gleichen Alter, als Lassalle mit Hast die Affäre der Gräfin Hatzfeld ergriffen hatte, um seinen Genius spielen zu lassen, als er wegen Verleitung zum Raube und politischer Vergehen angeklagt saß, in vierstündiger Verteidigungsrede sich selbst befreite und als ersten Redner Deutschlands legitimierte — war Byron nur einer, den man um die eleganteste Form einer Krawatte befragte, der Trinkgelage mit Hungerkuren abwechselte und dem ein Mädchen in Pagentracht auf seinen Ausflügen folgte.

Mit Zähigkeit und Leidenschaft stürzte sich Lassalle an die gedruckten Wegzeiger zur Macht, studierte drei Wissenschaften, und bei aller Extravaganz als Jüngling war er doch ein recht zielbewußter Abenteurer. Byron tut nichts, lernt nichts, weiß doch alles, dichtet wenig, spielt Luzifer im Fauteuil. Sein erstes Werk hieß: Stunden des Müßigganges, Lassalles war jene Verteidigungsrede.

Beide erkannten früh ihre Art, begannen zeitig sich zu stilisieren und gelangten daher früh zu einer vollkommenen Ausbildung ihres Typus.

Aber wäre Lassalle in Lord Byrons Wiege erwacht, er hätte, mittels der Macht, die er als Demokrat nie erlangte, Unendliches

leisten können — Byron, aus Lassalles Wiege steigend, hätte höchstens einen Genie gewordenen Heinrich Heine abgegeben.

Doch die Jugend trägt doppelte Masken.

II

Byron hatte die Absicht, Politiker zu werden. Er wurde ein romantischer Politiker, Lassalle Realpolitiker mit romantischem Pathos. Der große Zug ihrer Ähnlichkeit wird sogleich kund: die zentripetale Monomanie.

Aus dem Gegensatz ihrer Eigenliebe und Heldenverehrung zur schalen Politik ihrer nationalen Gegenwart entwickelten sich beide zu Scheinrevolutionären.

Keiner von beiden entstammte der revolutionären Sphäre, jener war Peer von England, dieser semitischer Bürgersohn. Lassalle nannte sich gern Revolutionär aus Prinzip, Byron war Revolutionär von Temperament: aber beide wünschten in Wahrheit die höchste Macht, es war die tyrannische, zumindest die absolutistische Ekstase, die ihnen vor Augen zitterte.

Byron sah, wie er sagte, durch Bonaparte den ersten Platz besetzt, deshalb wandte er sein Auge auf den andern Platz als Dichter. Lassalle träumte von seinem Einzug durchs Brandenburger Tor. Er war „ehrgeizig im großen Stile, sagte Bismarck, durchaus nicht Republikaner. Er hatte eine ausgeprägt nationale und monarchische Gesinnung; seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaisertum — ob grade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle, war freilich zweifelhaft."

Aber Lassalle wollte Diktator werden, Byron „Washington oder Aristides, der Erste an Talent und Ehrenhaftigkeit, Franklin, Penn und dann entweder Brutus oder Cassius, ja sogar Mirabeau oder St. Just". Sie trafen sich auf dem Namen Sulla. Lord Byrons Dämon aber hätte es ihm immer verwehrt, den Agitator zu spielen, mit welcher Rolle Lassalle sich doch begnügen mußte.

So paradox es erscheint, dem Dichter eine vollkommenere Realität in seinem Streben zu unterschieben als dem Politiker: Byron wollte das Ganze, wovon Lassalle träumte: „Wer wird wohl schreiben, sagte Byron, sobald er nur etwas Besseres vor-

hat? Handlung, Handlung, sagte Demosthenes.“ Lassalle aber schrieb und sprach, und erschöpfte darin sein Handeln.

Byron hatte es freilich leicht, denn er dichtete politische Dithyramben: „Ich hatte gehofft, wenn Napoleon das Schicksal erreichte, er würde nur fallen, si fractus illabatur orbis, ich hoffte, dies alles wäre ein Spiel der Götter — aber wir kommen nur wieder zu dem öden verrotteten System vom Gleichgewicht Europas zurück. Wir spielen wieder mit Strohhalmen auf den Nasen der Könige, statt sie selbst an den Nasen zu zupfen.“

Lassalle zögerte lange, sich Sozialist zu nennen, und selbst im Jahre Achtundvierzig beschwor er die Arbeiter, nicht die Republik zu proklamieren.

Beide waren vaterlandslos, Lassalle im tiefen Sinne des Juden, Byron Spötter über sein Vaterland, so lange, bis es ihn verbannte und er, obwohl vollendeter Kosmopolit, vergebens suchte, England zu vergessen.

III

Ihr Stil gibt Aufschluß über den tieferen Grund ihrer politischen Anschauung.

Dies ist die dunkle Brandung Byrons, die an unser Ohr schlägt: „Die Zeit der Könige neigt sich schnell ihrem Ende zu, Blut wird fließen wie Wasser, und Tränen werden fallen wie Nebel, aber am letzten Ende werden die Völker Sieger bleiben.“

Und nach dieser biblischen Rhapsodie die Wendungen des französierenden Volksmannes Lassalle: „Nun wohl, meine Herren, ich will nicht nur die Verfassung stürzen, sondern es vergeht vielleicht nicht mehr ein Jahr, und ich habe sie gestürzt! Die starken Spiele, meine Herren, können gespielt werden, Karten auf den Tisch! Und so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte (im Gerichtssaal): es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr von Bismarck hat das Allgemeine Wahlrecht eingeführt!“

Ist es der nämliche Volksmann, der ausruft: „Wie? Jemand hat sich in seinem faustischen Triebe ... von der Philosophie der Griechen zur modernen Statistik durchgearbeitet, und Sie

können im Ernste glauben, er wolle diese lange Bildung damit schließen, dem Proletarier die Brandfackel in die Hand zu drücken? Hat man so wenig Einsicht in die sittliche Macht der Wissenschaft?"

Und ist es der nämliche rhapsodierende Lord, der in seiner ersten Parlamentsrede ausruft: „Das große Allheilmittel, das unfehlbare Rezept aller Staatsärzte war immer: erst fühlen wir dem Kranken den Puls und schütteln weise den Kopf, dann verordnen wir warmes Wasser und einen tüchtigen Aderlaß, das warme Wasser Ihrer flauen Politik und die Aderlaß-Lanzette der Soldateska, und dann müssen natürlich die Zuckungen mit Tod enden, dem sicheren Ergebnis der Heilmethode aller politischen Blutärzte!"

Man bemerkt die Annäherung, ja, Anziehung jener scheinbar unversöhnlichen Temperamente: Skepsis ist die Küste, der sie beide zuschwimmen.

Und sind es Lassalles Worte, wenn wir hören: „Gebt mir eine Republik oder die offene Gewalt eines Einzigen, alles eher als dieses gemischte Regiment! Ja, was haben wir in Rom, Griechenland, Venedig und — eheu! unserer allzu kurzen englischen Republik vollbracht, im Vergleich mit ihren Fortschritten unter Monarchen!" Daß das Byrons Worte sind, gibt über Lassalle zu denken.

Aber freilich wird niemand des englischen Aristokraten denken, wenn er liest, was der deutsche Emporkömmling seinen Richtern zuruft: „Danken Sie den Männern, die auf Kosten ihrer eigenen geistigen Anstrengung eine Arbeit übernommen haben, deren Resultate Ihnen allen einst zugute kommen! Speisen Sie diese Männer im Prytaneion, aber stellen Sie sie nicht unter Anklage!"

Es ist etwas stark Polemisches in Byrons Temperament, und er scheut nicht die Unschönheit, Noten zu seinen poetischen Werken zu fügen, in denen er literarische Feinde vernichtet. An einem Abend sendet er einem Freunde vier Boten, um in Italien eine englische Zeitung zu bekommen, in der er angegriffen wird. In Lassalle wiederum ist zuweilen jene unagitatorische Ruhe, die er dem Studium Hegels dankt.

Beide lieben den Superlativ, bei Byron wirkt er dithyrambisch, bei Lassalle wie von einem Gascogner.

Ihre Monomanie richtet den Blick stets gegen den Spiegel. Lassalle porträtiert sich in Hutten, seinem dramatischen Helden, Byron stellt sich so oft dar wie Rembrandt, denn alle seine Helden, von Childe Harold bis Luzifer, tragen seine Züge.

Die Zwiespältigkeit ihres Temperamentes, die hohe Bildung ihrer Kunst schützt beide vor Improvisationen. Byron improvisierte nie, trug nur gelegentlich ein eben gemachtes Gedicht vor; Lassalle, der Diktator sein wollte, hätte es leidenschaftlich gern getan — doch schrieb er seine Reden sorgfältig auf, war aber Schauspieler genug, um sie dann wie Eingebungen der Stunde wirken zu lassen.

Der Stil dieser beiden Autoren scheint dennoch auf eine Unversöhnlichkeit der Charaktere zu deuten.

Aber der Stil ist eine der dichtesten Masken.

IV

Klarer wird das Antlitz durch die zartere Maske, die wir Stil des Lebens, Haltung nennen.

Lassalle, immer zum Volke blickend, ist dennoch hochmütiger Emporkömmling — Byron, den Adel verachtend, dennoch ein Abkömmling. Seine Geburt und Stellung lassen ihn federleicht in einer Welt schweben, in die Lassalle wie auf Stahlschrauben sich losschnellte.

Beide achten die Kreise gering, denen sie entstammen, beide hängen an ihnen dennoch, dieser sentimental, jener mit der Bitternis des Ausgestoßenen.

Der Emporkömmling und der Abkömmling, so gleich sie sich zu kleiden pflegen, werden doch immer durch die gewisse Absichtlichkeit des einen unterscheidbar sein. Lassalle sprach zu rußigen Arbeitern in eleganten Oberhemden, Westen, Lackstiefeln. Byron war, zumal in der Jugend, ein lässiger Dandy.

Sie waren, wie die Zeitgenossen berichten, hinreißende Wirte, Byron in Piccadilly, Lassalle in der Bellevue-Straße, und wenn er sich ein Haus im Tiergarten bauen und mit Fresken aus der Edda schmücken wollte, so schmeichelte das seinem Lebensglauben, Führer des Vierten Standes zu sein und zugleich die

exquisitesten Diners an der Seite einer Gräfin in apartem Milieu zu geben. Immer aber bleibt der Eindruck: Lassalle lebte wie ein extravaganter Volksmann, Byron wie ein phantastischer Lord.

Überdies hatte Byron unendlich viel mehr Zeit. „Heute wieder eine Stunde geboxt, eine Ode auf Napoleon geschrieben, sie ins reine geschrieben, vier Flaschen Sodawasser getrunken, sechs Bisquits gegessen, bis in die Nacht gelesen, nebenbei dem armen A. einen Arm voll guter Lehren gegeben, wie er es mit seiner Geliebten machen soll." Dies sind die Tagebuchseiten, die kein Emporkömmling kopieren kann.

Die Lordschaft war ein Teil von Byrons Seele, aber sie gab ihm auch so großen faktischen Gewinn, daß er es leicht hatte, sie zu verachten. Er ist der Liebhaber der Gräfin Guiccioli in Ravenna, der österreichischen Behörde scheinen Komplikationen aus seinem Aufenthalt zu drohen: da verbannt sie die gräfliche Familie, um den Lord zu veranlassen, ihr zu folgen. Lassalle ist der Freund der Gräfin Hatzfeld, ihren Verwandten scheinen Komplikationen daraus zu drohen: da bewirken sie Lassalles Ausweisung aus Berlin.

Daß dem Lord dergleichen nie begegnen konnte, ließ manche Kräfte in ihm ruhen, die sich sonst in wütender Gebärde getürmt hätten.

War Lassalle auch geistig ein Usurpator, so macht das seine schauspielerische Art um so sinnfälliger. Le grand oseur et le grand poseur. Er begegnet in den Bergen plötzlich seiner Geliebten: „Bei allen Göttern Griechenlands, sie ist's!" Dergleichen Fanfaren tönen nur aus dem Munde der Dilettanten. Byron dagegen amüsiert sich über die Enttäuschung, die er einem jungen Schwärmer durch seine unpoetische Haltung bereitet. Er war ein geborener, deshalb ein vollkommener Weltmann, jener war einer aus Selbstzucht, nicht immer vollkommen.

Lassalle gelang es nicht immer, jene angeborne Frechheit zu meistern, die Byron nur als Knaben anhaftete. „Sie haben das Recht, frech zu sein, wir andern usurpieren nur dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium." Der ihm diese geistreichen Sätze schrieb, war freilich auch kein geborner Weltmann, nur Heine.

Der Rückschlag war, daß er zuweilen die Haltung verlor. „Ich bin sehr, sehr unglücklich, was noch nie jemand von mir gehört hat. Haben Sie Mitleid!“

Haben Sie Mitleid? Man setze daneben die ideale Haltung, die Byron im Abschiedsbrief an seine Gattin bewahrt, wenn er schreibt: „Der Ring hat keinen Wert durch den Edelstein, aber er birgt die Locke eines Königs und eines Vorfahren, ich wünsche ihn für meine Tochter aufgespart zu sehen.“

Natürlich hätte Byron niemals mit Lassalle verkehrt, denn er besaß gerade so viel Standesvorurteil als angemessen: mit jedermann gleichmäßig umzugehen, nur den Emporkömmling mittleren Formates abzulehnen. Dies aber wäre Lassalle für ihn gewesen, denn der spielte den aufgeklärten Aristokraten, und er spielte ihn gut.

Aber auch Lord Byron war ganz von dieser Welt, wenn er mit ihr zusammenstieß. Ein glänzender Geschäftsmann: er zählt die Stanzen eines Gesanges ab und feilscht gründlich mit dem Verleger um tausend Guineen. Ja, er erbietet sich, wenn er viel bekommt, „noch allerlei Kleinigkeiten mit in den Sack zu werfen, Übersetzungen und kleinere Originale“. Dann wieder kommen die Sprünge: heute verringert er plötzlich seinen Marstall, morgen nimmt er eine zahlreiche Familie unter Dach, gibt tausend Pfund für eine Jacht, speist für ein paar Paoli, verschwendet, wenn Freunde bei ihm speisen.

Auch Lassalle war manchmal Abenteurer in Geldsachen, aber auch er wußte sehr wohl, wo er blieb.

Überhaupt machte sich Byron, der immer zu ruhen schien, während Lassalle in steter Bewegung kreiste, Bewegung auf seine Art, und man lacht über die paradoxe Wendung: „Was hätte ich vom Leben erfahren, wäre ich ein ruhiger, auf seinen Vorteil bedachter Politiker geworden! Ein Mann muß reisen und kämpfen, — ohne das kein wahres Leben!“ Die Wahrheit ist, daß Lassalle gekämpft hat, Byron aber gereist ist.

Dafür war es diesem auch unendlich schwerer, den Stil der Bewegung in der Ruhe zu gewinnen. Als er sehr jung war, sprach er im Oberhause so, daß einige Lords meinten, dieser Ton passe besser für's Unterhaus. Dennoch verließen sie ihre Sitze und

hörten ihm in der Nähe zu, wie einem fremdfarbigen Vogel, und er äußerte später: „Es war, glaube ich, eine Don Juan-artige Rede!“ Aber je älter und berühmter er wurde, desto mehr verstand er Lordschaft und Dichterschaft zu einem Stile zu vereinigen. Er ging hierin in gewissem Sinne den umgekehrten Weg wie Goethe.

Man darf nicht vergessen, daß Lassalle kaum am Ende seines Lebens, Ende der Dreißiger, Byron schon Ende der Zwanziger europäischen Ruhm genoß. Daß Byron verwöhnt wurde, erhöht die Schönheit seines Anstandes. Es ist höchst treffend, wie die Welt die beiden belohnte: Lassalle prügelte einige Herren, die ihm nach Ablehnung eines Duells aufgelauert, so glänzend durch, daß ihm ein Historiker Robespierres Stock schenkte. Lord Byron erhielt — ohne Prügelei — zum Geschenk eine Locke Napoleons.

Beide sind merkwürdig unsicher im Urteil über sich selber.

Wir lesen „Kain“ als Mysterium. Der Dichter sitzt beim Erscheinen des Werkes auf seinem italienischen Schlosse wie in einer Redaktion: in einer Woche empfängt er hundert briefliche Meinungen, horcht auf die Liberalen, korrespondiert über die kirchlichen und Hof-Ansichten über das Werk, hält über Luzifers Selbstverteidigung ein Plaidoyer und zählt ab, mit wie vielen Versen Miltons Satan den Rekord des seinigen schlage.

Von jeder Kritik ist er aufs äußerste influenziert. Als Jüngling entflammt ihn die Ablehnung seines ersten Werkes durch eine große Zeitung zu einer bösen satirischen Streitschrift, und noch auf dem Gipfel seines Ruhmes beobachtet ihn ein Freund, wie er beim Lesen einer abfälligen Kritik die Farbe wechselt, wie seine Lippen erbleichen, wie er das Papier zu Boden wirft und daran denkt, nach England zu gehen und wie ein Edelmann Genugtuung zu fordern.

Er sendet neue Dichtungen nach Hause, fragt Thomas Moore und die andern, „ob sie schön sind, wo nicht, soll man sie verbrennen“. In Pisa fragt er Shelley über eine neue Dichtung, erhält ein abfälliges Urteil und die Meinung, zwei Verse daraus seien von seinem Feinde Southey: Byron wird bleich, erkennt die beiden Verse, wirft das Gedicht „lachend“ ins Feuer. (Nachspiel: Zwei Jahre später erscheint das Gedicht im Druck, ohne

die beiden Verse, und es bleibt kaum ungewiß, ob er damals sofort aus dem Kopf das Werk nochmals niedergeschrieben oder eine Abschrift besessen hat.)

Ja, er beruft sich auf andere, beweist bei jedem Vorwurf gegen sein Werk, Milton, Goethe, Dante, Äschylos, Scott hätten in diesem oder jenem Punkte noch mehr gesündigt.

Auch Lassalle, dessen Seele die Eitelkeit um vieles tiefer überschattete, suchte überall Stützpunkte für den eigenen Wert, beruft sich auf andere, ja, er rühmt sich sogar vor tausend Arbeitern, er habe einen Gegner angegriffen „unter dem rauschenden Beifall der größten Gelehrten, die mir dafür mündlich und schriftlich die Hand schüttelten".

Die innere Unsicherheit über sich selbst und sein Werk, die sich in solchen Anrufungen preisgibt, erklärt sich bei so stolzen und bedachten Charakteren nur aus der allzu einseitigen Spiegelung des eignen Ich. Es ist eine Art Autosuggestion: wer alle Kreise um sich als Mittelpunkt schlägt, dem laufen diese Kreise so lange in gleicher Distanz und Schnelligkeit vor dem Auge, bis er sich selbst zu drehen glaubt. Das ist Rache.

Zuweilen wurde durch grausame Gedanken ihre Haltung tief erschüttert. Ist es Lassalle oder ist es Lord Byron, der dem Freunde schreibt: „Ich weiß ganz genau, was der Beifall des Volkes wert ist. Aber ich liebe euch nicht und ich fürchte euch nicht, und wenn ich mit euch Handel treibe, so esse ich doch nicht mit euch, ich trinke nicht mit euch, ich bete nicht mit euch!"

Sprach dies Lassalle oder Byron? Enthüllen sie sich? Sie spielten gut, der eine den Strahlenden, der andere den Dunklen, aber beide wußten wohl, daß man nicht das eine ist noch das andere, sondern eine Mischung.

Doch auch die Haltung ist noch eine Maske.

V

Lassalles Seele war wie ein Spiegel, der stärker glänzt, je stärker ihn das Licht bestrahlt; Byrons wie ein metallischer Schild, mehr und mehr von den unsichtbaren Schlägen des

Dämons gehämmert und somit immer weniger fähig, Licht zurückzuwerfen.

Byron war im Anfang ehrgeizig, wurde aber mit steigendem Ruhm und zunehmenden Jahren immer stolzer; Lassalle machten seine Erfolge eitler.

Als Jüngling freut sich Byron, daß er mit großen Autoren zusammen genannt wird, und bewundert sein Buch in den Schaufenstern. Dann, mit 22: „Von der Schriftstellerei habe ich genug, und habe ich durch mein letztes Werk die Welt überzeugt, daß ich etwas mehr wert sei, als sie meinte, so genügt mir das, und ich will diesen Ruhm nicht durch ein neues Wagnis aufs Spiel setzen. Ich habe allerdings etwas im Manuskript bei mir, aber das hinterlasse ich meinen Nachkommen!"

In diesen Sätzen ist ein Edelstein in einer Lava glühender Schlacken gefangen.

Für Lassalle ist im Gegenteil alles nur prophetisches Vorspiel. Er war fast Vierzig, da apostrophiert er seine Braut: „Bist du ehrgeizig? Was würde mein Goldkind sagen, wenn ich es einmal im Triumphe in Berlin einführen wollte, von sechs Schimmeln durchs Brandenburger Tor gezogen, die erste Frau Deutschlands, hoch erhaben über allen? . . . Seh ich aus, als wollte ich mich mit einer zweiten Rolle im Staate begnügen? Sieht ein politischer Märtyrer so aus?"

In diesen Sätzen ist ein Strom von glänzendem Gestein ausgeschüttet, der verrieselt wie Blendwerk.

Dergleichen stolze Eitelkeiten sagt keiner ungestraft — er mache sie denn wahr! Wehe dem, der sie wenige Wochen vor seinem Ende ausruft!

Daß Lassalle ein Drama schrieb, war an sich ein viel dilettantischeres Unternehmen, als daß Lord Byron im Parlamente sprach. Daß er dieses Drama in vorgerückten Jahren druckt und publiziert, kann ihm kein Schwärmer verzeihen. Das Schlimmste aber ist, daß seine Verse nicht schlecht genug waren, um ein Genie von herrlicher Naivität als ihren Schöpfer zu legitimieren. Es gibt in seinem Drama „Franz von Sickingen" Stellen, die ihren Autor mit einem Male von vielen Seiten beleuchten. Hutten ruft aus:

„Wenn ein Gemüt mir eingegeben ward,
dem der gemeine Schmerz weher als andern tut,
dem mehr als andern die gemeine Not
zu Herzen geht, — ich kann's nicht ändern, Herr!"

Schreiben Männer der Tat schlechte Tragödien, so scheint sich das an ihrem Los auf sonderliche Weise zu rächen: das Tragische auch in ihrem Leben wird zweiten Ranges sein. Das hat Lassalle erfahren.

VI

Den Glanz dieser Eitelkeiten und den Kummer über ihre Grenzen deuten ihre Porträts.

Als Byron 22jährig von einem türkischen Pascha empfangen wurde, sagte ihm dieser, er sei von der hohen Abkunft des Gastes überzeugt, denn er habe kleine Ohren, lockiges Haar und kleine weiße Zähne. Und sein Leben lang war der Lord stolz auf die Gedankenlinie, die mittlere von drei Horizontalen auf seiner Stirn.

„Laß mich mit jenem Geisteslob zufrieden," rief Lassalle, „aber ‚der schönste Mann': das gilt, das soll man einst auf meinen Grabstein setzen!" Auch hierin zeigt sich die größere Primitivität bei Lassalle: Byron hat dergleichen nur gedacht.

Lassalle hatte ein etwas irritiertes Cäsarenprofil, Byron das eines alexandrinischen Lords. Bei jenem bestimmten Stirn und Nase, bei diesem Augen und Mund die Erscheinung. Beide liebten ihre schönen Hände.

Aber in beiden wurmte eine Kränkung über das Unvollkommene: Byron weinte eine tiefe Wut sein Leben lang in sich hinein, weil ein Fuß lahm war. Lassalle mußte lange Liegekuren durchmachen; zudem war seine Stimme im Alltag hoch und kreischend, er stotterte ein wenig. Trat er aber öffentlich auf, so überwand er die Mängel und sprach stark und schön.

Männer von solcher Erscheinung sind immer hommes aux femmes. Das Prätentiöse bei Lassalle, das naiv Strömende bei Byron tritt auch hier sogleich zutage, wenn man erst jenen hört: „Unter Erholung verstehe ich absolut nur einen Kreis schöner Frauen" — dann diesen: „Ich drille mich jetzt eifrig, um zu lernen, wie man

einen Shawl zusammenlegt, und ich machte es vorzüglich, wenn ich nur nicht immer die falsche Seite nach außen legte."

Lassalle war den Frauen gegenüber unbeständig, eroberungssüchtig, mehr eitel als sinnlich. Byron läßt sich „von Weibern leicht beherrschen, ich unterwerfe mich lange ihrer Sklaverei, denn ich hasse Szenen und besitze ein phlegmatisches Naturell." Zu den Frauen trieb — mit einem Worte — Lassalle sein Lebensdurst, Byron seine Dämonie. So geschah es, daß der eine seine Braut sich ähnlich machte — daß des andern dunkle Triebe ihn zum Geliebten seiner Schwester machten.

VII

Diese beiden Männer waren zur Ehe untauglich, dennoch belasteten sich beide mit ihr. Sie fanden nichtebenbürtige Frauen und gingen, von außen gesehen, beide daran zugrunde.

Wer die Braut des Dichters war, ehe sie Lady Byron wurde, bezeugen diese Sätze an ihre Freundin: „Ich habe mich mit Lord Byron verlobt. Durch genaue Kenntnis und eingehende Erwägung überzeugt, daß er meine höchste Achtung verdient, während er zugleich meine stärkste Neigung besitzt, fühle ich mich durch seine Werbung geehrt, und ich erwarte, daß auch du nicht auf die leeren Vorurteile der Welt achtest." Das ist nicht mehr zeremoniöser Stil, sondern Beschränktheit. Wie! Lord Byrons Gattin! Sie war nicht reich genug, um so zu versagen, sich so zu developpieren, wie es bald geschah. Man weiß, wie sie und die Ihren die öffentliche Meinung gegen ihn so einzunehmen wußten, bis sie ihn verbannte. Denn nur weil ihn die Meinung und nicht politische Feindschaft, Geldnot oder ein Urteil der Gesetze verfolgte, war jene Verbannung ohne Rückkehr, unerbittlich, ewig.

Diese Verbannung, die sein ganzes Schicksal aus seiner Ehe entwickelte, schenkte ihm Unendliches. Wäre Byron in England „mit Weib und Kind, Haus und Hof und seinem Namen" geblieben, so wäre er freilich nicht am Schlusse und in jungen Jahren in jene rotierende Bewegung gekommen, die rasch zur Katastrophe drängt. Aber es war ein Geschenk der Muse, daß man ihn vertrieb. Hier entsprang seine reichste Quelle, denn sein

dichterischer Genius brauchte einen realen Galgen, um seine Melancholie daran aufzuhängen.

So unrecht man nun Helene von Dönniges täte, sie mit der Lady zusammenzuhalten, gewiß ist, daß sie ihrem Gatten nichts zu geben hatte, als was er an ihr fand, und nicht einmal Namen und Rang wie jene, da diese ihre ererbten Qualitäten ihm hinderlich sein mußten. Aber je mehr ihr tolles Temperament, ihre prangende Gestalt, die raffinierte Anmut ihm bedeuteten, um so weniger verzeiht man ihr, in den zwei entscheidenden Momenten ihres und seines Lebens ganz versagt und durch die schlimmsten Torheiten alles verdorben zu haben. Er feuert sie an, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen und dort zu heiraten, um fruchtlosen Komplikationen mit ihrer adligen Familie auszuweichen: da lehnt sie ab, „in eine solche romantische Entführung zu willigen". Und später, als alles auf einen plötzlichen Vorstoß in der Familie angelegt und sie von ihm verpflichtet worden war, durchaus zu schweigen, läßt sich die Schwache vom allgemeinen Jubel über die Verlobung einer Schwester zu einer „Beichte" an die Mutter hinreißen, zerstört alle Manöver, veranlaßt indirekt seinen Tod.

Diese beiden Geister waren, Byron wie Lassalle, zur Ehe untauglich, zumindest verfehlten sie den Weg zur Ehe. Lassalle verliebt sich in wenigen Augenblicken, trägt die Erwählte gleich drei Stiegen hoch die Treppe herunter — läßt dann aber, mit der Gebärde eines Mannes, dessen Intellekt zu feucht auf die Flamme seiner Seele drückt, die ganze Geschichte ruhen, und hätte ihn nicht nach anderthalb Jahren ein Zufall mit ihr in den Alpen zusammengeführt, war die Entscheidung um Jahre hinausgeschoben. Schließlich schreibt er einer alten Freundin die kühlen Sätze: „Erstens kann ich jetzt nicht mehr zurück, und dann wüßte ich wirklich nicht, warum ich nun zurück sollte."

Drei Stiegen hoch? Warum keine Entführung, Verführung, die heftigere Pulse in ihm aufgeregt hätte? Und man fragt: warum eine Aristokratin, die er als solche behandelt?

Byron suchte zu seiner Zeit eine Frau, die „ihr Geld gegen sein Wappen tauschen" wollte, und man erfrischt sich an der Ehrlichkeit dieses Tones. Aber er begeht den Fehler, eine Frau

zu nehmen, die erstens nicht reich genug ist, die er zweitens zu hoch achtet, die drittens ihn zu lieben beginnt.

Hätte Lord Byron eine ihm unendlich fremde Millionärin, hätte Lassalle ein Mädchen, das mit Entzücken sich ihm hingab, ohne Zögern zur Frau genommen, es wären zwar nicht zwei Ehen entstanden, aber doch zwei stilvollere, fruchtbarere, weniger halsbrecherische Zusammenschlüsse.

Ihre Blindheit, der Wille ihrer Natur hinderte sie. Denn dann wären sie auch Väter zahlreicher Kinder geworden, was ihre Berufung nicht war. Lassalle starb vor der Ehe, und hätte er Kinder gehabt, er hätte nie in ihnen seine Unsterblichkeit gefühlt. Byron kam zu seiner legitimen und zu seiner natürlichen Tochter, er wußte selbst nicht wie. Die Natur rächte sich, indem sie diese, Allegra, die er generös, doch von ferne versorgte, früh sterben, Ada aber, die eheliche, für die der mehr und mehr Vereinsamte eine wachsende Neigung aus der Verbannung zu fassen begann, in Haß wider den Vater aufwachsen ließ, vor dessen Bild ein grüner Vorhang hing und mit dessen Namen sie einen Elenden bezeichnen lernte, während Europa ihn von Mund zu Mund vergötterte.

Das ist nicht der Sinn solcher Naturen: Fruchtbarkeit. Nur zentrifugale Kräfte schleudern einen Kreis aus sich heraus.

VIII

Wie die Saumpfade nah bei einander laufen, und auf dem einen ziehen die beladenen Tiere zum Hafen, auf dem andern schreiten die Befreiten aufwärts, neuen Belastungen zu: so wandeln manche Seelen die Straßen der Romantik und der Skepsis unablässig auf und nieder.

„Der große Zweck des Lebens ist Gefühlserregung: zu fühlen, daß wir da sind," rief Byron, das hätte auch Lassalle rufen können; aber es ist nur eine sehr äußere Romantik, wenn man hört, Lassalle habe seine Gäste mit Haschisch berauscht, Byron aus einem Totenschädel getrunken.

In Wahrheit suchte jener die Romantik, um sich zu steigern, zu erkennen; dieser, um sich zu vergessen. Es ist das Geschick

des ursprünglichen Romantikers, sich sogleich zu langweilen, wo er sich nicht verlieren kann. Lassalle konnte sich niemals langweilen, dazu war er zu tätig und zu eitel, deshalb ist seine Romantik auch viel primitiver: „Soll ich nicht alles aufgeben, und wir ziehen fort und leben nur unserm Glück, unseren Studien und einigen Freunden?“ Oder, in weniger elegischer Stimmung, zu seiner Braut: „Handeln und kämpfen will ich, aber den Kaufpreis auch genießen und dir das Siegesdiadem auf die Stirne drücken. Glaube mir, es ist ein ebenso stolzes Gefühl, volkserwählter Präsident zu sein, als König von Gottes Gnaden. Komm an meine Seite vor den Spiegel! — Ist es nicht ein stolzes, ein königliches Paar? Hat diese Menschen da nicht die Natur in übermütigster Sonntagslaune geschaffen? Und glaubst du nicht, daß die höchste Gewalt uns gut kleiden wird? Es lebe die Republik und ihre goldlockige Präsidentin!“ In diesen peinlichen Sätzen ist Lassalles ganze Seele offenbart: simple Romantik, naive Schauspielerei, glitzernder Zukunftstraum, eine wahrhaft populäre Dämonie.

Daneben Byrons romantische Gesten, — zuerst des edlen Romantikers: „In unserer Familie sind alles einzige Kinder gewesen, und es sind die wildesten Tiere, die Löwen, Tiger, Elefanten, die nur wenige Junge werfen.“ Dann den schmeichelnden Romantiker, der Goethe apostrophiert: „Sir, Sie sind glücklich, nicht nur in den Werken, die Ihren Namen unsterblich machen, auch in Ihrem Namen selbst, der musikalisch genug für die Nachwelt klingt!“ Oder den Trieb des sinnenden Romantikers, der ihn auf der eiligen Fahrt zum Befreiungskampfe Griechenlands am Stromboli haltmachen und einen Tag säumen läßt, um den Vulkan ausbrechen zu sehen. Oder die Emotionen des galanten Romantikers, in denen er mit wahrhaft forcierter Lustigkeit den Abenteurer des venezianischen Karnevals spielt. Oder den Ernst des königlichen Romantikers, mit dem der verbitterte Verbannte Englands, der keine Söhne hat, ausdrücklich anordnet, jeden Anspruch des Peer bei der Krönung des neuen Königs aufrechtzuerhalten, „damit das nicht verjähre, sondern durch Geltendmachung meinen Nachfolgern bewahrt bleibe“. Schließlich die kecke Ironie des Romantikers, um Mitternacht im Kolosseum die

Nemesis anzurufen, daß sie ihn an Lady Byron räche und an deren Mutter.

Die äquivalente Skepsis, die in diesen beiden Geistern lebte, ist ihre höchst gemeinsame Eigenheit.

Lord Byron trug genau soviel Skepsis in sich, als einem melancholischen Romantiker ziemt, Lassalle soviel, als einem programmatischen Enthusiasten zum Gleichgewicht nötig ist. Auf diese Quelle mag man die ergreifende Mitteilung eines Freundes zurückleiten, daß Byron, als er den „Sturm" vorlas, „in sich hineinlachte, wie er oft tat".

Lassalle wiederum wurde zuweilen von einer tief skeptischen Niedergeschlagenheit befallen: „Ich bin todmüde, und so stark die Organisation ist, so wankt sie doch bis in das Mark hinein. Die wahnsinnige Anstrengung, die tiefen und schmerzlichen Enttäuschungen, der fressende innere Ärger, den mir die Apathie des Arbeiterstandes in seiner Masse genommen einflößt, das war selbst für mich zuviel: ich treibe ein métier de dupe und ärgere mich innerlich zu Tode, um so mehr, als ich diesem Ärger nicht Luft machen kann und ihn nach innen behaupten muß."

Das Medaillon auf seinem Grabe (das ein listiges Geschick verschlossen hält) zeigt die Züge des Mannes, der da sprach. Es stellt ihn in den letzten Jahren dar, erst Ende der Dreißig, doch eine tiefe Falte, fast wie von Misanthropie, hat sich um seinen Mund gebogen. Viele Masken sind abgelegt.

IX

Lord Byron war Melancholiker von Temperament, Lassalle war nur zuweilen verzagt. Worunter jener litt, das war sein Stern, dieser litt unter Realitäten. Denn seine Seele war ein breiter See, Byrons ein tiefer Brunnen.

Lassalle besaß jenen Optimismus und diese Vitalität ohne Grenzen, die allein genügen, seine Rasse erraten zu lassen. Er wünschte sehr, lange zu leben. „Ich weiß genau, daß wir unser Schicksal sind, deshalb will ich unsere Sache nicht mit Eile betreiben, ein langes Leben gehört uns, also Geduld", schreibt er seiner Braut ein paar Monate vor dem Ende. Immer ist er in

Bewegung, und fast immer glaubt er an die Nützlichkeit dieser Bewegung. So sehr Optimist als Hegelianer, zerlegt er die Weltgeschichte in drei Teile, deren erste beiden Gegensätze bilden, der letzte aber die dauernden Elemente der vorhergehenden vereinigt: natürlich geht die neue Zeit, die „Synthesis", jetzt an, 1848, mit Lassalle. Hier spricht aber nicht nur die kuriose Einbildung eines Prinzipes, sondern auch eine persönlich strahlende Blindheit.

Lassalle verstand die Journalistenkunst des Lebens, Zufälle zu Notwendigkeiten in sich umzuformen. So wurde er durch Gelegenheiten juristischer Forscher, Philolog, Anwalt, Dichter.

Lord Byron hatte die Macht (den Ruhm) im Nu — und rief doch aus: „Das Höchste, was ich hoffen kann, ist etwa, daß jemand von mir sagt: er hätte vielleicht gekonnt, hätte er nur gewollt." So ironisiert das Geschick Sinn und Pfade wunderbarer Geister.

Das ganze Kolorit seines Temperamentes stellt Byron mit Erkenntnis und Fassung dar, wenn er schreibt: „Ich leide an einer Art erblicher Schwermut, die ich natürlich in Gesellschaft unterdrücke, die aber wider meinen Willen in meinen Schriften und wenn ich allein bin, zum Ausbruch kommt.

Lassalle war nie allein, ihn umgaben immer Menschen oder handgreifliche Ideen — Byron war von Schattenbildern umgeben, die nicht einmal aus seiner Phantasie stammten. Auf die Zukunft war der Blick des Volksmannes, auf die Vergangenheit war mit einer Art von Trotz das Auge des Sängers gerichtet. Als daher Lassalle sich an traditioneller Vergangenheit rieb und als sich Byron an idealer Zukunft entzündete, gingen beide unter.

X

Das ist nicht tief, was alle Welt am Ende dieser Männer sagt: Byron sei für die griechische Freiheit, Lassalle für seine Eitelkeit gefallen.

Die Wahrheit ist, sie standen beide an dem Punkte, über den es nicht hinaus geht. Der höchstgespannte Bogen sehnt sich, überspannt zu werden. Sie gingen beide am Ende der dreißiger

Jahre — zu jener Zeit, an der die wohlgegründete Existenz zur Blüte, die abenteuerliche zum Zerspringen kommt — Unternehmungen ein, die ihnen eine neue, äußerste Sensation bieten konnten, aber in beiden schlummerte zugleich der Gedanke, daß es nun rasch zu Ende ginge. Lassalles hochmütiger Optimismus übertäubte diesen Gedanken, Byron war viel zu viel Dichter, um nicht das Vorbewußtsein jeder Zukunft in sich zu tragen. Hier sind seine eigenen Worte: „Ich werde nach Griechenland gehen und dort sterben." Die Form freilich mußte ihre Anlage verschieden gestalten, denn Lassalle, der sich ewig steigen fühlte, preßte am Ende das eminente Lebensgefühl noch einmal zusammen und sprühte es hoch empor; Byron, der sich ewig sinken fühlte, senkte seinen Leib auf ein Schiff, das zu den griechischen Inseln fuhr.

Bei Lassalle kündigt sich dies in den letzten zwei Jahren an. Seine Agilität verwandelt sich in ein nervöses Zittern, er arbeitet wie einer, der das Leben will und den Tod ahnt. Eine ungeheure Produktivität, die ihm das Geschick böse lächelnd grade jetzt verlieh, läßt ihn tiefer im Schleier der Maja versinken.

Nun verfaßt er zwanzig Schriften, hält Reden über Reden, konferiert mit unzähligen Deputationen, führt ein Dutzend politischer Prozesse, gründet den Deutschen Arbeiterverein. Ein letzter Triumphzug ist ihm gegönnt. Als er zum ersten Stiftungsfeste des Vereins den Rhein hinunterfährt, empfangen ihn überall Tausende von Arbeitern, bekränzen ihm Wagen und Wohnung, überreichen Ehrengaben — Guirlanden, Fahnen, Ehrenpforten, Serenaden, ein Blumenregen auf den Präsidentenwagen: dies alles dürfen seine Sinne trinken. Die Zeit steht für Sekunden still.

Aber gleich darauf schreibt er: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu sein, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen, ich bin der Politik müde und satt. Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für sie entflammen, wenn ich die Macht hätte oder ein Mittel sähe, sie zu erobern . . . Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß." Man fühlt, es geht nicht weiter, und es ist nur ein toller Trumpf seiner Parze, ihn das Schlußgefecht in jener bekannten Affäre kämpfen zu lassen.

Nach allen Verirrungen hat er die Braut in seiner Gewalt, sie ist bei ihm und endlich bereit, mit ihm zu fliehen. Es erscheint die rasende Mutter der Braut, beschimpft ihn, er habe ihr Kind gestohlen. Da springt noch einmal der Advokat und Schauspieler aus seiner Schale: „lächelnd" läßt er sich von seiner Braut versichern, zu tun, was immer er verlange, dann führt er sie der Mutter zu, heißt sie zurückkehren — „und jetzt, meine gnädige Frau, gebe ich Ihnen Ihr Kind zurück! Aus Ihren Händen werde ich sie empfangen, Sie werden uns zum Traualtar folgen. Sie geht mit Ihnen, weil ich es will, vergessen Sie das nie, und nun leben Sie wohl!" Ja, er erlangte den glänzenden Abgang des Demagogen, des Akteurs. Seine kurzatmige Romantik sonnte sich in ihrem eigenen glühenden Widerscheine. Drei Tage darauf war er kalt.

Sofort sieht er ein, was er getan: „Ich war der Dummkopf, die Großmuts- und Anstandskomödie zu spielen! Ich bin so unglücklich, daß ich weine, zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren . . . Was mich noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wohin bin ich gekommen! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich diese Dummheit nicht wieder gutmachen kann, will ich mein Haupt scheren und Mönch werden! Wenn ich meine Sache nicht durchsetze, und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem!"

Findet ein Mann von fast Vierzig, eine Person des bewegten Lebens, die alle Zusammenstöße mit der Welt meistern lernte, findet ein Schauspieler wie Lassalle so ergreifende Töne — das ist nicht um eines Mädchens, nicht einmal um eines durch Widerstand zur Manie gesteigerten Wunsches willen, sondern das ist das Gefühl: ich habe mein Gesetz verletzt, es geht zum Ende.

Unmittelbar vor dem nun folgenden Duell mit dem legitimen Verlobten der Braut bietet Lassalle das Phänomen eines unbewußten Moriturus und zugleich eines unverbesserlichen Optimisten. Er, der Duellfeind, veranlaßt das Duell, nicht etwa, um sich dem Schicksal auszuliefern, sondern aus metaphysischer Blindheit: er vertraut auf den Sieg. Sein Freund rät ihm, sich im Pistolenschießen zu üben: er erklärt das für dummes Zeug, während sein Gegner, obwohl Offizier, tags zuvor 150 Probe-

Ferdinand Lassalle

schüsse abgibt. Seine Vitalität, wenige Stunden vor ihrem natürlichen Ende, weitet sich zur Hybris aus, ihr Träger verliert alles Augenmaß. Zu allen anderen unlogischen, also tödlichen Umständen kam, daß Lassalle zwar in einem Duell mit dem aristokratischen Prinzip sinnvoll sein Leben hätte lassen können, daß aber dies Duell höchst unpathetisch und prinzipienlos, daß die Ursache nicht eigentlich der Effekt, daß der Anlaß nicht auch der Preis, und daß der Gegner ein unpolitischer Dandy war.

Lassalle fiel, aber man darf von seinem Anblick nicht scheiden, ohne zu erzählen, daß er, zu Tode getroffen, trotz der Schmerzen herrlich aufgerichtet die Hoteltreppe emporstieg, um seine Freundin, die Gräfin Hatzfeld, nicht zu erschrecken.

Mit Lord Byron ereignete sich alles kühner und stiller. Hatte sich Lassalles Beweglichkeit in den letzten Jahren zur Hast gesteigert, so steigerte sich Byrons Ruhe zuletzt zur Trägheit, er ritt kaum mehr, trank mehr als früher — aber zugleich taumelte seine Phantasie dem Ende zu: er dachte sogar daran, in Südamerika Farmer zu werden. (Dies ist der nämliche Punkt, an dem Oscar Wilde sich den Gerichten stellte.)

Daß Byron in jenem griechischen Freiheitskampfe eine letzte Erregung für sich erblickte, läßt manche meinen, er sei nicht wahrhaft entflammt gewesen. So pflegen gewisse Köpfe zu schließen, als welche mit unergründlichem Ernst die buntesten Schmetterlinge rubrizieren.

Dieser Dichter gehörte nach Griechenland. Dort war es, wo seine poetische Phantasie zuerst erblühte, dort sprach Vergangenheit, sprach Landschaft, Stamm und Sitte ihn an. Aber sein Intellekt gab ihm auf, zuvor genau zu überlegen, welche Vorteile er dorthin bringen konnte, Erkundigungen einzuziehen, sich in Wahrheit als Praktiker zu versuchen. Nicht ein Kreuzfahrer oder Fanatiker schiffte sich in Genua ein. „Ich bin endlich entschlossen, Griechenland ist der einzige Ort, wo ich mich immer wohlgefühlt habe, ich spreche im Ernst. Alle sagen, ich könne in Griechenland von großem Nutzen sein. Ich weiß nicht, wie, aber auf jeden Fall will ich es versuchen.“ Bemerkt man das Schaukeln der Seele in diesen ergreifenden Zeilen? Der Dichter wird zum romantischen

Helden. Lassalle, der „Held", war zum verteufelten Romantiker geworden.

Die Taten des kriegerisch gewordenen Lords, die nun folgten, sind beweinenswert. Er mußte sich begnügen, vierzig Stradioten zu bewaffnen und nach der Schlacht Verbände und Arzneien zu senden. Wochenlang liegt er unschlüssig vor Kefalonia, geht schließlich an Land, zieht sich in ein Dorf zurück. Das alles läßt sich politisch begründen — aber der Leser der Geschichte stöhnt. Dann nimmt Byron „die Verhandlungen beobachtend" auf der Insel seine gewohnten Beschäftigungen auf, empfängt einen, mit einer theologischen Handbibliothek beladenen methodistischen Arzt zu wiederholtem Disput, während die Geschicke Griechenlands sich zu enthüllen beginnen.

Als endlich die Stunde da ist, in der er aus seinem Zelte treten, zu Pferde steigen und eine Fahne ergreifen könnte, erkältet er sich bei einem Ritt und erkrankt tödlich.

Er konnte geheilt werden, aber er widersteht mit der Hartnäckigkeit des dem Tode Hingegebenen dem Aderlaß, den die Ärzte fordern, unter der misanthropischen Begründung: „Sie wünschen den Ruhm zu haben, daß Sie mich geheilt hätten, darum machen Sie die Krankheit so gefährlich — aber ich erlaube nicht, mir zur Ader zu lassen."

Als der sterbende Dichter deliriert, steigt aus dem Nebel seine Tochter nieder. Er klagt und seufzt. Der Diener soll die wirren Worte verstehen. Der stockt. Byron ruft: „Jetzt ist es zu spät, alles ist vorbei — mein Kind — meine Schwester — Griechenland — du weißt alles — ich muß nun schlafen."

Er stirbt. Athen verlangt nach seiner Asche. Sie wird zu seinen Feinden, wird nach England gebracht.

Es scheint das rächende Geschick pathetischer Naturen, daß der starke Wille zu einem großartigen Ende ins Lächerliche umgebogen wird. So sinnlos war Lassalles Duell. Und so stirbt Byron an einer Hirnhautentzündung, wie man es nennen will — vor der Schlacht, in der er fallen wollte. Und doch hatte er an seinem letzten Geburtstage jene idealen Zeilen gedichtet, die ihm ein gnädigerer Weltwille wohl hätte verwirklichen dürfen.

„Wozu noch leben? Sprich, was blieb?
Hier ist das Land, wo Tod Gewinn
und Ehre ist! Zum Kampf! Und gib
den Atem hin.
Wohlauf — wie Hellas aufersteh,
wach auf, mein Sinn!“

XI

Lord Byron und Lassalle: das waren amoralische, eigensüchtige Idealisten, aber Byron pflegte einen pathetischen, Lassalle einen hedonistischen Idealismus.

Eine großartige Selbstsucht wuchs in Lassalle, während sie in Byron abnahm, doch jener entwickelte sich vom Enthusiasmus zur Skepsis, dieser von der Skepsis zu dichterischer Melancholie.

Das tragische Epigramm, das die Nachwelt auf ihren Stirnen sieht, war Byron von Anbeginn aufgeprägt, Lassalle empfing es wider Willen am Ende.

Byron ist als Politiker, Lassalle als Dichter hervorgetreten, und ob auch in jenem ein Mehr an Gefühl, in diesem an Intellekt lebte, so findet sich in Byrons Dichtung doch ebensoviel Schärfe als in Lassalles Reden romantisches Pathos.

Beide waren große Schauspieler des Lebens, aber Byron nur so lange, als die Dissonanz mit den Geschehnissen der Wirklichkeit den Dichter zur Maskierung zwingt, während Lassalle so glänzend spielte, daß er es zu Zeiten selbst vergaß. Es war der Wille eines unsichtbaren Regisseurs, diesen Lord und Dichter Thanatos spielen zu lassen, doch eine einfältige Empirie drängte ihm die Rolle des Luzifer auf. Der Volksmann hätte Alkibiades spielen wollen, aber eine harte Jugend, eine allzu dominierende Intelligenz und ein unharmonisches Jahrhundert gaben ihm auf, einen Hutten darzustellen, der keinem Luther die Bahn bereitete.

Lassalle hatte das Zeug und den Zug zum Franzosen, wie auch sein Stil und seine Namensabwandlung andeuten, zum großen écrivain, aber er versuchte als Jude, ganz ein Deutscher zu sein. Byron gleicht in allem der Stadt, die er so sehr geliebt hat und über deren Brücken und Kanäle die Blicke seiner Seele zogen.

Und doch, wäre jener in Paris, dieser als Venezianer geboren, sie wären vollkommenere, aber minder interessante Phänomene.

Anekdote und Biographik haben ihren Ruhm weitergetragen und länger erhalten als ihre Werke, die heute nur wenige lesen. Die großen Erfolge beider Geister aber kamen aus einer seltsamen Quelle: in beiden war nämlich zuweilen jene Verwegenheit des naiven Mystikers, der an die Küsten des Lebens verschlagen ward.

Beide waren so sehr Künstler des Lebens, daß sie auch noch durch ihren romantischen Tod gewannen. So groß war die Kultur ihres Ich.

Aber Lassalle war in sich selbst verliebt. Lord Byron liebte seinen Dämon.

GOETHE UND SCHILLER

„An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders."

In einem Saal voll kalten Glanzes stehn ein paar Hundert junger Leute aufgereiht, mit geschlossenen Hacken, Köpfe, Figuren ausgerichtet, denn vor ihnen droht, streng und dunkel, ihr alter Herzog von Württemberg, Kritik an seiner Militärschule zu üben. Hinter und neben ihm stehn im leise sprechenden Halbkreise einige Hofleute, doch auch Gäste sind da, aus Weimar, des Herzogs junger Vetter, und neben ihm sein Freund, der Dichter und Minister. Nun lobt der Herzog den Fleiß der Tüchtigen, und wie er vom Instruktor eine Liste entgegengenommen hat, ruft er die besten Schüler vor und drückt ihnen, mit einem Blicke, mehr mahnend als rühmend, Prämien in die Rechte. Mit abgemessenem Gruße danken stumm die Preisträger, an ihres Herrn Miene hängend, denn sie fürchten ihn.

Nur einer blickt nicht auf den Herrn, er hört nichts, sieht nichts, wer die Preise gewinnt, die er gern auch gewänne, sein Blick ist nur in die Gestalt jenes Fremden verklammert, der dort in dunklem Anzug etwas zurücksteht. Wie er den Schweigenden schweigend zu ergründen trachtet! So also sieht ein Dichter aus, den Ruhm und Ehren schmücken? Nicht strahlender, nicht schöner? Bleich und schmal blickt er, fast wie sein Werther, bald schaut er aus großen Forscheraugen auch zu mir herüber, jetzt — daß ich ihn mit den Blicken festklammern, daß ich ihm an die Brust springen und rufen könnte: Et in Arcadia ego! Doch du bist stolz, siehst nicht wie ein Dichter in meine Seele, ahnst nicht, was mich durchzuckt . . . Wie du dich verneigst, weil dein Fürst

Aus „Goethe, Geschichte eines Menschen", 3 Bände. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

mit dir reden will, wie du lächelst und nickst: Fürstendiener bist du geworden, nur ein Hofmann. Wie ich sie hasse! Alle! Und auch dich, der du den Genius betrogen hast! Deine Blässe ist Blasiertheit, deine Schmalheit Folge zu großer Genüsse. Nein, du bist kein Dichter mehr . . .

— Friedrich Schiller! ruft der Herzog laut nach der Liste. Der Jüngling erwacht, verworren tritt er vor, küßt nach der Vorschrift des Herrn Rocksaum, kaum spürt er den Preis in seiner Hand, schlafwandelnd tritt er in die Reihe zurück

— Ein Buch, denkt er nun; drückst du mir ein Buch in die Rechte? Herzog! Bald will ich dir ein Buch vor dein Herz drücken, daß es versteint! Ist dies euer Preis? Schon bin ich zwanzig. Wenn ich erst dreißig bin wie dieser dort, so will ich einen ewig grünen Preis auf meiner Stirne fühlen, und jener soll zusehn, wie die Nation ihn mir darreicht! —

Acht Jahre später, an einem stillen Augustabend, sitzt Schiller beim Rheinwein in Goethes Gartenhause. Der Militärschule entsprungen, dann auf Fahrten und Irrfahrten, zwischen Not und Gloria ist ihm das Bildnis Goethes nicht aus dem Sinn gekommen, wie er dastand und schwieg und gar nicht sah, daß hier vor seinen Augen der Genius den Preis erhielt. Als er nach Weimar kommt und die Geister ihn wohl empfangen, fehlt dem Fremdling doch der Mann, an dem er Bewunderung und Neid, Mißgunst und Ehrfurcht, Neugier und Skepsis nun endlich prüfen könnte. Denn Goethe sitzt in Rom, nur sein Haus kann man sehen, und auch nur sein Gartenhäuschen, denn da haben sich Goethes Freunde an seinem Geburtstage getroffen, haben den neuen Dichter eingeladen, und Schiller stößt mit Knebel auf das Wohl des Wirtes an, in diesem kleinen Haus, in dem Goethe sechs Jahre gelebt hat, — Schiller auf Goethes Wohl, des Abwesenden, im Scheitelpunkte des Sommers.

Was er in Weimar über den Seltsamen hört, klingt wunderlich gemischt, von vielen mißgünstig Übles, von wenigen leidenschaftlich Gutes, doch eben diese wenigen scheinen die Besten. Spricht nicht die Oberjägermeisterin vom Rudolstädter Hof, sprechen nicht ihre Töchter, die Lengefelds, Schillers vornehmster Verkehr, bewundernd von Goethes Genius? Doch schon hat

der Mißmut ihrer Freundin, der Frau von Stein, an seinem Ruf gerüttelt. Mancher Beamte in Weimar zuckt mit den Mundwinkeln, wenn der Fremde nach Goethe fragt. Wie lange er bleiben, was er treiben wird? Jedenfalls gehen ihm von der Kammer alle Quartale seine Gelder zu. Wieder steigt in Schiller der Unmut auf: — Wie diesem Menschen alles glückt, wie leicht sich sein Schicksal webt, während wir andern kämpfen! Ist er denn mehr? Nur zarter gebettet und darum reicher gebildet, nur glücklicher, nur um ein Jahrzehnt weiter! Und er spricht und schreibt die bösen Worte gegen Goethe nach, die er hört.

Als dieser im nächsten Juni wiederkommt, steigt Schillers Neugier auf den Gipfel: „Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen, wenige Sterbliche haben mich so interessiert", und er läßt ihm durch die Freunde „alles Schöne sagen, was sich sagen läßt". Bald kommt Frau von Stein aufs Land zu den Lengefelds, und von den Lippen dieser Frau, die es doch wissen muß, hört nun Schiller nichts als Enttäuschung, kalte Worte über den Zurückgekehrten. O mein prophetisches Gemüt! denkt er — doch da fällt ihm Iphigenie in die Hand, er liest sie wieder, sie macht ihm „einen recht schönen Tag, obschon ich das Vergnügen, das sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können".

Dennoch — wird er nicht kommen, mich zu sehn? Und in voller Verkennung schreibt er seinem Freunde: „Goethe hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe." Er wird dir auf fünf Minuten nahe sein, Friedrich Schiller, und doch nicht nach dir blicken!

Denn schon ein paar Wochen später, an einem hellen Sonntag im September, den man im Freien noch zubringen kann, begegnen sie sich endlich in einer ländlich-adeligen Gesellschaft; Herders sind dabei, auch Frau von Stein.

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen — schreibt Schiller seinem Freunde Körner. — Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer

Größe, trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes ... Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können ... Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir ... so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden ... Seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden ... Die Zeit wird das Weitere lehren."

Ist das alles? Aufzählung dessen, was Goethe vom Neapler Volk gesagt hat, und andere Italiana? Ein gesellschaftlich hinspielender Sonntag zwischen freundlichen und feindlichen Damen, und doch, dies hätte nach Schillers stolzer Erwartung der historische Tag sein sollen, an dem sich Schiller und Goethe zum ersten Mal in die Augen sahen! Wie wenig hat er durch Goethes Maske erraten; fast nur, daß er eine trägt. Daß Goethe nicht mit ihm allein gesprochen hat, und nie über das, was sie verbindet, macht ihn verdrießlich. Doch rasch erhebt er sich aus dieser Kränkung zum eingeborenen Selbstgefühle, stellt sich dem andern gleich, erklärt dem Freunde: wir sind zu verschieden, um zusammenzukommen — doch wieder rasch fügt er hinzu: die Zeit wird's lehren.

Die Zeit verstreicht, Schiller wartet. Als er an jenem Sonntag ein persönliches Wort von Goethe vergebens erhoffte, war seine Kritik über Egmont schon in Druck gegangen, man kann sagen: seine Kritik gegen Egmont. Gut, daß sie schon geschrieben, doch noch nicht erschienen ist: so sieht man, wie beide Männer frei von Unruh und Eitelkeit einander die erste Hand reichen. Bald liest Goethe in dieser Kritik ein Signum jener allgemeinen Stimmung, die ihm bei der Rückkehr entgegenwehte. Grollend sah Schiller in Goethe den Günstling des Glückes, der ohne Kampf

mit der Welt die Welt besiegt; grollend sah Goethe in Schiller den Usurpator der Musen, der ohne Kampf mit sich sie zu besiegen glaubte. Sein zwanzigjähriges Ringen aus dem Chaos zur Form, diesen genialischen Prozeß der Goldgewinnung im Bergwerke des Dämons sieht Goethe von außen her und nach außen hin plötzlich in Frage gestellt, denn wieder hat dieser junge Mann begonnen, die Deutschen mit Chaos zu begeistern. Und diesem soll er freundlich begegnen? Muß er ihn nicht hassen, so ist ihm doch seine Idee zuwider.

Schiller aber fängt an, Goethe, dessen Idee ihm immer vorbildlich, doch zugleich unbehaglich war, persönlich zu hassen. Vom Oktober ab verbringt er den ganzen Winter mit ihm in derselben Kleinstadt, um die Ecke sozusagen, verkehrt mit seinen Freunden, sieht Knebel oft und Moritz — doch Goethe rührt sich nicht, läßt ihn, da er ihm ein oder zwei Male begegnet, mit Höflichkeit stehen; jetzt bringt er ihn zur Verzweiflung. Von Moritz muß Schiller stundenlange Oden auf Goethe anhören, und je mehr er diesen Mitarbeiter seines Gegners ausholt, um so heftiger muß sich Schiller im Anhören selbst peinigen. Ist dann jener in Goethes vornehmes Haus zurückgekehrt, in dem er wohnt und das nur Schiller nicht betreten darf, und kommt nach ein paar Tagen wieder: immer wartet Schiller auf einen Bericht, gestern habe Goethe vom Don Carlos gesprochen. Denn alle Antipathie durchbricht doch immer der Wunsch, von jenem Dichter als Dichter beurteilt — und sei es selbst gerichtet zu werden.

Goethe will weder richten noch reden. Er will nur Schiller aus diesem Nest entfernen. Es stört ihn schon, daß man mit vorsichtiger Geste ihn auf jenen hinweist. Heimgekehrt, sieht er seine Freunde verändert, lustlos, abgewandt: so will er vollends nicht einen Gegner aufgedrängt haben. Denn Goethe, für dessen Werk und Pläne Schiller in bewundernder Feindschaft glüht, hat für Schillers Kunst nicht das schmalste Interesse. Um ihn aus der Stadt zu bringen, sinnt er für den Dichter eine Professur in Jena aus. So überstürzt geht er mit diesem schlauen Plane vor, daß er schon im Dezember Schiller sondieren läßt und, als dieser zusagt, sofort am nächsten Tage den Herzog von Gotha um Zustimmung ersucht! Zugleich mit dieser formellen Eingabe läßt

Goethe schriftlich Schiller erklären, er möge sich einrichten, es sei so gut wie entschieden. Das heißt: er ernennt ihn als Kultusminister zum Professor der Geschichte. Nun muß Schiller zu ihm gehen, um zu danken. „Goethen habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus tätig gewesen und zeigt viele Teilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde."

Durchschaut der Weltgewandte, der Menschenkenner nicht die Motive seines Gegenspielers? Bemerkt er nicht, daß nur ein weimarischer Minister mit ihm spricht, mit keinem Schritte das grenzenlose Land betretend, das ihnen beiden Heimat ist? So heftig brennt sein Wunsch, den Einzigen zu gewinnen, daß sich in diesen Tagen sogar sein Weltblick verschleiert.

Noch ein Zweites blendet den Scharfsichtigen, auch dies hat Goethe berechnet und seine Haltung gegen Schiller auf dessen Charakter gegründet. Nach einem erschütterten, fahrenden, dunklen Jahrzehnte will Schiller jetzt, im 30. Jahre, legitim werden, will Stellung, Sicherheit, ein Haus, will Ruhe von außen, um von innen heraus sein Werk zu fördern. Zwar, vor den Lengefeldischen Schwestern, an die er seine Konfessionen immer gemeinsam richtet, nimmt er die pathetische Haltung einer „heroischen Resignation" an, er sei mit dem Antrage „übertölpelt" worden, wolle zurücktreten, lobe sich die goldene Freiheit. In Wahrheit konnte er, formell noch nicht ernannt, jeden Augenblick zurücktreten; er will nur nicht, denn dem Herzensfreund Körner bekennt er zugleich, er sei doch recht froh. Er will Anker werfen, und während er eine Liebschaft mit der genialischen Frau von Kalb abzuwickeln sucht, die sein Wesen erschüttert, sucht er eine vornehme und reiche Frau, denn er will endlich Geld und Geltung haben.

Zwischen den beiden adligen Schwestern kann er sich nicht entscheiden, beiden erklärt er seine Liebe, doch zugleich erwägt er mit dem Freunde mehrere andere Chancen, zwei Monate vor der Verlobung bittet er noch Körner, ihm eine reiche Partie zu suchen, und nennt die Minimalsumme, die er braucht.

Inzwischen hat die Freundin der Braut, hat Frau von Stein Goethes Liebschaft mit Christiane erfahren, die Luft, in der nun

Schiller lebt, wird Goethes Person vollends feindlich, obwohl sich beide Lengefelds von der Verehrung des Goethischen Genius nicht haben abbringen lassen.

Schillers Geduld ist aus. „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege", ruft er jetzt offen dem Freunde zu und grollt mit unverhülltem Ehrgeiz gegen ein Schicksal, das es jenem so leicht gemacht habe, einen nicht auszugleichenden Vorsprung zu erlangen. Ja, nun erklärt er, noch ehe er nach Jena geht, klar seinen ganzen leidenschaftlichen Liebeshaß, mit dem ihn Goethe erfüllt hat:

„Die Abgötterei, die Moritz mit Goethe treibt und die sich so weit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Produkte zu Kanons macht und auf Unkosten aller andern Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem nähern Umgang zurückgehalten . . . Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente . . . Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben . . . Sein Kopf ist reif und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit

Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

Nie mehr hat Schiller sein Gefühl um Goethe so modelliert wie in diesem rauschenden Briefe, der zwar von Goethe beinah nichts, doch alles von Schiller aussagt: dichterische Reinheit des Strebens, Unbestechlichkeit in der eigenen Arbeit, Verehrung für alles Große und Schöne, zugleich Ehrgeiz, Eifersucht und in dem Bilde von der stolzen Prüden der ganze leidenschaftlich männliche Drang, das zu überwinden, was man liebt. Nie hat er später so feurig für ihn als Persönlichkeit geschrieben wie hier gegen ihn, und diese feindliche Stimmung verwirrt ihm den Menschenkenner. Zwar eine große Korrektur dieses ganz vergriffenen Urteils über Goethes Charakter gibt Schiller auch später nicht, doch aber freundliche Worte, die endlich Hingebung in Goethe erkennen, dort wo außen Kälte erscheint. Für jetzt sieht Schiller in Goethes Seele nur, was alle Welt sieht und was noch nach einem Jahrhundert die meisten Deutschen sahen

Mit diesem Ergusse schließt er zunächst das Kapitel Goethe ab. Als er drei Tage nach jenem Briefe ähnlich an Caroline schreibt, manches mit denselben Worten, schließt er es wie einen Fall: „Legen Sie dieses Urteil beiseite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser, wenn sie ihn widerlegt." Und als Caroline nun Goethe in Schutz nimmt, erklärt Schiller, auf einer wüsten Insel mit Goethe allein wollte er wohl den Knäuel dieses Charakters auflösen, hier habe er aber noch andere Geschäfte: „Ist Goethe ein so liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat . . . Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan."

Da ist sie deutlich, Absage, Aufgabe jedes weitern Versuchs, doch auch Gleichstellung, Herausforderung zum Wettkampf durch die Tat, nun im entschlossenen Tonfall eines Mannes, der nach langer Werbung die Spröde dadurch strafen will, daß er die Welt in Staunen, sie selbst in Reue versetzt.

Anderthalb Jahre später sitzt Schiller, Ehemann und Professor, mit dem thüringischen Adel verschwägert, von Studenten, Gelehrten und Schriftstellern geehrt, in seinem geschmackvollen Hause zu Jena. Seine Frau ist seit der Kindheit Goethe bekannt, er selbst trifft ihn zuweilen bei gemeinsamen Freunden: so kann's nicht überraschen, daß Goethe — ungewiß bleibt, ob ein oder mehrere Male — sein Haus betritt. Das Gespräch — berichtet Schiller — kam bald auf Kant. „Es fehlte Goethe ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch ... Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann. Übrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an, alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat ... Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er ein Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte."

Ein neuer Ton. Schiller, den jahrelang Eifersucht auf Goethes Weltstellung plagte, während er sein Genie stets rein bewunderte, fühlt sich zum erstenmal an Welt dem Gegner überlegen! Schwiegersohn, Vetter, Schwager adeliger Leute, bei Hofe eingeführt, Professor, Mitglied gelehrter Gesellschaften, hochgebildeter Kantianer, gesucht von deutschen Bühnen und Verlegern, jetzt auch leidlich gesund — und daneben dieser wunderlich hinterweltliche Mann, der alle Dinge noch immer anfaßt, die wir Philosophen längst als bloße Vorstellung begreifen, dessen Stücke niemand spielt, der seit Jahren nichts Neues produzierte, alternd im Anfang der Vierzig, lebt mit einer Mamsell, die niemand einlädt, und einem unehelichen Kinde und wird hereinfallen wie andre mehr. Schiller ist stolz, daß er Goethe bedauern kann, und nur der unbestechliche Genius hindert ihn, sich über ihn zu stellen.

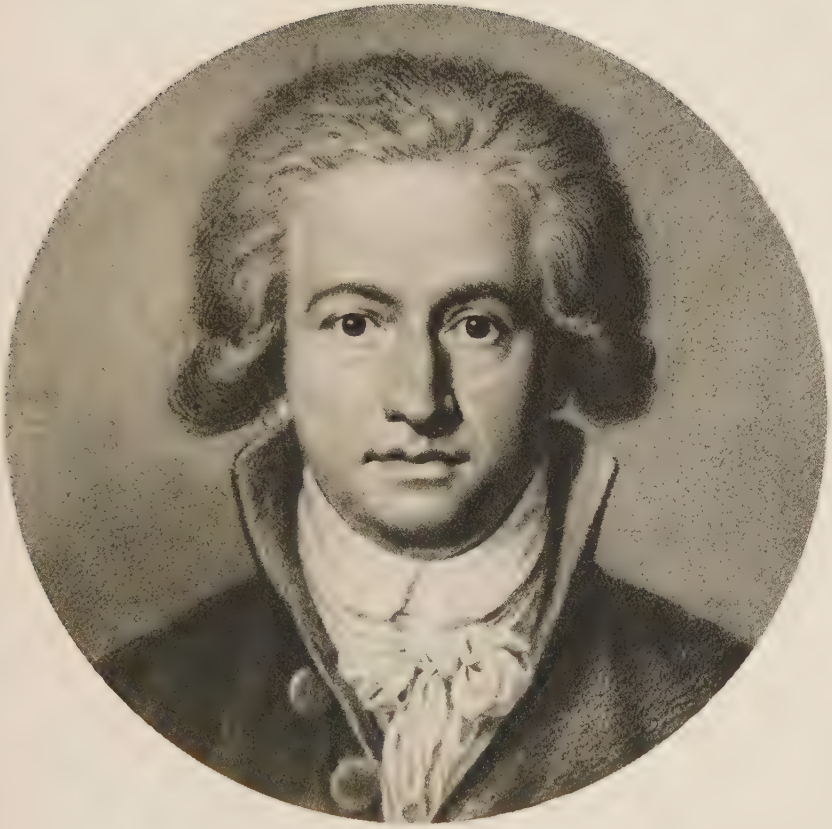
Schillers Stellung wächst. Zwei Jahre später — es ist nicht

mehr zu umgehen — führt Goethe an seiner Hofbühne den Don Carlos auf, doch das Verhältnis bleibt kalt. Sechs Jahre lang hat Goethe keinem Menschen ein überliefertes Wort über Schiller gesagt oder geschrieben! „Alle Versuche von Personen — so erzählt er später —, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab ... Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen ... Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte."

Schillers Stellung wächst. Er steckt voll weltlicher Pläne. Der Professur ist er schnell überdrüssig geworden, auch ist seine Anziehungskraft als Lehrer gesunken, er denkt daran, Erzieher des Erbprinzen zu werden, wodurch er seine Zukunft sichern will, bezieht ansehnliche Renten von einem Grafen und einem Prinzen, verhandelt und verlegt zugleich bei vier Verlegern, hält sich durch reichen Briefwechsel auf dem Laufenden mit allem, was geschrieben und gesprochen wird, gruppiert in Jena einen Kreis um sich: ganz Kritiker, ganz Philosoph, der zwischen dem 28. und 37. Jahre dramatisch nichts, auch an Gedichten wenig Wichtiges hervorbringt. Nur daß ein Brustleiden mit Krämpfen ihn bald ergreift, lähmt seine Unternehmungslust; dies hindert ihn auch, nach dem Antrage des groß aufstrebenden Cottaschen Verlages die Leitung einer neuen Staatenzeitung zu übernehmen.

Denn Cotta hat in Schiller neben dem Dichter das große politische Journalisten-Talent erkannt. Nun gründet er mit ihm eine Monatsschrift für Literatur, zu der Schillers Name sowie hohe Honorare die Autoren locken. Beide Brüder Humboldt, die jetzt in voller Jugend in Jena wirken, Fichte und manchen andern hat Schiller schon neben sich, als er sich aufmacht, die drei großen Hechte zu fangen: Herder, Kant und Goethe, im Namen „einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft".

Als Goethe Schillers Brief zur Hand nimmt, weiß er, daß jetzt noch auszuweichen ihm selber schädlicher wäre als der neuen Zeitschrift, Klugheit rät ihm zu dieser Tribüne, er freut sich in der Erwiderung auf die Verbindung „mit so wackern Männern" und geht bei der Korrektur des Konzeptes in seiner Antwort unversehens zu wärmeren Tönen über.



Einen Monat nach diesem Briefe treffen sich beide Dichter in der Naturforschenden Gesellschaft zu Jena auf wahrhaft neutralem Boden. Zufällig — wie man ja Fügungen zu nennen liebt — verlassen sie zusammen den Saal, Schiller beklagt so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, durch die ein Laie sich vertrieben fühle. Goethe, der sich diesem Philosophen gegenüber durchaus als Forscher empfindet, stimmt bei und redet das Wort einer andern Art, die Natur wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Der Philosoph stutzt: Aus dem Ganzen in die Teile? Induktiv? Wie könnte dergleichen aus der Erfahrung hervorgehen?

Indessen gelangen sie an Schillers Haus. „Das Gespräch — berichtet später Goethe — lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ ... eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet ... Der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe!

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen ... mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne.“ Als Goethe das Haus verläßt und durch den Juliabend seinem Quartier zuschreitet, sagt er sich: „Wenn Schiller das für eine Idee hält, was ich als eine Erfahrung ausspreche, so muß doch zwischen

beiden irgend etwas Vermittelndes . . . obwalten!“ Und reist am nächsten Morgen nach Weimar zurück.

In der Arena, wo Philosoph und Forscher ihren nie entschiedenen Wettkampf abzuhalten pflegen, begegnen sich bei diesem entscheidenden Gespräche die beiden Geister — und man vergißt beinah, daß es zwei Dichter sind. Dennoch kann auch ihr dichterischer Gegensatz nirgends deutlicher werden als in diesem ersten Zusammenzucken zweier polarer Elektrizitäten, deren Ausgleichung das Bemühen eines Jahrzehntes ausmachen wird. „Niemand könnte leugnen, — schreibt Goethe — daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen ins Eins nicht zusammenfallen können.“

Als Denker ist Schiller unbestechlich und weicht nicht einen Fußbreit zurück, als Weltmann weiß er Goethe aufs artigste im Gleichgewicht zu halten; er hielt, nach Goethes Worten, alles fest, was sich ihm näherte, und seine Gattin tat, was sie konnte. Diese Schillerische Mischung von Reinheit des Strebens und Klugheit der Haltung ist es aber grade, die Goethe nun kaptiviert! Ihm haben immer Menschen gefallen, die einen Zweck mit zarten Mitteln zu erreichen strebten, auch seine Gegner. Wirklich scheint in jener Szene auch Schiller so viel Antonio als Tasso zu sein, und alles: Bewunderung für diesen starken Geist, Anerkennung des Weltläufigen, treibt Goethe an, dem Jüngeren, den er sechs Jahre warten ließ, nun, da er an Macht, Geist und Haltung so lebhaft zugenommen, zuerst die Hand zu reichen. Einen Tag nach dem Gespräche benutzt er eine Rücksendung für die Horen zu diesen Worten: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.“

Goethe kennt genau Wert und Bedeutung jedes dieser Worte in diesem Augenblick an diesen Empfänger — und wie ein Staatsmann behandelt Schiller den kostbaren Satz. Vier Wochen läßt er vergehen, weil Goethe verreist ist, dann schreibt er ihm — soll man es noch einen Brief nennen? Es ist eine philosophische Abhandlung über Goethe, eine solche jedoch, wie man sie nur

beim Tode, allenfalls zum Feste eines Greises öffentlich, nie aber einem Mann in seiner Lebensmitte privatim dargereicht hat, und nur dadurch vermag er diese unvermutete Monographie von Goethes Geist beim Adressaten einzuführen, daß er im Eingang seine „eigene Ideenmasse" durch Goethes Unterredung aufgeregt nennt. Schiller schreibt:

„.. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen .. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann .. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege .. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee .. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen ist mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Pythia und der Unsterblichkeit.

„Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren .. so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen

Wege ein Griechenland zu gebären . . Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn so, wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

„So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft . . Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

„Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin . . . und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht." Folgt Anfrage, ob nicht Wilhelm Meister in den Horen erscheinen könne. „Meine Freunde sowie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener F. Schiller."

Ein Philosoph hat diesen Brief geschrieben und ein Weltmann, der Dichter bleibt unsichtbar — und so muß denn auch die rein dichterische Erkenntnis des Objektes zurückbleiben. Sicher ist hier zum ersten Male Goethes Entwicklung auf geniale Weise erfaßt, nie vorher und nachher, nur sehr selten hat Goethe so tiefe Dinge über sich selbst lesen dürfen. Aber es ist der Gang des Geistes, nicht die Wanderung des Menschen, die Schiller hier darstellt — und elf Jahre lang, bis zu seinem Ende, wird er, trotz naher Berührung, Goethes Charakter nie zu skizzieren suchen: erstaunlich bei einem solchen Psychologen und nur erklärbar durch die rein geistige Art, mit der Schiller dieses Verhältnis

behandelt. (Beide Dichter haben in ihrem Werk einander darzustellen nie unternommen.)

Aber auch Goethes Geist ist hier mehr durchdacht als geschaut. In dieser Epoche kantianischer Verbissenheit scheint Schiller alle psychologischen und empirischen Mittel mit Absicht fortzuschieben und schildert die Idee von Goethes Geiste, auch wo ihm eine andere Folge bekannt war. Gewiß ist Goethe genetisch verfahren, aber biogenetisch, und auch nicht von der Pflanze zum Menschen, sondern vom Menschen zur Pflanze. Freilich hat Goethe die harmonische Gemeinkultur des Südens als Dichter entbehrt und Griechenland in Italien gesucht, doch nicht um seine nationale Abkunft, sondern um seine persönlichen Dissonanzen zu heilen; und wenn er endlich von der Anschauung zur Abstraktion überging, so brauchte er doch bisher niemals Gedanken in Gefühle zurückzuverwandeln, sondern ordnete sein System so, daß es durch eine Glaswand von seiner Anschauung getrennt blieb: beide Teile einander übersichtlich, doch im Luftraum geschieden. Erst Schillers eigener Einfluß hat eine gewisse Verschmelzung beider Sphären zuweilen begünstigt.

Vollkommen wirkt dagegen in dem Briefe die Kunst des Diplomaten, in die Schiller seine Zwecke kleidet. Mit welcher Delikatesse behandelt er Goethe als das rein naive Genie, das über sich selbst nichts wisse — und weiß doch, daß Goethe alles über sich weiß! Wie stolz schließt er ihn zugleich aus seinem Reiche, dem der Philosophen, aus! Wie kühn, ihm die Erfüllung seines Strebens als unmöglich, das Streben aber, wäre er im Süden geboren, als überflüssig darzustellen! Wie zart, sich ihm auch dann anzubieten, wenn sein Spiegel trügen sollte! Denn ein großes Anerbieten ist dieser Brief, Reverenz vor dem Größeren, der zwar in ritterlichem Ton anerkannt wird, jedoch mit dem entscheidenden Zusatz, daß Schillers Vernunft mit Goethes Instinkt rein übereinstimme, daß dieser zwar ein intuitives, Schiller aber ein spekulatives Genie sei — und daß darum kein anderer dazu geboren sei, Goethe zu verstehen, als Schiller.

Derartige Briefe hat Goethe ein paarmal an seinen Herzog geschrieben, und wie sie dann nach allen Wünschen und Ansprüchen in freiwilligem Gehorsam endeten, so schließt auch

Schiller zum Schlusse die Türen des geheimen und heiligen Gemaches mit der plötzlich frigiden Wendung: hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener.

Doch sogleich öffnet sie Goethe. Denn seit 20 Jahren — nein niemals hielt er einen solchen Brief in Händen. Wie groß fühlt er sich hier betrachtet, wie ganz historisch, wie heldisch! Und so tut er zum Dank, was er so selten und vollends in diesen Jahren kaum mehr unternahm: er ist es, der, 10 Jahre älter, zuerst das Wort Freundschaft ausspricht. Er nimmt die Werbung an, wie eine schöne, vornehm bedeutende Frau, ohne zunächst den Werbenden mit ähnlicher Wärme zu ergreifen. Es ist der seltsamste Verlobungsbrief:

„Zu meinem Geburtstage — es ist der 45. — hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern." Von jener Unterhaltung rechne auch er eine Epoche, es scheint, „als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden . . . Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte . . . weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin . . . Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen." Der Roman sei an einen Verleger vergeben. „Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise. Goethe."

Mit Klarheit gibt er kund, daß sein Werber in dieser Vernunft-

ehe, die sie nun einzugehen gedenken, ihm als Mitverwalter seines Reichtumes willkommen sei und seinerseits nichts mitzubringen brauche als den bekannten redlichen Ernst, den man schon immer schätze. Was aber Schiller selbst ist, scheint Goethe gar nicht zu wissen, denn obwohl seine Produktion vorliegt und recht berühmt geworden, wird er hier freundlich aufgefordert, dem neuen Freunde ein Exposé über sich selbst vorzulegen. Von Gleichstellung ist gar keine Rede.

Dennoch fühlt Schiller sich als Sieger und ist es auch, insofern er Goethes Vertrauen im Sturm gewonnen hat. Sein Interesse, denkt er, wird er durch Taten wecken. Jetzt ist er nicht mehr empfindlich, legt sich das Wort von der gemeinsamen Wanderung und dehnt es dahin aus, „daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandern werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben". Er stabiliert also nicht bloß eine lebenslängliche, auch eine solche Freundschaft, die Goethe noch am Ende seiner Bahn zu seinem Besten findet.

Mit Feuer spricht nun Schiller — weit weniger philosophisch als in jenem kaltglühenden ersten Briefe —: mehr wie ein Posa spricht er nun über sich selbst, und je ritterlicher er sich zurückzusetzen trachtet, um so edler tritt er für sich ein: „Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein ... Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen ... Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung ... Gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte ... Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben ... Aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerte aus dem Brande

geflüchtet ... Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen."

Wie schön, daß ihn hier endlich der Poet übereilt, wo er philosophieren wollte! Mit welchem Feuer ist dies alles rhythmisch gesetzt, wie glaubt man diesem Briefe die fliegende Feder anzumerken, während jener erste sorgsam aufgesetzt und durchgearbeitet wurde!

Mit Liebe — so wie es der Jüngere gefordert hat — nimmt Goethe diese Zeilen auf, lädt ihn sogleich nach Weimar ein; Schiller, annehmend, bittet nur um Freiheit für sein Leiden. Doch, um nochmals den alten Stolz zu maskieren, betont er gegen Körner, auf Goethes Zureden habe er „sich wohl nicht weigern können", bei ihm zu wohnen, ihre Berührung werde für beide Teile entscheidende Folgen haben, und seiner Frau schreibt er, er höre von allen Seiten, „wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut". Viel kühler meldet Goethe seinem Freunde Meyer, Schiller bringe viel Leben in seine stockenden Ideen, und noch nach drei Monaten heißt es temperiert, er gehe mit Schiller und den Humboldts „für diesmal zusammen, und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit miteinander wandeln würden".

Dieser vierzehntägige Besuch Schillers bei Goethe gleicht einer Inventur aller Güter, die jeder der beiden Eheschließenden zur Verwaltung einbringt. Hierauf wird ein Programm entworfen, ein ästhetischer Briefwechsel zur späteren Veröffentlichung beschlossen. „Wir wissen nun, mein Wertester — schreibt Goethe an Schiller nach seiner Abfahrt — aus unsrer 14tägigen Konferenz: daß wir in Prinzipien einig sind und daß die Kreise unsers Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren, daraus wird sich für beide gar mancherlei Gutes ergeben." Und nun beginnt der Briefwechsel, beginnt gemeinsame Arbeit an den Horen, beginnt eine neue Partei in Deutschland.

Beim Eintritt in dies Bündnis, das mit geringen Schwankungen fast elf Jahre überdauern, wenn auch kaum wachsen wird, sind die Verbündeten 45 und 35 Jahre alt. Dennoch ist es der Jüngere, den Leiden bleich und hohl macht, gebräunt und kräftig wirkt daneben der Ältere. Schiller ist größer, von hagerer, kahler Gestalt,

J. Fillon

Goethe breiter, jetzt untersetzter, schon fängt er an, dicker zu werden. Schiller blickt tief aus der sanften Feuchte eines ovalen Antlitzes, gotisch steigt eine bleiche Stirne herrlich, mehr breit als hoch empor, blaß und sinnlich scheinen die Lippen die eines Priesters, kühn und fordernd ist der Schwung dieser vertikal kurzen, weit vorragenden Habichtsnase: ihre Linie scheint das Pathos dieses Hauptes am stärksten auszusprechen. Goethes Kopf geht jetzt ins Quadratische, über den Augenknochen wölbt sich, mehr hoch als breit, diese Stirne, die lange Nase wirkt trotz ihrer Biegung neben Schillers fast klassisch beruhigt, schmal und verschlossen ziehn die Lippen ihren Pfad, aber das Auge strahlt dunkel durch die Welt und greift sie auf. Schillers Handschrift rauscht in großartig raschen Wellen, immer bewegt und schaffend, über die Bogen, Goethe formt eigene Züge mit Kunst zu typischen um.

Mit großer Sorgfalt kleidet sich Schiller, der junge Hofrat und Hofmann, bestellt zum Frack den kostbarsten Stoff, führt ein breites Haus, hält sich mit 38 Jahren Wagen und Pferde, die Goethe erst mit Ende der 40 anschafft, reist im ersten Ehejahr mit seiner Frau nicht ohne Diener und Jungfer bis nach Leipzig, er glänzt in Gesellschaft und kann, in seiner Hofuniform mit Epauletten, von Frau von Staël im Vorzimmer für einen hohen Offizier gehalten werden. Goethe trägt sich sehr einfach, jetzt schon ohne Toupet und Ohrlocke, geht kaum zu Hofe, wenig in Gesellschaft, lebt als Minister wie ein Privatmann, wünscht steif zu wirken, schweigt viel. Schiller, gewöhnt, aus Büchern mehr als von Menschen zu lernen, ungewohnt des Lebens in der Natur, vor allem brustleidend und stets Attacken fürchtend, verweilt viel in den Zimmern, treibt keine Körperübung, sitzt lange Sommerwochen in geschlossener Stube, rauchend und schnupfend.

Nachts meist schlaflos, kann er für morgen nichts bestimmen, ißt zuweilen erst um 8 zu Mittag, muß an schlimmen Tagen die Arbeitskraft durch Alkohol stärken, produziert am besten bei tiefem Barometer. Goethe hängt vom hohen Barometer ab, geht zeitig schlafen, ist zeitig auf, dichtet nur am Morgen, verbringt ganze Wochen im Gartenhäuschen, reitet wieder, läuft Schlittschuh, hat zwischen 40 und 50 seine gesündeste Epoche. Die Luft,

die Schiller wohltätig ist, nennt Goethe Gift für sich und muß, als er eines Tages den Geruch faulender Äpfel aus des Freundes Schreibtisch aufsteigen spürt, das Fenster rasch öffnen, um nicht schwindlig zu werden.

Schiller, von seinen vielen Unternehmungen oft verwirrt, bleibt durch Krankheit vollends von der Dichtung abgehalten. Goethe erledigt Pflichten und Geschäfte sofort, um sich dann Studien und Gestalten hinzugeben. Jenem erschwert Unordnung das äußere Leben, diesem erleichtert es Pedanterie. Und dennoch bedurfte Schiller der Trennung der Geschäfte von den Musen weit mehr als Goethe: weil er im Leben mehr plante und weil er dann die Kunst von diesem Leben sorgsam trennen mußte.

Schiller ist im Augenblicke, da er sich mit Goethe verbindet — auf diesen Augenblick stellen wir die Antithese — in journalistischer Gefahr, er schickt sich, nach Goethes Worten, trefflich zu einem Redaktor. Um diesen genialen, geschliffenen, politisch-ästhetischen Geist bewerben sich mehrere Unternehmer, und Schiller, der jetzt Macht und Geld will, wäre ohne seine Krankheit und ohne Goethe vielleicht auf diese Bahn gekommen. Kameraden seiner Jugend bestimmten ihn früh zum Diplomaten, Goethe nennt ihn am Teetisch ebenso groß, wie er im Staatsrat gewesen wäre, Verhandlung liegt ihm, Vorhalt, Intrige, und alles, was davon in seinen Stücken steht, ist besser und übrigens weit wichtiger und häufiger als bei Goethe. Gute Köpfe seiner Zeitschrift zu werben, Propaganda zu machen, versteht er meisterlich und tut es gern. Als nach drei Jahren die Horen eingehn sollen, rät er, mit einigen extremen Aufsätzen noch ein Verbot durchzusetzen, um lieber für gesprengt zu gelten als für still begraben. Doch treibt ihn Unruhe, Hast seines Lebens rasch wieder von Stellungen, Verlegern, Zeitungen fort, weshalb auch Goethe in der Ausführung nicht auf ihn rechnet, denn „Beistand zu bestimmten Zwecken — schreibt er an Meyer — muß man von Schiller nicht erwarten". Bei so vielen Einfällen kommt Schiller am Ende vor innerer Heftigkeit doch praktisch zu nichts, so sehr er auch seinen gedanklichen Idealismus als handelnder Mensch ins Gegenteil verkehrt.

Goethe zeigt die umgekehrten Gaben: „Ich bin nämlich als

beschauender Mensch ein Stock-Realiste, so daß ich bei allen Dingen, die sich mir darstellen, nichts dafür und dazu zu wünschen im Stande bin und ich unter den Objekten gar keinen Unterschied kenne als den, ob sie mich interessieren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Tätigkeit, ich darf wohl sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles meinen Vorstellungen bequemen solle."

Schillers unternehmender Geist wird aber nicht nur von äußeren Motiven des Geldes getrieben, er wird von innen durch seinen Willen zur Macht gespeist; an diesen scheint Goethe im Alter zu denken: „Schiller, — sagt er zu Eckermann — der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, hatte das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten." Wenn Schiller in der Jugend Freiheit rief, so meinte er zunächst seine Freiheit, und schon in Vorwort und Anzeige zu den Räubern betont der 22jährige, sein Stück gefährde weder Staat noch Sitte. Als er 15 Jahre später das Bürgerrecht der französischen Republik empfängt, interessiert es ihn nur noch als Hilfsmittel für seinen Sohn.

Untergebene hat er außer seinen Bedienten kaum gehabt. Als er aber mit Schauspielern zu tun hat, die doch Mittler zwischen seiner Dichtung und dem Volke sein sollen, entscheidet er: „Es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe." Mit solchem Nachsatz an Goethe scheint er ihn zu strengerem Auftreten zu mahnen, doch dieser bleibt in beratendem Verhältnisse zu seinen Künstlern. Auch hierin ist er Goethes Antipode, der in den vielen Fächern seiner Tätigkeit Energie und Ordnung verbreiten, doch niemals herrschen wollte: was bei ihm autokratisch wirkt, ist in Wahrheit Pedanterie. Von Schillers Willen dagegen sagt Goethe im Alter, wo er den Freund sonst zu verklären sucht: „Was er sich denken konnte, das mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß sein oder nicht."

Schiller schwebt Welt und Nachwelt vor, wenn er dichtet. Zwischen Kritiken, Ärger, Konkurrenz, Klatsch, Parteien führt er eine weite Korrespondenz, und obwohl er als Dramatiker nur

Erfolge hat, kränkt ihn doch jeder journalistische Mißerfolg: dann spricht er vom Blute, das ihm in Wallung getrieben sei, und ist recht innerlich gekränkt, weil man seinen Musen-Almanach durch Lob und Tadel zerpflückt. Goethe, der es seit 20 Jahren aufgegeben hat, den Deutschen zu gefallen, erwidert lächelnd mit dem reifen Gedanken: „Wer nicht wie jener unvernünftige Säemann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publico gar nicht abgeben."

Auch im erotischen Leben steht Schillers Wille zum Herrschen Goethes weiblicherer Hingabe gegenüber. Schiller hat mit seiner Geliebten kaum recht gebrochen, da warnt er schon die neue Freundin vor ihr, und als diese dann seine Braut wird, sucht er sie in allem zu seiner Schülerin zu machen. Seine Beziehungen zu Frau von Kalb, zu der geschiedenen Caroline und deren Schwester Charlotte — Schillers Schwägerin und Gattin — gehen ineinander, Caroline nimmt er bei der Eheschließung mit in sein Haus und schafft ihr für ihre zweite Ehe Heim und Stellung in Weimar, weil er selbst dorthin gezogen ist. Bei alledem lebt er gut mit seiner Frau — allerdings nennt er sie in Briefen „gutes Mäuschen". Schiller ist sinnlich und herrschsüchtig in der Liebe, Goethe gibt sich mit ganzem Wesen hin: deshalb liebt er immer nur eine Frau und hat im wörtlichen Sinne nie zwei Geliebte auf einmal besessen. Zu dieser einen freilich spricht er dann so, daß Schillers Witwe beim Lesen von Goethes Briefen an Frau von Stein vor dieser Glut erschrickt und bekennt: so hätte Schiller nie geliebt, „eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben".

Dafür ist Schiller der leidenschaftlichere Dichter. Die drei letzten Jahre vor dem Bündnis hat er neben dem historischen Studium beinah nur Kantische Philosophie getrieben, von Kant leitet er seine Ästhetik ab, die dann auf seine Produktion entscheidenden Einfluß nimmt. Als aber Goethe später seine Farbentheorie für ihn in Kategorien des Denkens teilt, wird Schiller nur verwirrter: „Unter einer so strengen Form . . . wird mir dieser empirische Gegenstand immer als eine unübersehbare Masse erscheinen, und ich werde gerade deswegen, weil der Verstand dar-

über herrschen will, meine empirische Insuffizienz empfinden." — So unmöglich ist es, einen rein Goethischen Gedanken in Schillersche Form zu fassen! „Ich glaube selbst, — erwidert daher Goethe mit höflichem Achselzucken — daß die empirische Masse von Phänomenen, die . . . eine ungeheure Breite einnehmen, sich zu einer Vernunft-Einheit schwerlich bequemen werden."

Denn obwohl Goethe erst durch Schiller zu Kant recht geleitet wird, von dem er vorher trotz Jacobis Anregung nur ein weniges gelesen, nimmt er doch auch jetzt nur ein Minimum auf. Nicht um sich aus Verwirrung zu sammeln, braucht er Philosophie, nicht um sich zu finden, wie Schiller, sondern grade, „um mich von mir selbst zu scheiden, was ich um so mehr tun kann, da meine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich so leicht und schnell wieder vereinigt". Und ist es eigentlich komisch oder erschütternd, von Goethes Hand zu lesen, man solle Kants Anthropologie nur im Frühling lesen, wenn einen die Blumen trösten, und „ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten". Vollends wenn er im Produzieren ist, meidet Goethe die Philosophie: sie zerstöre ihm die Poesie, „indem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur fliehe". In solcher Zeit lehnt er auch ab, mit Schelling öfters zu reden, der ihm als Denker am nächsten ist. Wenn Goethe produziert, mag er nicht denken, „da ich nur denken kann, insofern ich produziere".

Anschauung ist und bleibt ihm alles, jetzt meint er sogar seiner andern Sinne fast entbehren zu können. Im Studium des Cellini erklärt Goethe, mehr durch die Augen „dieses konfusen Individui als im Vortrage des klarsten Geschichtsforschers" über dessen Jahrhundert zu begreifen, und einen Physiologen tadelt er: seine Schrift hätte er nicht das Organ der Seele, sondern die Hirn-Enden der Nerven betiteln sollen, denn eine Idee über Gegenstände der Erfahrung sei nur ein Organ, um diese zu fassen. Bald wird ihm der ganze Kantische Furor in Jena, in Deutschland zu viel, zur Kunst wünscht er sich weg aus dieser Umgebung, wo alles zur Spekulation neigt. Noch im Alter bedauert er, wie Schiller sich mit philosophischem Denken so lange habe herumquälen mögen,

und seinen ganzen Geistes-Gegensatz zu dem Freunde faßt Goethe einmal in den genialen Satz, der plötzlich, wie ein erratischer Block, in die Steppe seines Tagebuches gestürzt scheint: „Die Erfahrung ist fast immer eine Parodie auf die Idee."

Aus solchen Gegensätzen der Grundelemente folgt leicht der Gegensatz ihrer Dichtungen. In den Begriffen des Sentimentalen und Naiven, durch die Schiller ihre Dichtungsarten sehr schön fixiert, ist das Problem zunächst nur aufgerollt. Goethe selbst leitet im Alter aus Schillers stolzem Körper und seinen sanften Augen die Art seines Talentes ab, das, wie er sagt, in einen großen Gegenstand kühn hineingriff, ihn dann hin und her wendete, „er sah den Gegenstand gleichsam nur von außen an; eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache".

Mit diesen Goethe-Worten ist Schillers Größe, Grenze und Verschiedenheit von Goethes Art genau bestimmt. Schiller sucht Stoffe, Goethe findet sie, Schiller wählt Stoffe aus, Goethe erlebt sie: bleibt dort mehr Allegorie, so wächst hier alles zum Symbol. Dabei ist Schillers Spekulation nicht etwa der Feind, vielmehr der Verbündete seiner Poesie! Beide muß er stets gleich spannen, und nur durch ähnliche Bewegung erklärt er, „beide heterogene Elemente in einer Art von Solution" erhalten zu können. Aus solchem Gleichgewicht von Traum und Denken nimmt Schiller, wenn er dichtet, erst einen bestimmten Aufschwung, was er selbst beklagt. Das dritte, stärkste Agens des Dichters — Anschauung, Leben, Gelegenheit, Natur — scheint ihm fremd zu bleiben, und es klingt erstaunlich, wenn er bei seinem reichen weltlichen Treiben über Mangel an Gelegenheit klagt, die Menschen zu studieren.

Je tiefer er diese seine Art empfindet, um so tiefer ergründet er die entgegengesetzte des Freundes, vor dem er wie vor einem Naturereignis immer forschend steht. „Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflektieren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und anderen. Bei mir mischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vorteil der Sache." Hier ist sie bezeichnet, jene Dunkelheit und

Unschuld, die Aurelie dem jungen Wilhelm Meister als Künstler zu hüten rät und die noch der alternde Goethe zu hüten verstanden hat. Denn bei aller Selbstanalyse kennt Goethe doch nur seine Struktur, kann aber nie wie Schiller im voraus sagen, was er produzieren wird, da „diese regulierte Naturkraft" nicht zu leiten sei. Deshalb zwingt ihn auch die innere Stimme, seine Pläne zu verschweigen; nur im stillen probiert er an seinem neuen Epos die Resultate der Theorie, zu denen beide gemeinsam gelangt sind, und bedauert noch im höchsten Alter, ein einziges Mal den Freunden einen Plan geschildert und auf ihren Rat verworfen zu haben. Schiller dagegen hat seine späteren Stücke Szene für Szene mit Goethe durchgesprochen.

Bei solchen Dichterformen muß es Schiller sein, der rascher wirkt: erstaunlich scheint seine Konzentration, die Art zu dichten heftig, erraffend, kühn, genau wie er reitet und L'hombre spielt, indes Goethe Gelegenheiten abwartet und von nun als Dichter das Wort Spiel öfters braucht, wo er früher nur von Arbeit sprach. Und wie sie dichten, so tragen sie ihre Werke vor: Schiller stürmisch, pathetisch, dialogisch und darum mit geringerer Wirkung, Goethe — nach allen Zeugnissen — meisterhaft.

Notwendig folgt, daß Temperament und Gaben Schiller zum Theater, Goethe vom Theater drängen. Schiller hat mit acht oder neun Stücken das deutsche Theater wahrhaft beschenkt, Goethe mit seinen wichtigsten Dramen nur irritiert, und während diese langsam in ihrer inneren Dramatik jetzt bekannt zu werden beginnen, haben jene nach einem Jahrhundert an Schlagkraft noch nichts eingebüßt. Tragödie folgt auf Tragödie, dem Humor ist kaum ein Platz gegönnt. Schiller preßt dem kalt erwählten Stoffe das Letzte aus, steigert jede Figur zum höchsten Ausdruck, ja er sucht mit seinem Furor auch Goethes Gestalten aufzupeitschen: Im Rücken des verurteilten Egmont will er, bei Inszenierung in Weimar, Alba stumm erscheinen lassen, um sich an seiner Rache zu weiden, und Orest erscheint ihm das Bedenklichste in Iphigenie: „Ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt . . . so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand."

Goethe dagegen weicht seinen stärksten Wirkungen aus, er darf die ausgesprochenen Resultate im Meister weit geringer nennen als den Gehalt des Romanes und kommt sich dabei wie einer vor, der große Zahlenkolumnen durch mutwillige Fehler stört, um zuletzt „aus Grille die Endsumme zu verlieren". Selbst für die Bühne schreibt er die Prosaszenen des Urfaust auch deshalb in Verse um, damit die Idee nur wie ein Flor durchscheine, die ungeheure Wirkung sich dämpfe. Sein Humor wächst an, er sucht Spiele. Schiller erinnert mit solchen Wirkungen von ferne an Rubens, Goethe an Rembrandt.

Doch wie jenen, sind auch diesen beiden Meistern bei aller Polarität ihrer Naturen gewisse Züge gemein, und es wäre nicht im Goethischen Sinne, um der Reinheit einer Antithese willen ihre Annäherung zu verhüllen, denn grade sie hat ihren Bund für die Dauer ja nur ermöglicht.

Beiden Männern, als schaffenden Faktoren des Menschengeschlechtes, sind Abstammung und Vaterland Größen zweiten Ranges. Wie Goethe über seiner Sendung Vater und Mutter vergaß, liegt in der Geschichte seiner Jugend begründet. Schiller liebt wohl die Mutter, bleibt den Eltern aber immer ferne. Wir wissen, was Goethe vom Nationalismus dachte; auch an Schiller schreibt er: „Der Patriotismus sowie ein persönlich tapfres Bestreben hat sich so gut als das Pfafftum und Aristokratismus überlebt." Schiller, der fast alle Stoffe aus dem Auslande nahm, sagt — beinah wörtlich — in diesen seinen dreißiger Jahren: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für überlebte Nationen wichtig, für die Jugend der Welt ... Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, nur für eine Nation zu schreiben." Oder über sein Publikum, über das er doch äußerlich nicht zu klagen hatte: „Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen."

Selbst von ihren entferntesten Standpunkten — als Denker und als Betrachter — winken sie einander zuweilen zu. Von dem ihm gänzlich wesensfremden Wilhelm Meister ist Schiller hingerissen, weil er gegenüber seiner frigiden Philosophie so lebendig sei, „weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Anti-

thesis ist . . . Der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn", schreibt er — und beginnt grade zu dieser Zeit die Philosophie wieder zu verlassen. Doch Goethe kommt ihm entgegen! In Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen unterscheidet er jetzt 4 Arten von Naturforschern und stellt dabei die Umfassenden über die Anschauenden, denn indem sie von einer Idee ausgingen, sprächen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es sei gewissermaßen nachher Sache der Natur, sich in diese Idee zu finden. In Goethes Munde klingt das fast wie ein Prolog zu Hegel.

In seinem philosophischen Freunde sieht Goethe durchaus keine rein spekulative Natur, gesteht ihm vielmehr ausdrücklich eine sonderbare Mischung zu, von Anschauen und Abstraktion, und über seine Arbeitsform selbst gibt Schiller einmal die seltsame Konfession, eine gewisse musikalische Gemütsstimmung gehe seinem Dichten voraus, ohne bestimmten Gegenstand. Vor allem und nach allem aber ähneln sich beide Geister in der Reinheit ihres strebenden Bemühens — ja mit merkwürdiger Gleichheit brauchen beide dasselbe Bild, einer vom andern unabhängig, um ihr Streben darzustellen: zu einer Pyramide will Goethe — so schreibt er als 30jähriger in sein Tagebuch — sein Leben zuspitzen; wird das unmöglich, so würde doch der Versuch für sein Bemühen zeugen. „Jeder baut sich seine Pyramide — schreibt Schiller im gleichen Alter beinah ebenso, — wenn er sie auch nicht bis an die Spitze bringt, so hat er doch gewiß nichts Besseres tun können."

An diesen Punkten nähern sich die Kurven ihrer Naturen. In der Norm aber und im Großen liegen sie sich in antithetischer Stellung gegenüber, und bis zum Ende ihrer Freundschaft gilt, was Goethe nach jenem ersten Gespräche feststellte: keiner war Sieger, keiner fühlte sich überwunden. Denn sobald man nicht von der Stärke ihres Genius, sobald man nur von den Charakteren spricht und wie sich solche in Leben und Werken darstellen, müssen sie als gleichgewachsene, grundverschiedene Gegenspieler nebeneinander stehen:

Schiller will herrschen, Goethe wirken. Schiller gibt sich nie

ganz einem Menschen, stets ganz seiner Dichtung hin, Goethe immer dem liebenden Menschen, zuweilen ganz dem Werke, Schiller hämmert mit kalter Leidenschaft an seiner Dichtung, Goethe modelliert mit liebender Hand. Für Schiller kommt das Leben nach dem Werke: darum jagt er mit so wenig Harmonie nach Genuß; für Goethe bedeutet das Leben die Wurzel der Dichtung: darum blüht sie wie von selbst empor. Schiller denkt immer, wenn er fühlt, Goethe schaut immer, auch wenn er denkt. Schiller pflanzt einen Baum nach dem andern, Goethe sät eine Saat.

Denn Schiller kann so stark hassen wie lieben, und er ist auch Gegenspieler seiner Helden wie Goethe: nur daß jene als böses Prinzip vom Dichter verworfen werden, die Goethischen aber komplexe Menschen sind, genau wie die sogenannten Helden, „gut und böse wie die Natur". Nur einmal hat sich Schiller zusammenfassend dargestellt: als Wallenstein. Er glaubt an die Existenz eines Bösen und stilisiert darum in sich nur das Gute, Goethe sucht nach Einklang zwischen den gleichstarken Gegenkräften seiner Seele. Schiller ringt laut mit der Welt, Goethe still mit seinem Dämon. Schiller kämpft, Goethe wächst.

Aber da ist ein einziges, was Schillers Gestalt plötzlich die mattschimmernde Patina von edler Bronze gibt, während Goethes Gestalt sich immer wie atmend dem weißen Marmorblocke zu entraffen sucht: Schiller fühlt immer den Tod, und wer es nicht wüßte, könnte aus der Kette seiner Werke erraten, daß sie mit einem frühen, schwer umrungenen Tode enden werden. Als Goethes Freund Meyer einmal Schiller in der Allee begegnet, schreibt er, sein Antlitz gleiche dem Bilde des Gekreuzigten, und dies ist viele Jahre vor dem Ende. Zu immer schnellerem Ritte treibt ihn ein inneres Fieber an, es ist, als jagte er mit raschem Pferde keuchend vor dem schwarzen Reiter her, an jedem Morgen einmal rückwärts blickend, ob dieser ihm in letzter Nacht wieder um ein paar Längen näher kam — und weiter so, durch Jahre. Daher denn auch im letzten, reichsten Jahrzehnt, in glücklichen Umständen der unbezwinglich stete Drang, Tragödien zu häufen.

Ernst und hilfreich, mit teilnehmender Ahnung sieht Goethe

diesem Schauspiel zu. Sein Leben ist auf acht Jahrzehnte angelegt: Krankheiten sind ihm kurze, schwere Krisen. Er glaubt an das Leben, weicht der Tragödie aus, denn der Tod ist nicht sein Feind: mit ihm lebt er von Anbeginn in liebender Gemeinschaft. Goethe glaubt an Verwandlung.

DEHMEL

„Wer sich durch eine Hölle durchgesungen,
den fragt, welch Paradies ihm endlich tagte,
doch wer an seinem Leben nie verzagte,
hat um des Lebens Deutung nie gerungen."

Nie hat ein Dichter mit reinerer Gebärde die Arme zu den Menschen hingebreitet und suchte Glück zu schaffen; aber die Segnung, die er stammelte, die Reinheit seines seligen Bestrebens nahm ihren tiefen Wert aus einer dunkel durchblitzten Seele. „Mit offener Hand an jedes Herz zu stürzen" war seine eingeborene Bestimmung, war die Gnade, die ihn lieben, die ihn dichten ließ; aber in den Tiefen seines gänzlich männlichen Gemütes hauste ein Dämon, der sich zuweilen unerwartet als Kämpfer gegen seinen Herrn und gegen dessen Nächste wandte. Gott trug er im Innern so wie Lucifer, sein Mitgefühl ward oft vom Selbstgefühl erschüttert, seine Extase durch Analyse ernüchtert. In diesen drei Formen durchrauschte ihn der innere Kampf. Sein Werk ist das Echo.

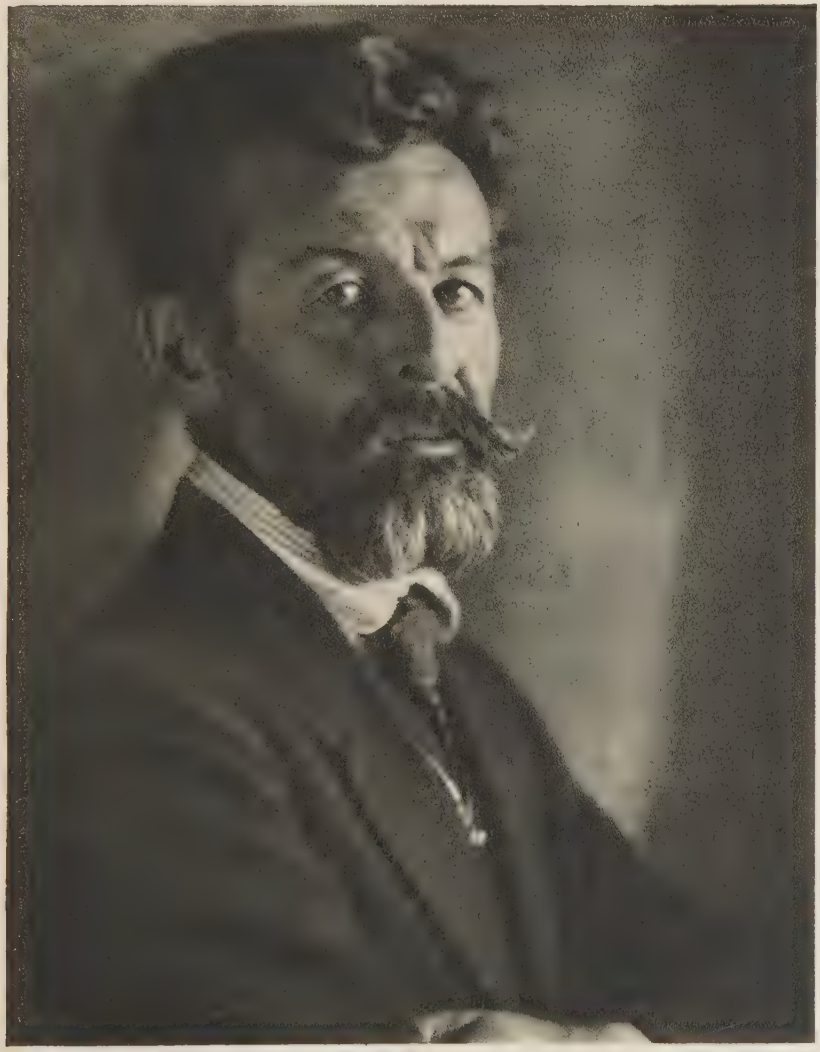
Wir, die erst den Vierzigjährigen kennen lernten, hatten es leicht, ihn zu lieben, denn damals war er nur noch liebenswert, mit jedem Jahre reiner. Soweit ich blicke unter den Männern, denen ich auf meinen Lebensfahrten in die Augen sah, zuweilen ins Herz: keiner ist, den mit ergrauenden Haaren die selbsterworbene Reife so sehr schmückte, der fürstliche Besitz des Gleichgewichtes zwischen Stolz und Güte, wie dieser zur Ruhe gekommene Vulkan, der keineswegs erloschen war. Ja, hätte er die klassische Epoche der zweiten Jugend erlebt, eines Tages wäre er gewiß als Sechzigjähriger mit demselben Jünglings-Lächeln, mit demselben graden Michelblicke auf neue Abenteuer ausgezogen, wie ers als Dreißigjähriger versuchte. Mannesliebe war ihm nur ein Symbol, im Weibe die Menschheit zu lieben, war sein glühendes, einmal erfülltes Sehnen.

Leicht ist es, Dehmels Wesen und Werk wechselseitig durcheinander zu begreifen, sie sind ja eins, fast eins. Was man nur meiden muß, will man diese schöne Natur noch nach dem Scheiden als Lebendige lieben lernen, das sind die direkten Dokumente seines Lebens, seine Briefe, die, zuweilen schon peinlich in der Handschrift, im Druck das unwiderstehliche Ungefühl erzeugen, daß man als Fremder vielzuviel direkt hört, und ob man hundertmal der Mitmensch sei. Mit diesen Publikationen setzt man Dehmels Tradition am schwächsten Punkte fort, hier walten seine Schatten; nur daß sich diese seine Mängel aus seinen hohen Tugenden herschreiben, die die Wipfel jener dunkel grabenden Wurzeln sind.

Denn Dehmel war ein Bekenner. Sein Ich mit allen Stürmen warf er aus dem bedrängten Herzen ans Licht, nicht anders wie der frühe Goethe. Aber Dehmel blieb dabei, er wurde nicht satt, sich vor der Welt zu bekennen, verschmähte, ja verachtete die Maske und gab sich nur insoweit im Kostüm, als ihn das Spiel des Künstlers reizte, während Goethes Würde und Menschenverachtung ihn bald in die Höhle zurücktrieb, aus der er einst mit jungem Löwenmute ins Licht getreten war. Dehmel blieb immer Jüngling, vielleicht zu lange, es hat ihn am Ende das Leben gekostet.

Und doch, wenn man den unebenen, geschmackswidrigen Stellen seiner Werke oder Äußerungen begegnet und kritisch werden möchte und plötzlich fällt einem eins von jenen Konfessions-Gedichten ein, die aus dem Werke strahlen, so dankt man den bildenden Mächten, daß sie diese stürmische und dennoch schöne Seele, dies hoheitsvolle und doch sehr schlichte Herz zur Spiegelung in Versen aufgerufen haben. Denn auch die schweren Schlachten, die dies Herz zwischen Würde und Menschenliebe im stillen ausfocht, hat er immer gewonnen, weil er nie zuließ, daß eine Partei bis zur Vernichtung der andern siegte.

Venus hat ihn besessen. In einem Reigen von Verwandlungen hat er sie erlebt und dargestellt, doch nicht, wie andere Dichter, in vielen Frauen, vielmehr in wenigen physischen, denen er nur immer neue metaphysische Bedeutung abgewann. Dieser Ero-



Dedicated

tiker lebte monogam, weil er im Grunde Moralist gewesen, und eben jene Transsubstantiationen erhoben ihn aus der trüben Sinnenwelt, in der er anfangs ungeduldig brütete, in die Helle dionysischer Räusche. Das stete Streben dieses Menschenherzens, den Mitmenschen zu beglücken, wurde ihm zur Erlösung aus der Dumpfheit seiner Triebe, und so konnte er ein Gütiger werden, ohne sein kristallenes Herz protestantisch zu verlieren. Triebselig, wie er gerne sagt, schlichtete er den Kampf von Sinn und Seele, und so war er im Grunde, wo nicht Grieche, so doch kein Christ. Von seiner inneren Stimme allein ließ er sich leiten und schritt mit demütigem Stolze seinem Schicksal zu.

In Eros hat er seine Zwiste alle gesänftigt, ihm war die Liebe kein lyrisches Thema, kein romantisches Abenteuer, ihm war sie zum sakralen Dienst geworden, Zeugung und Geburt, Aufkeimen eigener Werdelust bis zum Zusammensturze der Geschlechter: alles blühte ihm auf in magischen Strahlen. War dies der Inhalt seiner Lebensmesse: in solchem Sinne reif dem Schicksal gewachsen zu sein, so hat er diesen fünfzigjährigen Krieg mit sich selber am Ende gewonnen. Dehmel war der typisch untragische, er war vielleicht der lebensvollste Geist seiner Epoche.

Ein solcher Bekenner konnte als Dichter nur Rhapsode sein, und wieder entwickelt sich hieraus sein Werk, sein Glück, sein Tod. Sein Grundgefühl in die Welt zu werfen, war tiefster Wunsch des Herzens. Aber gab es noch Welt um ihn? Gab es wenigstens Volk? Dehmel machte sich auf, reiste durch Deutschland, bestieg mit seinem Jünglingskörper das Podium der Konzertsäle und sprach mit wundervoller Stimme seine Gesänge, begleitet von einer seltenen, deutenden Gebärde. Was fand er? Nur Publikum, nur Neugier, nur Literatur. Aus einem ersten Vortrag, bei dem ihn die zweihundert jungen Leute entzückten, weil er sie entzücken durfte, wurde der stumpfe Geist einer zahlenden Menge, die nicht einmal mit hohen Augenbrauen dasaß, es sei denn, daß Blasiertheit ihre Brauen hob.

Nur wenn er vor Arbeiter treten konnte, verspürte er einen Hauch von Gemeinschaft, von Volk. Dies glühende Herz, das in Weibesarmen schmelzen, das in Freundesaugen feucht sich

spiegeln wollte, mußte sich mit ein paar hundert Leuten begnügen, wenn es im Sturmruf des Rhapsoden ans Herz der Welt zu schlagen willens war. Deshalb blieb es bei wenigen kostbaren Volksgedichten, während ihn Genie und Trieb zum stärksten sozialen Dichter bestimmten, hinter dessen Formkraft seine Brüder aus Vlamland und Amerika versinken.

Doch auch als Einsamer blieb er Rhapsode. Sind nicht seine stärksten Gedichte Balladen, auch wenn sie sich Romanzen oder Arbeitslieder nennen? Mit dreißig Jahren fand er eine Form, in der er Geist und Temperament verschmelzen konnte, und wirklich stehen in seinem Zentralwerke, den „Zwei Menschen", Stücke von einer völlig neuen Vollendung. Diese Teile und ein Heft Gedichte sollte man zusammenrücken: dann würde Deutschland staunen, welches Format dieser Dichter besaß. Denn wie er sich zu reinigen nicht müde wurde, wie er ganz faustisch im Wechsel zwischen Bewußtsein und Extase strebte, wie er neben jeder Schwelle seiner Lebensgleise ein Zeichen pflanzte, so blieb eine Menge minderwertiger Dinge zurück und von 12 hinterlassenen Bänden werden 9 in den Bibliotheken verstauben.

Denn in der Novelle hat er ganz versagt, in den Traumspielen und Pantomimen hängt er die Schmetterlinge seiner Phantasie an Drähte, setzt er Fabelwesen auf knarrende Räder, zum Drama fehlte diesem Extatiker die dialogische Kälte, und seine Essays sind, trotz tiefer Gedanken, sämtlich verstockt von jener Querköpfigkeit, die die Kehrseite der deutschen Gründlichkeit bedeutet.

Aber mit einem Dutzend Gedichte, vielleicht auch mit zwanzig wird Dehmel länger leben als irgend ein Dichter, der in Europa um 1900 sang. Mit diesen Meisterstücken, die ihm der Genius eingeflüstert hat, trotz seiner Theorien und Bewußtheiten, und über denen er nachher staunend fragte: wie ist mir dies gelungen? — tritt er als einziger Lyriker dieser Epoche neben Goethe, mit dessen Wesen ihn doch nichts verbindet.

Die Musik, diese Vorläuferin und Begleiterin des Ruhmes, hat es vorausgespürt und Dehmels Verse schon bei Lebzeiten häufiger in Lieder verwandelt als die irgend eines Lebenden und als die

meisten Alten. So läßt sich auch mittelbar auf eine klangliche und rhythmische Vollendung schließen, und wirklich wurde er, der noch am Lebensende zwischen Bitterkeit und Ironie die Fratzen der stammelnden Jünglinge sah, die mit ihrem Chaos kokettierten, dennoch der Vater aller neuen Versformen in Deutschland.

Manches, was allzu gedanklich blieb und ihn in die gefährliche Nähe Max Klingers drängte, ist auch hier vergänglich; anderes, in dem sein Bekennertum Geschmack und Takt verletzte, wünschte man schon heute auszulöschen, etwa alle humoristischen Versuche. Auch haben ihn Fleiß, Verantwortung und Programm zu verhängnisvollen Umarbeitungen verleitet, aus deren Schnörkeln man das edle Original erst wieder hervorsuchen muß, wie in Sizilien Normannenbogen unter arabischen Kuppeln. Selbst die „Zwei Menschen" atmen an gewissen Stellen schwer unter den abgezählten Maschen des metallenen Netzes, das er ihnen überwarf. In solchem theoretisierenden Trotze, der das eigene Talent beim Wickel nahm, mahnt er zuweilen von fern an Richard Wagner, den er als seinen schwülen Antipoden haßte, obwohl ihm jener an Schlagkraft über war.

Vergebens blickte Dehmel aus seinem Jahrhundert, dem er doch ganz verschworen war, nach praktischen Möglichkeiten aus, Rhapsode zu sein. Wie er sich aus der bürgerlichen Enge erhob, wie er die himmlische Liebe mit der irdischen vertauschte und diese wieder zur himmlischen erhob, wie er die beiden Frauen seiner Wahl mit den Geschenken weiblicher Hingabe und wieder mit dem Drang männlicher Kraft überschüttete, das zeigen in traumhaft naher Ferne seine Verse. Welch Schauspiel, so viele Keuschheit bei so vieler Lust, welche Szene in den zarten Händen dieses mächtigen Willens! Dehmel war in Wahrheit der übersinnlich-sinnliche Freier.

Verantwortung, Gründlichkeit und Güte, lauter Dinge, ohne die man dichten kann, hielten diesen geborenen Dichter ab, ins Abenteuer zu schweifen, wie es ihm von Natur geziemte. Hatte er ein Jahrzehnt still draußen vor Berlin gesessen, so saß er dann ein zweites still draußen vor Hamburg, und wenn ihm hier mehr Muße gegeben und der Brotdienst genommen war, so hat er doch

in diesem zweiten Umkreis der Stille weniger, er hat nichts mehr entscheidend Neues dort geschaffen. Seine Würfe, seine großen Rhapsodien liegen meist zwischen diesen beiden selbstgewählten holden Gefangenschaften des Sängers. Mit wundervoller Geduld saß er in jener zweiten, ihm fremden Landschaft, sehnsüchtig nach Palmen oder nach Kiefern, liebend, wartend, ordnend. Nur zuweilen, beim Weine glühte er auf — und man fühlte, welche Wanderschaft ihm fehlt.

Da brachte ihm der Krieg die erlösende Fanfare. Er mißverstand ihn völlig, vielmehr, er schien entschlossen, ihn mißzuverstehen, denn endlich war das Abenteuer da, es kam zu ihm, da er zum Abenteuer nicht entsprungen war. So wurde Richard Dehmel: Weltfreund, Internationalist aus gewaltiger Menschenliebe, Liebhaber fremder Kulturen, Sänger der Klassen, nie der Rassen, Dehmel, dieser wendische Deutsche, der sein Leben mit zwei Jüdinnen verbrachte, dessen Freunde Franzosen und Polen gewesen, dessen Verse in acht Sprachen übertragen waren: dieser soziale Europäer wurde von heut auf morgen Nationalist. Doch ernst und gründlich, wie er als Deutscher war, unterwarf sich der Fünfzigjährige frei dem preußischen Zwange und suchte seine Kriegs- und Abenteurerlaune auf das Eis des Dienstes zu legen. Jetzt endlich fühlte der Rhapsode seinen Augenblick gekommen, jetzt konnte man Lieder schmieden, als ob es Schwerter wären, und eine meilenlange Front und Millionen drinnen im Lande würden sie singen. Dehmel fühlte Volk und kroch in den Schützengraben.

Es scheiterte erbärmlich. Nach wenigen Wochen sah sich dies reine, glühende Herz in den Zwang einer herrschenden Klasse, in die Stumpfheit armer mitleidender Brüder, in die dämmernde Erkenntnis einer schuldhaft leichtsinnigen Leitung, ins Erschrecken über verbrecherische Maßnahmen seiner Oberen verstrickt; aber sein ritterliches Gemüt hielt ihn ab, vor der Zeit auszuscheiden, er harrte aus, dumpf und skeptisch, jahrelang. Wie leer der Wahn gewesen, zeigt nichts deutlicher als seine Kriegsgedichte, unter denen nicht eines Dehmelsche Höhe erreichte, und keines drang ins Volk.

Als echter Bekenner schilderte er daheim in einem langen Buche, wie er zwischen Volk und Menschheit zu kämpfen hatte. Aber so ganz war er auf seine eingeboren revolutionäre Seite zurückgeschnellt, daß er beim Zusammenbruche noch riet, auszuhalten, weil in ein paar Wochen die Rote Fahne auch beim Gegner hochgehen müsse.

An einem Kriegsleiden ist Dehmel zugrunde gegangen, ohne das Glück, draußen leicht und — wenigstens im Sinne der Nation — ruhmvoll zu fallen. Er hat im Tode ausgesehen wie ein Arbeiter.

Weil er mit seinem heißen Herzen ewig Jüngling blieb, weil er mit grauen Haaren noch das Abenteuer zu erhaschen strebte, weil er in seinem dithyrambischen Sehnen eine kleine Epoche für eine große Zeit und einen Kabinettskrieg für einen Volksaufstand hielt; weil er um 1900 noch Rhapsode zu sein sich erkühnte: an diesem schönen Dichterwahne ging er zugrunde, früher, als sein gläubiger Lebenswille wünschte, und lange ehe sein Genius erschöpft die Flügel senkte.

Denn grade in den letzten Jahren vor dem Kriege hatte er wieder angefangen; reife, glockentiefe Töne waren aus ihm emporgerauscht, schon süß und noch herb wie mittelalter Burgunder, voll bedachter Helle, voll elegischer Klarheit. Aufgetan dem unbekannten Lose, mit wachsamer Geduld stand er vor der Zukunft, die die Rolle seines Schicksals in Händen hält. Langsam ringt er ihr die Zeilen ab,

„bis der Augenblick kommt,
wo das entrollte Papier,
eh ich das letzte Wort noch las,
meinem erschöpften Arm entfällt;
und mit gefesselten Händen
gibst du den Winden zur Sage anheim,
was ich tat."

HERMAN BANG

Herman Bang

„Schwermut tropft und Bitternis aus roten Rosen."

Eine Seele voll Schwermut, schon im Namen kundgetan. Aristokrat und Erbe ermüdeter Geschlechter, Spieler, um sich vor der Welt zu bergen: die Synthese war ein Dichter.

Er war Spielgefährte dänischer Königskinder: so dicht führt seine romantische Jugend vorüber an dem Ahnen aller Dänenprinzen, an den man bei ihm denken muß. Einer dunkel umbrandeten Jugend voll Flucht und Zusammenbruch dankt er, daß seine natürliche Schwermut nicht aus der Bahn gelenkt ward, daß er von vornherein sich nicht zu Taten aufgerufen fühlte, denen Hamlet nicht gewachsen war. Ihr dankt er, daß er aus sich machte, was allein ihm blieb: daß er Künstler wurde, während die Väter sich in Amt und Tätigkeit getummelt hatten.

Zweierlei konnte er werden: ein Musiker, ein Schauspieler. An beiden ging er haarscharf vorüber. Chopins Weisen steigen auf mit ihrer Bittersüße, denkt man an ihn. Seine Bücher sind voll Musik, sind ganz als Symphonien geordnet. Aber ihm fehlte der männlich schöpferische Antrieb, denn seine post mortem frei bekannte erotische Verwirrung wurde ihm Schicksal.

Schwermut war das psychische Symptom.

Als in seinem ersten Roman, einem Selbstbildnis, der Held Schauspieler werden will und bei der ersten Probe völlig versagt, murmelt der Intendant: Etwas steckt dahinter. Und als derselbe Held später ein Stück schreibt, murmelt der Kritiker: Etwas ist darin.

Als junger Mensch ging Bang zur Bühne, und er spielte Ibsens Oswald, daß seine Partner erschraken; daß sie ihm einen Stuhl zuschoben, fürchtend, er sänke hin. Das heißt, er spielte nicht, er war Oswald. Als dann einmal der gesunde Instinkt eines rohen Publikums merkte, daß eine Macht dort auf der Bühne ihr Wesen

treibe, aber kein Schauspieler, pfiffen sie ihn aus, und er entsagte; auch um körperlicher Schwächen willen, die ihn hinderten, „Helden“ zu spielen. Was aber anders hätte er spielen sollen? Konnte seine Seele sich verleugnen?

Schwermut schützt vor der Groteske.

Um dem Drang zum Akteur Luft zu machen, schilderte er später Schauspieler und Artisten, in Novellen, in Essays. Er wurde Regisseur und führte in Paris und Kopenhagen ganze Literaturen ein. Er wurde Rezitator seiner Werke, spielte seine Romane, wie als erschüfe er sie eben jetzt, nervös, Zigarette in Händen, obwohl er sich tagelang vorher fürchtete, tagelang nachher erschöpft war. „Hinter meinem herausfordernden Auftreten birgt sich Todesangst.“ Aber er brauchte diese Erregung: hier in dieser Stunde, endlich war er Herr.

Schwermut, die sich verzweifelt bäumt.

Auch am Drama ging er genau vorüber. In der Jugend schrieb er ein paar Stücke, die sich nicht erhalten haben. Und doch schienen unter den Erzählern seiner Gegenwart wenige zum Dramatiker so geboren wie Bang. Sind seine Bücher nicht voll von Dialogen innerster Spannung? Ist dies nicht grade seine feinste Kunst: Gespräche zu bauen, mit doppeltem Boden? Oben werden indifferente Worte gewechselt, unten ringt es, bebt es, weint es. In seinen letzten, vollkommensten Büchern geht er so weit, nicht einmal mehr als epischer Regisseur zu erwähnen, daß es unten weint und bebt. So nahe streift sein Flügel das Dramatische. Und doch ist grade, was seine Bücher an Handlung enthalten, gering und häufig wie hinzu erfunden. Ihr dramatischer Reiz liegt nur in jener Spannkraft.

Grund und Analogie dafür gibt sein Leben kund. Dies Leben, so mannigfach, verlief dennoch höchst undramatisch. Bang war Schauspieler und Regisseur, Journalist und Rezitator, Kosmopolit und Abenteurer: dennoch erlebte er eigentlich nichts. Hier ging alles nebeneinander. Deshalb setzt er seine Gestalten nebeneinander wie im Gewebe eines Gobelins. Das Erlebnis seiner Seele trug er in sich vom ersten Beginn, selbst die Kindheit brachte ihm nur Bestätigung.

Das Dramatische hat Bang weder erlebt noch geschildert. Gelangt er an den Punkt, an dem die Leidenschaft zwischen Gestalten seines Werkes zum Ausbruch kommt, so schweigt er nicht hörbar wie Fontane, er findet nur drei Zeilen oder fünf. Die dramatische Szene ist seinen Nerven fremd, deshalb schildert er sie nicht. Im Leben hat sie ihn gewiß enttäuscht, vielleicht war sie ihm peinlich.

Schwermut zieht am Dramatischen vorbei.

Herman Bang war als Dichter geboren. Aber Künstler war er nicht unausweichlich, nicht aus Dämonie: „Ich schreibe, um zu schreiben, und ich schreibe, um zu leben." Oder: „Immer graut mir vor dem Schaffen." Gut, daß er nicht reich war, sonst hätte er weniger geschrieben. Da diese innerste Nötigung ihm mangelte, findet sich in seinem Werk nicht eigentlich Entwickelung. Denn er bestand aus purer Schwermut, (die nicht gebrochen war durch jene Frechheit, mit der Heinrich Heine dies Geschenk zerstörte), und deshalb sind seine Bücher im Grunde lauter Selbstbildnisse.

Balzac etwa ist sein Antipode, Flaubert sein ganz fremder Stiefbruder. Unaufhörlich erfindet Balzac, ist immer im Fieber, reiht Handlung an Handlung. Bang erfindet nicht, fiebert nicht, niemals fabuliert er. Die Ähnlichkeit dieser Dichter: dieselben Figuren durch ihre Bücher zu führen, ist äußerlich und deutet auf ihre Verschiedenheit. Ein ungeheures Schachspiel baut Balzac, er schiebt die Figuren. Bang führt fast immer die wenigen Gestalten seiner Jugend auf.

Er kannte im Grunde nur zwei Menschen und stellte sie dar, sich selbst und seine Mutter. Er ist William Hög, ist Claude Zoret, ist Joan, und Nina Hög und Katerina und Stella und Dora und Fräulein Johansen, dies alles ist seine Mutter, er hat es selbst gesagt.

Schwermut kennt nur wenig Transfigurationen.

So ist er das Gegenteil des écrivain. Auch arbeitete er ganz anders — ganz wie ein Dichter, langsam, wartete, was seine Gestalten tun wollten, sah ihnen zu, belauschte sie, statt sie zu

schieben. Und doch schreibt er ausschließlich Romane, keine Dramen, kaum Gedichte, die vollkommen wären.

Wenn diesem Künstler zum Schriftsteller die Lust zu fabulieren fehlte, zum Dramatiker der Trotz, zum Lyriker der gefesselte Rhythmus: was ist es dann, das ihn erhebt über die andern?

In der Jugend hat er seine Schwermut schweifen lassen, hat nur seinen Helden getötet, William Hög; es scheint, er hätte es selbst tun sollen. Denn in ihm war nichts von der stattlichen Kraft der Regeneration Goethes, und ganz töricht sind Bangs „Hoffnungslose Geschlechter" dem Werther verglichen worden. Bang gestaltete kein Erlebnis, um es zu überwinden: er erlebte ja nichts als seine Schwermut. Dies hinderte ihn, sich zu töten.

Aber Bang war Weltmann und Aristokrat, war eben empirisch ein junger Däne und wollte untertauchen. Doch da er überall ein Fremdling blieb, unsäglich einsam, immer nur ein Gast, so betrachtete er die Unwelt, um sich zu ermüden. Und so schuf er, nur um sich zu ermüden, Gestalten neu, die er gefühlt.

So erklärt sich seine große Kunst: Gestalten-an-sich zu schaffen, ohne Handlung, ohne Bewegung, beinah ohne Milieu und Landschaft hinzustellen — jede unendlich einsam neben die andere. Aber ihre wirkende Kraft ist so groß, ihre Sinnlichkeit, an den kleinsten Symptomen wie im Fluge errafft, so nah und stark, daß der Leser, die geringe Handlung vergessend, sich auf besondere Art von ihnen umgeben fühlt.

Denn Bangs Gestalten vollbringen das Außerordentliche: sie treten aus dem Rahmen, in den sie nur flüchtig gestellt waren, sie verlassen die Blätter, die der Schauplatz ihres Lebens schienen, sie begleiten uns und werden unsere Freunde. Und treten wir dann eines Morgens hinaus in die Landschaft oder eines Abends in den Salon, oder uns treffen merkwürdige Frauenaugen, oder wir reisen, wir schmieden Pläne, wir sind wild, verworren, betrachtsam oder belebt, da taucht in uns die Frage auf: Wo sind sie, unsere Freunde? Wo ist Michael? . . . Was für Augen macht Claude Zoret dazu? . . . Tine ist nicht mitgekommen . . . Wie Nina weint? . . . Die alte Exzellenz grollt und friert . . . Und die schönste von allen, die Mutter, lächelt zu dem, was wir treiben, unter ihren Tränen.

Sie bieten keinen Kosmos, diese Gestalten. Bangs Einsamkeit gestattete ihm nicht, sich, wie man sagt, in andere „zu versenken". Er legte sein Herz in diese anderen, darum sind sie im Grunde alle gleich, alle tragen das bittersüße Lächeln ihres Autors, man erkennt sie daran, wie die Melodien Chopins.

Nirgends ist die suggestive Kraft, die diese Gestalten außerhalb seiner Bücher behalten, so unheimlich gewachsen wie in den „Vaterlandslosen", seinem letzten Buch. Eine Art von Gesetz, das große Meister erfüllen: kurz vor dem Ende ihre Form selbst aufzulösen, erfüllte auch dieser Dichter. Bang, kurz bevor er unterging, hat in seinem letzten Buch den Rest von Form völlig aufgelöst, den er im Lauf der Bücher noch behalten. Hier wird kaum noch Handlung angestrebt, alles liegt zwischen oder vielmehr unter den Sätzen. Es ist ein Buch, das mehr noch als die vorigen den Leser anruft, mit zu produzieren.

Doppelt bedeutsam wird dies im Angesichte der Natur des Helden. Bang findet in diesem Grafen Joan eine neue Formel für sein eigenes Wesen: die des aristokratischen Virtuosen. Und zu jenen Zügen, die alle seine Hauptgestalten von ihrem Schöpfer haben: dem Lächeln und dem melancholischen Aufblick ihrer Seele, kommt hier ein neuer, das Rückgrat des Weltmannes, und in aller Schwermut ist die Erkenntnis des alternden Künstlers wie aufgelöst, daß es andere gibt, größere Künstler. Eine todesmüde Ergriffenheit bedrängte ihn. Hier tönt sie wieder.

So voll vom Wunsche abzuscheiden ist dies letzte Buch, daß es kaum wundernahm, als man erfuhr, sein Dichter wäre abgeschieden: abenteuerlich, wie es ihm zukam, im Ost-West-Expreß in Nordamerika, wahrscheinlich durch selbstgewähltes Gift. Und auch darin war das letzte Buch Symbol, daß am Ende Graf Joan das Instrument seiner Seele und seiner Kunst, die Geige, beiseite legt mit dem Entschlusse, sie nie mehr anzurühren.

Als Herman Bang dies niedergeschrieben, entsank ihm seine Geige. Aber der Tod, der sie aufnahm, spielte ihm darauf jene Weise, die ihn ein Leben lang umsang — und die er doch nie hatte völlig fassen können.

Schwermut, am Ende langer Wanderung in Harmonie gehoben.

BILDNIS EINES OFFIZIERS

Er war ein Kavalier, von der verschwindenden Art, die Lebenslust nicht mit Tatenlosigkeit erkauft, ein ganzer Mann, der das Leben liebte, auf gutem Fuße mit dem Tode war, der Leistung und Genuß auszuwägen und eins durchs andere zu steigern wußte. Je heller sie glühte, die Flamme des Lebens, um so näher rauschte der dunkle Sinn des Schicksals und gefährdete die Flamme. So und nicht anders gefiel dir das Leben, in Pflichten, in Verantwortung vollkommen, rasch im Entschluß, mutig in der Tat, doch zugleich Abenteurer der Seele, Diener der Frauen, phantastisch wie ein Dichter.

Karl Gangolph von Sendler ist der letzte eines schlesischen Geschlechtes österreichischer Offiziere gewesen, das sich oft, besonders bei Aspern, hervorgetan hat. Ein paar kalte Daten umspannen bis zum Kriege kalendermäßig dies volle Leben, in Wiener-Neustadt geboren, wo sein Vater an der Akademie lehrte, Kriegsschule, Kriegsakademie, Garnisonen in Troppau, Galizien, Ungarn, Generalstab, Leiter der Intendanzkurse: Rohstoff, aus dem ein starkes Herz sich erst das Leben formt. Welch ein durchpulstes Leben!

Da sitzt, vor einem halben Jahrhundert, irgendwo in Ungarn, eine halbe Italienerin neben dem gestrengen deutschen Gatten, der hat sie in Triest entdeckt und die Spröde erobert. Amazonenhaft, schön, die kurzen Locken lieber zu Pferde schüttelnd als in der Tollheit der Liebe, so hat sie alle abgewiesen, bis sie, schon über Dreißig, am Ende doch dem blonden Rittmeister folgte. Doch nun will sie nach ihrer Art nur einem Sohne das Leben geben und hält in der Zeit der Hoffnung Gift bereit, wenn eine

Tochter aus ihr entspränge. Unter so wunderlichen Leidenschaften kommt der Knabe zur Welt — und fünfzig Jahre lang wird nun die Mutter nur dem Sohne leben und dieser ihr. Dies Dogma, von beiden Menschen beschworen, werden sie nie verletzen und noch im Tode rasch einander folgen.

Eine harte Jugend, denn der Vater muß von der Gage leben, und das kleine Vermögen der Mutter ist bald dahin. Es ist kalt in der Kadettenschule, oft friert das Wasser in der Schüssel, und noch nach Jahrzehnten kann dieser wetterfeste Offizier die Stube nicht warm genug haben, wie um die fehlende Wärme der Knabenjahre nachzuholen. Dann ist man der hübscheste Leutnant, eitel auf Stiefel und Taille, und beginnt mit der Laufbahn als Offizier die als ein Don Juan: auf beiden bringt man's rasch zu vielen Sternen. Reiz, Kunst und Lust nimmt hier nicht ab, vielmehr entwickelt sich mit den Jahrzehnten ein Kenner, der immer deutlicher in den Frauen die wahren Bilder des Lebens begreift.

Erstaunlich dies Doppelbild eines selbständigen Lebens! Hochbegabt, pflichttreu und kaiserlich, jung in den Generalstab berufen, erkennt der Offizier die Schwächen seiner Kaste, flieht früh das Kasino, wird immer einsamer im Kreise des Berufes, bald verkehrt er mit niemand mehr und wird von Kameraden Sonderling gescholten. Auch als ihm Verstand und Fleiß den innersten Kreis der Kriegsrüstungen erschließen, trennt er sich von jeder Prätention, erkennt eine schwache Stelle in der Vernachlässigung der Etappenfragen und wirft sich mit historischer Kenntnis und eigenen praktischen Ideen in den Aufbau. Da wird er wieder von manchen Spitzen als wunderlicher Kopf verspottet, den Stiefel, Mehl und Holz mehr interessieren als die hohen Probleme der Strategie. Doch läßt man ihn gewähren, und nun erzieht er durch viele Jahre die Intendanten der Armee fast frei nach seinen eigenen Plänen über Nahrung, Kleidung, Beförderung der Truppen im Kriege, bis seine Exposés grundlegend werden für die Umwandlung alter Ordnungen. Immer aber bleibt er in der Arbeit der Außenseiter wie im privaten Leben.

Denn unter Frauen und Künstlern glaubt er zugleich Geist und Seele besser zu bilden, Menschenherzen sind es, die er sucht, Erkenntnisse und Kultur, rasch rafft er mit geschmeidigen Sinnen

zusammen, was eine stumpfe Erziehung ihm schuldig blieb. So zieht er ein Jahrzehnt und länger mit voller Heiterkeit und hohem Ernst in Wien seine wunderliche Bahn, meidet Adel und Hof, sucht Umgang mit modernen Köpfen und will, was Freundschaft oder Liebe schenkt, nur immer sich selber verdanken. Bezwingend liebenswürdig, bleibt er doch immer ein Dienender, Werbender vor den Frauen, und war er heut noch immer der beste Tänzer am Volkstheaterball und paradiert in ganz naiver Eitelkeit als Oberstleutnant mit der Leutnantstaille, so fordert er morgen achtzehnstündige Arbeit von sich selbst, wenns nötig ist. Immer von der Gage lebend, auch noch Schulden zahlend, und doch immer generös wie ein Fürst: ein kleines Kunstwerk solch ein Leben, in dem die Gegensätze nie zu hörbarer Reibung kommen dürfen.

Wenn er erzählt, erstaunen Dichter, die ihm zuhören, und wer versucht, seine Geschichten aufzuschreiben, darf sich zu bester Wirkung nur dicht an seine Worte halten. Völlig gegenständlich, wie ein Generalstäbler Meldungen macht, gestaltet er das Erlebte, und obwohl er weder Manöver- noch Liebesgeschichten mit Namen lokalisieren darf, sieht man die Waldlichtung oder Chaussee, das Zimmer im vierten Stock oder im Schlosse in solcher singulärer Plastik vor sich, wie sie Flaubert vom jungen Maupassant bei seinen ersten Versuchen gefordert hat.

Der Krieg entwickelt ihn zu voller Produktivität. Anfangs Dankls Generalstabschef der Ersten Armee, wurde er bald Oberquartiermeister und mußte so bis Frühjahr 17 alle Vorstöße und Rückschläge mitmachen, um in Ostgalizien unter schwierigen Umständen 40000 Mann, 20000 Pferde, Trains, Anstalten und Formationen aller Art zu versorgen. Die glücklichste Zeit dieses reichen Lebens beginnt, nach ein paar Monaten ist die „Quartiermeister-Abteilung 14“ bei allen Stäben in der Monarchie bekannt, hier wirkt sich ein Organisator größten Stils nach jahrelangen eigenen Plänen selbständig aus und regiert, großzügig und unermüdet, in seinem Reich wie ein Diktator.

Als Erster baut er Fabriken für Leder, Glas, Holz und vieles andere, immer neue Bahnen und Brücken erzwingt sein Wille von den kopfschüttelnden Ingenieuren, und während in Baden

und Teschen die Zahl seiner Feinde wächst, kann er bei steigender Macht doch immer wieder den Kampf mit der Leitung aufnehmen, von der er die Mittel zu neuen Unternehmungen mit ständiger Drohung seines Abganges zur Front ertrotzt. Erstaunliche Kenntnis der Materialien, die bis auf Knopf und Leim, auf Ofenrohre und Hufnägel sich erstrecken, läßt ihm stets die Übersicht über seine Referenten, so daß er kein Unmöglich duldet, Sachen und Menschen in riesiger Arbeit die höchste Leistung auspreßt.

Lieben konnten einen solchen Führer Untergebene und Mitarbeiter kaum, sie fürchteten ihn und hingen ihm dennoch an, weil selbst seine Feinde nur Uneigennützigkeit in ihm erkennen mußten.

So kam es, daß nach dem Fall von Bukarest, als das Leben der Monarchie an rascher und reicher Zufuhr rumänischen Getreides hing, der junge Kaiser keinen besseren Vertreter fand als diesen unbeliebten, protektionslosen Outsider, der nie ins Armeeoberkommando zum Frühstück gekommen war, niemand dienstliche Artigkeiten sagte und mit dem Kaiser selbst in dessen erster Offizierszeit einmal zusammengestoßen war. Jetzt, als dieser ihn zum Bevollmächtigten der Monarchie in Rumänien ernennt, sagt er zu ihm: „Sie müssen das Äußerste leisten, buchstäblich ist es das Schicksal meines Volkes, das jetzt von Ihrer Energie abhängt!“

Sendler, exakt und pünktlich, längst Kritiker der typischen Schwächen seiner Kameraden, hatte von Jugend auf eine wahre Anbetung des preußischen Offiziers in sich gepflegt und diesen Typus trotz seiner Fehler auch seinem Vaterlande gewünscht. Jetzt brachte ihn der Krieg mit seinen Vorbildern in scharfe Konkurrenz, die sich bis zu jenem unheimlichen Krieg im Kriege steigerte, in den die Bundesgenossen der ganzen Welt, die Hungernden besonders, gedrängt wurden. Jetzt mußte dieser Offizier zum Diplomaten werden und mit nicht immer sanfter Gewalt den rumänischen Boden schrittweise für die Monarchie zurückerobern, den die Deutschen gleich zu Beginn mit ihrem System der Landesausnützung überdeckt hatten. Eine solche Energie an ihrer Seite waren sie nicht gewohnt, und Mackensen gab seinem Unmut über

den neuen Herrn aus Wien mit der unbewußten Ironie ärgerlichen Ausdruck: „Der Kerl geht ja los, als ob er ein Preuße wäre!“ Ludendorff suchte ihn zu verdrängen, aber Czernin hielt ihn: denn mit Staunen sah man schon nach ein paar Wochen die Kurve des nach der Monarchie abrollenden Getreides fast senkrecht aufsteigen.

Jetzt rühmte ihn plötzlich alles, er wurde „außertourlich“ General, die schönsten Orden hängte man ihm um, bis ihn anfangs 18 eine ähnliche Aufgabe nach Odessa rief. Doch hier nahmen ihm neidische Hände seinen eingerichteten Etappendienst, zugleich verschlechterte sich mit der Kriegslage das Verhältnis zur ukrainischen Regierung, persönliche Differenzen mit dem Kommando trübten die Stimmung des arbeitswütigen und genußfrohen Mannes, das Hinterland verekelte ihm seine Wirksamkeit, bis er, der Sache überdrüssig, im Oktober 18 erneut um eine Brigade bat. Diesmal sollte er sie bekommen — zu Anfang November.

Der Umsturz, der ihn in Wien auf Urlaub trifft, raubt Sendler mit einem Schlage alle Güter des Lebens und der Seele: Kaiser und Reich, Macht und Geld, Wirksamkeit und Pläne. Der Mann, der zwei Jahre lang den stärksten Verführungen ausgesetzt war, dem Rumänen und Russen für unsichtbare Gefälligkeiten alle Schätze des Orients geboten hatten, kommt wie ein Bettler zurück. In diesen Tagen völligen Zusammenbruches einer zuletzt so glänzenden Existenz tritt eine neue Frage an ihn heran. Die Revolution sucht einen demokratischen, wahrhaft fähigen General, der ihr eine neue innere Armee aufbauen könnte. Vor allen wird Sendler genannt, und der alte Dr. Adler sagt: „Von dem haben die K. und K. immer schlecht gesprochen, das ist unser Mann.“ Am 7. November trägt man ihm vertraulich das neue Amt an, zu dem ihn alles zu treiben schien: seine vorurteilslose Vergangenheit wie der Wunsch des Augenblicks, aus Ohnmacht und Not in Macht und Sicherheit zu gelangen.

Da tritt ihm der Kavalier dazwischen. Sein Kaisergefühl überwiegt alle Skepsis über den letzten Herrn, und der Mann, der zwanzig Jahre lang den Generalen für zu rot gegolten, kann sich

trotz persönlicher und staatlicher Not nicht entschließen, „seinen Eid zu brechen“. Er lehnt ab, schlägt einen andern vor und spielt, um sich zu ernähren, Kino. Ein alter Bursche, dem es jetzt gut geht, findet sich ein und bietet unter vielem Gestammel seinem General seine Ersparnisse an. Wie er sieht, Exzellenz läßt sich nicht helfen, greift er wenigstens zu den Stiefeln, die grade dastehen, und bittet, sie putzen zu dürfen.

Nach ein paar Wochen holt ihn ein Industrieller, der im Kriege seine Tatkraft und Unbestechlichkeit schätzen lernte, und wirklich scheint es, als ob sich dieser bewegliche Geist auch hier rasch eine Führerstellung erränge. Doch was ihn bisher nach außen mächtig gemacht hat, Rang und Titel, schadet ihm nun, bei Mitarbeitern und Beamten findet er Widerstand, erlebt Enttäuschungen oben und unten, und er schreibt: „Mein Leben in aufsteigender Linie ist gelebt.“ Ein Versuch, zuletzt im Kleinsten das Große zu erneuern, auf dem Lande, wie Stanley am Ende tat, muß mißlingen: die Stütze seiner Lebenskraft, Stern und Hort seines Daseins, die uralte Mutter, stirbt. Ihr ist er rasch nachgestorben.

Er war ein Edelmann, vornehm, klug und tapfer, der die Geschenke des Lebens im Herzen trug, doch in der Brusttasche darüber aus einer Zeitungsecke ein kleines Gedicht auf seinen alten Kaiser, daneben die Madonna, an die er sich nur in äußersten Fällen wandte. Ein Arbeiter und Organisator großen Ranges, der knirschend die Fehler seiner Klasse, ein Patriot, der die seiner Landsleute erkannte und dann mit Österreichs Zerfall zusammenbrach. Ein Freund wie keiner. Ein Kavalier, der das Leben liebte und dem die schönen Frauen folgten bis ans Ende, aber keine nahm er zur Ehe.

So blieb er der Letzte seines Geschlechtes. Über seinem Grabe wurde sein Wappen zerbrochen.

Vom gleichen Autor erschienen:

DRAMEN

EIN FRIEDLOSER. DICHTUNG

NAPOLEON. DRAMA

DER SPIEGEL VON SHALOTT. DICHTUNG

TRISTAN UND ISOLDE. RHAPSODIE

TRILOGIE DER RENAISSANCE

ATALANTA. ARIADNE. DICHTUNGEN

FRIEDRICH, KRONPRINZ VON PREUSSEN. DRAMA

DIPLOMATEN. KOMÖDIE

BISMARCK, TRILOGIE EINES KÄMPFERS

IN VORBEREITUNG: GESAMMELTE DRAMEN. BAND I: GRIECHISCHES

PROSA

MANFRED UND HELENA. ROMAN. 2. AUFL.

DIANA. ROMAN. 6. AUFL.

MEERESSTILLE. ROMAN. 6. AUFL.

DIE REISE NACH AFRIKA. 3. AUFL.

AM MITTELMEER. 13. AUFL.

BISMARCK. 44. AUFL.

WAGNER ODER DIE ENTZAUBERTEN. 4. AUFL.

RICHARD DEHMEL. 2. AUFL.

GOETHE. GESCHICHTE EINES MENSCHEN. 2 BÄNDE. 28. AUFL.

REMBRANDTS SCHICKSAL. 11. AUFL.

NAPOLEON. 71. AUFL.

WILHELM DER ZWEITE. 150. AUFL.

Ferner:

SHAKESPEARES SONETTE. NEUE DEUTSCHE ÜBERTRAGUNG

VOM UNBEKANNTEN GOETHE. ANTHOLOGIE. 5. AUFL.